L. g.
0
825 m

Herzog Ulrich

von

Würtemberg

oder

der Märtyrer am Bodensee.

CABINET DE LECTURE
J. P. CHRISTMANN
MULHOUSE

Ein Gegenstück zu „Lichtenstein" von
Wilhelm Hauff.

Mit Abbildungen.

ERNST ROESLING
(G. MAYER'SCHE BUCHHANDLUNG)
LÖRRACH.

Freiburg im Breisgau.
Verlag von Ludwig Waizenegger.
1837.

L. 9. 0825 m

KGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

J. M. Bannhard'scher Druck in Konstanz.

I.

Nur noch wenige Stunden, und das Jahr 1523 war zu Ende gegangen. Eine kalte Schneeluft wehte vom See her über das Dörflein Sernatingen, und Niemand unter den Bewohnern wagte es, aus dem warmen Stübchen hinauszuschauen, um sich nicht der schneidenden Kälte auszusetzen. Man saß ruhig beisammen, und etwas länger, als man sonst gewohnt war, denn nicht gerne bringt man jene Stunden mit Schlaf zu, welche uns in einen neuen Lebens-Abschnitt hinüberführen.

So war es auch im Häuschen des Frühmesser zu Sernatingen. Aber nicht saß er hinter dem warmen Ofen an seinem Studiertische, wie er in sonstigen Tagen zu thun pflegte; er stand am Fenster, das gegen den See gekehrt war, und sah durch die kleine Oeffnung auf das große Schneefeld, welches sich mehrere Stunden in die Länge dehnte; er sah dem Monde zu, der über der Burg Bodmann stand, und sein blasses Licht über die weiße Fläche verbreitete. Immer schneidender wehte der Schneeluft, doch trat der Frühmesser nicht vom Fenster.

Eine kalte Neujahrs-Nacht, so begann ein Mädchen, das nicht weit von dem Frühmesser am andern Fenster saß, und bisher in einem Büchlein gelesen

hatte, wer jetzt unter Wegs ist vom See her, dem mag es hart gehen in der scharfen Schneeluft — ich habe mich bisher besonnen, nur über die Straße zu gehen; meine Eltern werden böse seyn, daß ich so lange nicht nach Hause komme.

Sey ruhig, Annele, sprach der Frühmesser, ich will dich Morgen entschuldigen, man bleibt ja ohne dieß heute länger, als gewöhnlich, auf. Warte noch ein wenig, vielleicht wird die Luft milder. — Aber schau' mein Kind, wer schreitet dort über den Bodensee? er scheint sich mühsam durch den vom Winde zusammengehäuften Schnee zu winden; es wird doch kein Wandrer seyn, der sich auf den See verirrt, denn diesem ist noch nicht sehr zu trauen, da sich die Eisdecke erst seit einigen Tagen über den See gezogen hat.

Annele sah durchs Fenster — schon war der Wanderer in der Nähe des Hauses, das zunächst am See lag, und bald ertönte das Glöcklein an der Hausthüre, aber nur von schwacher Hand gezogen. Ehe der Frühmesser ein Wort gesprochen, stand das Mädchen schon mit einem Lichtspan in der Hausflur, und öffnete dem Wanderer. Ein Mann von schönem Wuchse im Pilgerkleide stand vor ihr; tief hatte er den Hut herunter gedrückt, aber wohl erkannte man die edeln Züge seines Gesichtes, in das bei einem Alter von etwa 30 Jahren der Gram schon manche Furche geschnitten hatte. Annele nahm den Mann bei der Hand, und führte ihn die Treppe hinauf, auf der schon der Frühmesser stand, um ihn freundlich zu bewillkommen. Verzeiht, ehrwürdiger

Herr, sprach der Pilger, und athmete schwer auf, daß ich euch noch in so später Nacht belästige, aber ich habe nirgends mehr ein Licht gesehen, denn in eurem Hause, und dem bin ich zugelaufen. 's war eine kalte Nacht, und ich bin beinahe zu Grunde gegangen im Schnee. Ihr werdet mir doch eine Herberge gewähren. Jedem Wanderer, erwiderte Johannes Heuglin, ist mein Haus offen; was ich von meinem Wenigen geben kann, steht euch zu Gebot. Doch setzet euch, mein Werther, denn ich sehe, daß euch der Weg sauer geworden, und ihr der Ruhe bedürfet. Er führte den Fremden in seinen Lehnstuhl, der als ein Erbstück seiner Familie ihm werth war, und jeder Zeit den Fremden als Ehrenplatz angewiesen wurde. Auf dieß winkte er dem Mädchen, und in wenig Augenblicken stand ein Tisch vor dem Lehnstuhl, und ein Krüglein mit Wein zur Labung für den späten Gast. Trotz dem Widerstreben des Fremdlings ging Annele noch spät in die Küche, und brachte nach kurzer Zeit ein Süpplein, das den fast Erfrornen recht wohlthätig erwärmte.

Aber um Gott, begann der Frühmesser nach einiger Zeit, als sich der Fremdling gelabt hatte, was führet euch über den See, wo es kaum noch sicher zu gehen? sintemalen gegen die Mitte die Eisdecke noch sehr schwach ist. Das Muß ist eine harte Nuß, entgegnete der Fremdling; würd' ich euch erzählen, warum ich diesen Weg wählte — ach! so würdet ihr nur die Geschichte eines Unglücklichen mehr wissen, aber nicht wahr, ihr erlaßt mir das Schmerzliche? gedenket nur, daß ein Unglücklicher eures Mitleids

bedarf, und das ist ihm schon zu Theil geworden, indem ihr so liebevoll ihn aufgenommen. Es sey so, sprach der Frühmesser, ich will nicht weiter fragen, aber Gott wollen wir Beede danken, daß er euch so wunderbar über die Fluth des Sees geführt. Ja hochgelobt sey der liebe Vater im Himmel, setzte der Fremdling hinzu, und sein Auge richtete sich aufwärts in Thränen des Dankes. Er verläßt die Seinen nimmer, das hab' ich heute wiederum erfahren; drum will ich ihm vertrauen immer mehr, mag noch kommen, was da will. Gedenket stets der Neujahrs-Nacht 1523, bemerkte Johannes, so werdet ihr gewiß diese Stunde, so oft sie wiederkehret, in Andacht zubringen. So ist denn der letzte Tag des Jahres? fragte der Fremdling etwas verwundert. Ach! auf der Reise, und auf solcher Unglücksreise vergißt man Tag und Stunde. Der Fremdling stützte den Kopf auf die Hand, und schien über Wichtiges nachzudenken. Das Alte ist vergangen, seufzte er, und ein Neues wird anbrechen. Gott geb's, ein gutes, ein besseres Jahr, als das vergangene.

Während die Beiden sprachen, hatte sich Annele, nachdem sie mit liebevoller Stimme eine gute Nacht gewünscht hatte, aus der Stube entfernt. Es war schon späte Nacht, doch traf sie die Eltern noch wachend. Auch die Beiden begaben sich zur Ruhe, denn Johannes wollte seinen Gast nimmer länger aufhalten, da er wohl sah, daß derselbe des Schlafes und einer erquickenden Ruhe so sehr bedürftig war. Morgen ein Mehreres, sprach er zu seinem Gaste, und seyd mir nicht zu frühe, denn ihr bedürft Ruhe.

Kaum schaute die eben aufgehende Sonne durch das Kämmerlein, wo der Gast des Frühmessers Johannes schlief, so hörte man schon unten in der Küche weibliche Tritte. Gut, daß doch Jemand schon wach ist im Hause, sprach der Erwachte, und er trat angekleidet vor die Thüre seines Kämmerleins.

Da kam ihm mit freundlichem Gruße das Mägdlein entgegen, welches am Abend des gestrigen Tages die häuslichen Geschäfte besorgt hatte. Ein gutes neues Jahr! sprach sie. Ein gleiches wünsch' ich dir, liebes Kind, erwiederte der Fremdling. Aber, fuhr sie fort, darf ich euch nicht euer Frühstück bringen, werther Fremdling? denn gestern Nacht seyd ihr gar kurz zugekommen. Kaum hatte der Fremdling geantwortet, so stand sie schon mit einem Tüchlein vor seinem Tische, und stellte ein Schüsselein voll Milchsuppe mit freundlicher Einladung auf. Du bist eine feine Magd, sprach der Fremdling, ich wähnte dich noch in den Federn, und schon hast du mir ein Süpplein bereitet. Wie soll ich dir doch vergelten deine freundliche Aufwartung? Ah! lachte Annele, ihr habt noch nicht die rechte Ansicht von den Mädchen am See; da heißts: früh heraus und spät zu Bette. Eh' ihr erwacht seyd, hab' ich schon meinen Eltern ihr Stübchen eingeheizt, und bin dann erst hieher kommen. Wenn ihr aber von Erwiederung sprecht, so beleidiget ihr mich. Ist man denn in euerm Land nicht gewohnt, Gastfreundschaft zu üben? Und es ist nichts weiter, als meine Schuldigkeit. Mein verehrter Herr würde es mir übel verdenken, wenn der Gäste nicht gehörig gepflegt würde. Du bist ein braves Mädchen,

sprach der Fremdling, wie gerne würde ich noch einige Stündlein mit dir verplaudern, aber die Zeit drängt mich, ich muß von hinnen. Nachdem er sein Morgensüpplein gegessen hatte, rüstete er wieder das Päckchen, das er mit sich gebracht, er nahm etwas heraus, und legte es bei Seite.

Eben schickte sich der Frühmesser an, in die Kirche zu gehen, und seine Messe zu lesen, da stand der Fremdling völlig reisefertig wieder vor ihm. Wartet, bat der Frühmesser seinen Gast, bis ich von der Kirche wiederkehre, wenn ihr je nicht länger bleiben wollt. Ich habe Eile, erwiederte der Fremdling, so gerne ich von eurer Gastfreundlichkeit noch weiter Gebrauch machen würde. Nur eine Frage, ehrwürdiger Herr! könnet ihr mir nicht Bericht geben, ob sich Herzog Ulrich von Würtemberg der Zeit noch auf seiner Feste Twiel aufhält? sie ist ja, so viel ich höre, nicht ferne von hier. Da kann ich euch Sicheres berichten, sprach der Frühmesser: seit mehreren Monaten läßt er Leute werben in der ganzen Umgegend, freilich geht es unter anderm Namen, aber man weiß, daß sie für ihn geworben werden. Von diesen hat man erfahren, daß der Herzog der Zeit in der Schweiz sich aufhält. Wohl mag Solothurn gegenwärtig sein Aufenthalt seyn, da ihm diese Stadt absonderlich hold ist. Welchen Weg, fragte der Fremdling, hätte ich dahin zu wählen? Euer Weg, belehrte ihn der Frühmesser, führt an der Feste Twiel vorbei über Schaffhausen. Wenn ihr von hier aus nach etwa 2 Stündlein durch einen Wald kommt, so sehet ihr bald vor euch den hohen Felsenberg Twiel. Der ist dann euer

Führer, denn an seinem Fuße gehet die Heerstraße gen Schaffhausen und Solothurn. Der Fremdling dankte seinem Gastfreunde für den freundlichen Bericht — aber jetzt, sprach er, ist es hohe Zeit, daß ich von dannen gehe. Wie soll ich euch vergelten, was ihr mir Gutes gethan? Nehmt das, was ich euch hiemit biete, vor der Hand als Beweis, daß ich nicht undankbar bin. Wer weiß, ob wir nicht bald uns wiedersehen. Dieß sprechend reichte er ihm ein Päckchen von nicht geringer Größe. Möge dieß, das unbedeutend erscheinet, setzte er hinzu, von Segen für euch seyn, wie es schon für so Manche war. Und, was geb' ich dir, liebes Kind? er wendete sich zu Annele. Gold und Silber habe ich nicht, was ich dir gebe, ist köstlicher. Er legte seine Hand auf des Mägdleins Haupt, und sprach: der Friede Gottes sey mit dir. Eben läutete das Glöcklein zur Messe, als der Fremdling die Stube verließ.

Der Frühmesser legte das Päckchen bei Seite, ohne es zuvor zu öffnen, und ging zur Kirche. Was doch in dem Päckchen seyn mag, sprach Annele, als sie sich allein in der Stube befand. Der Herr wird nicht zürnen, wenn ich es zuvor ansehe, es ist ja kein geschlossenes Päckchen. Sie schlug das Papier zurück, da sah sie ein Buch in weißem Leder gebunden. Annele schlug es voll Neugierde auf, und las auf der ersten Seite: „das Newe Testament vnsers Herrn vnd Heilandes Jesu Christi verteutscht durch Dr. Martinum Lutherum.“ Sie wiederholte die letzten Worte „Martinum Lutherum,“ wird doch das nicht ein Buch von dem Manne seyn, der eine neue Lehre

aufgebracht hat, und gegen den der Herr Pfarrer zu Ueberlingen auf der Kanzel so bitter geprediget. Das wird meinem Herren eine große Freude machen, wenn er dieß ketzerische Buch sehen wird. Ei, lieber Fremdling, das hättest du können behalten, an mir findest du keine Leserin. Doch sie hielt nicht, was sie sich vorgenommen, sie blätterte aus Neugierde noch ein wenig, da lag der erste Brief des Apostels Paulus an Timotheus vor ihr. Sie las K. 3. V. 2 — 4. „Es soll aber ein Bischof unsträflich seyn, eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig, nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben; sondern gelinde, nicht haderhaftig, nicht geizig; der seinem eigenen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit u. s. w.“ Das ist etwas Neues, sprach Annele, als sie die Stelle gelesen, und sie las sie noch einmal und zum drittenmale. Also ein Geistlicher soll seyn eines Weibes Mann, soll seinem Hause wohl vorstehen, und Kinderlein erziehen in Ehrbarkeit? — Das läßt sich hören. Aber wann war es so, und warum ist es jetzt nicht so? darüber muß ich doch den Herrn fragen. Sie hörte seine Tritte, der eben aus der Messe kam. Schnell klappte sie das Buch wieder zu. Der Frühmesser öffnete sogleich, als er eingetreten, das Buch, er las den Titel — ein wunderbares Gefühl drückte sich auf seinem Gesicht aus, man konnte es Ueberraschung und Freude nennen. Ohne weiter darin zu blättern, legte er das Buch in seinen Schrank, und verschloß es, aber nicht auf lange. —

II.

In dem mit so vielen Denkmälern einer großen Vorzeit geschmückten Höhgau, wo acht vulkanische Bergkegel mitten aus dem Bodensatze alter Fluth emporsteigen, erhebt sich in geringer Entfernung vom Bodensee ein hoher steiler Fels, auf dem die Burg Hohentwiel steht. Schon in den Zeiten der Römer war hier ein Kastell errichtet, um die Einfälle der kriegsfreudigen Allemannen in die römischen Provinzen abzuhalten; daher trug die Burg noch bis in das XI. Jahrhundert den Namen Duellium. Am Ende des IX. Jahrhunderts war sie der Wohnsitz des mächtigen Brüderpaars Erchanger und Berthold, das seine Lust, vom deutschen Könige unabhängig zu seyn, auf dem Blutgerüste zu Hattingen büßte. Im X. Jahrhundert herrschte auf der Burg die schöne Herzogs Wittwe Hadewig, und las griechische und römische Klassiker an der Seite ihres geliebten Lehrers, des schönen Mönchen Ekkehard von St. Gallen, dabei aber führte sie den Herrscherstab über das Höhgau und die ganze Seegegend, nicht als Weib, sondern als kräftige Männin. Nach ihrem Hinscheid kam die Burg in verschiedene Hände, bis sie, wahrscheinlich durch Rudolf den Habsburger, ein Besitz der reichen Herren von Klingenberg wurde. Die besaßen sie bis in den Anfang des XVI. Jahrhunderts, da sank das Geschlecht in seiner Macht, ein Besitzthum nach dem andern fiel von dem einst so mächtigen Hause; sie waren so weit herabgekommen, daß sie mit andern Rittern des Höhgaus vom Gewerbe der Weglagerer

lebten. Das letzte Eigenthum des Hauses, Hohentwiel, wurde feil, und Hans Heinrich von Klingenberg, der nebst mehreren seines Geschlechts die Burg besaß, ließ sich mit Herzog Ulrich von Würtemberg in Unterhandlungen ein. Für den unglücklichen Fürsten war es eine günstige Gelegenheit, als er hörte, daß der Klingenberger gesonnen wäre, einem andern das Oeffnungsrecht auf Hohentwiel einzuräumen.

Vertrieben aus dem Erbtheil seiner Väter, wohl nicht ohne Schuld, welche die Heftigkeit seines Gemüthes auf ihn gewälzt hatte, mußte es ihm willkommen seyn, einen Punkt zu gewinnen, von dem herab er hoffen konnte, seines von Feinden unrechtmäßig besessenen Landes wieder habhaft zu werden. Das konnte der Platz werden, den er am Ende noch sein nennen konnte, nachdem ihm sein ganzes schönes Stammland entrissen war, der Platz, auf dem er sich sicher wähnen konnte, wenn auch alle Macht der Feinde mit ihren bösen Rathschlägen ihn umringte.

Den 23. Mai 1521, am Donnerstag nach Pfingsten, schloß er mit dem Klingenberger einen Vertrag, worin ihm derselbe die Burg auf zwei Jahre zum unbeschränkten Gebrauch übergab. Diese Uebergabe Hohentwiels an Herzog Ulrich wurde von den Nachbarorten sehr übel aufgenommen, besonders von dem Adel im Höhgau und Allen, welche österreichisch gesinnt waren. Um sich gegen etwaige Anfeindungen zu schützen, welche der Herzog nur zu gewiß zu erwarten hatte, legte er sogleich Max und Friedrich Stumpf von Schweinsberg mit einigem Volk in das Schloß, und ließ es mit aller Nothdurft versorgen,

denn der vorige Inhaber hatte es Armuth halb ungespeist, unbesetzt und ungebauen gelassen.

Unter diesen Anstalten begingen die genannten Befehlshaber die Unvorsichtigkeit, und nöthigten etliche Fuhrleute, die mit Wein und Salz gen Zürich fahren wollten, und unten am Berg vorbeizogen, auf den Berg hinaufzufahren. Dieß erregte dem Herzog Verdrießlichkeiten bei den Schweizern, jedoch entschuldigte er sich sehr liebreich auf ihr Beschwerdeschreiben, indem er anführte, daß er der Sachen halb weder Wissen noch Gefallen habe, und er wolle dermaßen darin handeln, daß die Thäter und gemeine Eidgenossen befinden sollen, daß ihm solches mißfällig sey.

Um den Eidgenossen dieß zu bezeugen, daß es wider seinen Willen geschah, entließ er, wohl ungerne, seinen treuen Diener Max Stumpf von Schweinsberg, den einen der Befehlshaber, dem wohl die Hauptursache der Verdrießlichkeit zur Last zu legen war. Die Schweizer wurden auf solche Weise in Güte beruhiget, und sie waren es sogar, welche durch ihre Vermittlung bei den Oesterreichischen es dahin brachten, daß der Herzog im Besitz der Feste ungehindert gelassen wurde. Aber ein schlimmerer Feind, als der von Außen, erhob sich gegen den Herzog im Innern der Feste im Winter des Jahres 1523. Die Besatzung, welche der Herzog auf die Burg gelegt hatte, bestand, ausgenommen die beiden Hauptleute Max und Friedrich von Schweinsberg, so wie die Ritter, Hans Konrad Thum von Neuburg, Sebastian von Schorndorf und Hans Dunz, aus lauter Landsknech-

ten von verschiedenen Gegenden. Willig hatten sie sich unter die Fahne des Herzogs versammelt, aber sie waren der Meinung, daß sie in die Dienste eines Herrn getreten wären, der vor der Hand wohl ohne Land, aber noch an Schätzen reich wäre, sintemalen er sich in einen so wichtigen Kauf hatte einlassen können. Dem war aber nicht so, sonst hätte sich nicht der Herzog schon längst an den französischen König Franz in einem Schreiben gerichtet, worin er ihn dringend um Unterstützung mit Geld bat, um sich im Besitze seiner Feste erhalten zu können. Aber seine Bitte schlug fehl; erst nach der zweiten Bitte erhielt er eine Summe, die aber wohl kaum hinreichen mochte, um die dem Inhaber der Feste versprochene Summe zu entrichten. An eine Befriedigung der Besatzung war vor der Hand gar nicht zu denken. Von einem Tag bis zum andern wurden die Landsknechte von dem Hauptmann der Feste, Fritz von Schweinsberg, vertröstet — das Geld kam nicht, die Söldner wurden unzufrieden, und ihre Unzufriedenheit sprach sich am Ende in einem lauten Unwillen aus, der den Hauptmann das Unangenehmste befürchten ließ. Dieß war der Zustand der Feste mit dem Anfang des Jahres 1524.

Im Erker seines Hauses saß der Hauptmann von Hohentwiel, Fritz Stumpf von Schweinsberg, vor ihm auf dem Tische lag ein offenes Schreiben Herzog Ulrichs, das er in den letzten Tagen empfangen hatte. Er hatte ihm darin den Auftrag gegeben, daß er ihm so schnell als möglich von den Knechten, die er fortwährend in der Gegend werben

ließ, etwa 300 zusenden möge, um den Zug nach Mümpelgard gegen den Grafen Wilhelm von Fürstenberg zu unternehmen. Vom Solde, den der Hauptmann so sehnlich erwartet hatte, war im Schreiben gar nicht die Rede. Trübsinnig stützte er das Haupt auf die Hand, und man sah wohl, daß der Inhalt des Schreibens ihn nicht erfreut hatte.

Hastige Tritte tönten durch den Hausgang der Thüre zu, und eintrat der Sergeant der Schweizer Söldner. Herr Houptma, begann der Eintretende, a guats nüs Jor im Nama miner Chamerada. Fritz von Schweinsberg erwiederte freundlich seinen Gruß. Und, fuhr der Schweizer fort, i soll ui säga, daß all wissa went, wa der Bot brocht hei, der vo Solothurn cho ist. Dort, Herr Sergeant, erwiederte Fritz von Schweinsberg, ist ein Brief, den der Bote vom Herzog überbrachte; ihr könnet ihn selbst lesen, und euch von seinem Juhalt überzeugen. Er wissat wol, Herr Hauptma, sprach der Sergeant, daß i nüt lesa cha, und wenn i's au chönt, bim Hagel, so hätt' ich nüt darvo; i und mine Chamerada went nünt fürs Augaverderba, miar went's in d'Händ, deswega sin miar in Sold gstanna. I glaub, 's würd wieder so a Chanzleitrost si, mit dem miar Schwitzer nit vorlieb nä chönnat. Geld bruchet miar, 's ist ohne des nüt viel usgsetzt, und wemar des nit amol inä chönnat, mit was soll ma uscho? Jar müant mars nüt für uguat nä, daß i säg, was i säga muaß; wenn desmol nünt cho ist, mit dem iar mi und mine Chamerada zfrieda stellat, so gohts lez, und miar frogat nüt noch am Herzech. Sagt euern

Kameraden, Herr Sergeant, sprach der Hauptmann, ich kann den Sold nicht ausbezahlen, denn das Geld ist noch nicht eingetroffen. Bim Hagel, 's chönt doch si, bemerkte der Sergeant mit etwas beissendem Tone, der Herzech ist doch kei so armer Ma, sust chönt er nüt all nüs Volk werba. 's Geld got uf a chlis Hüsle; hot's öba der Bot no im Sackh steckha. Verlaßt mich, rief der Hauptmann mit gebietendem Tone, ich mag eure Stichelworte nicht mehr länger ertragen; ihr könntet mich leicht in die Noth versetzen, mit euch in anderm Tone zu sprechen. Uf Wiedersea, Herr Houptma, lachte der Sergeant, und verließ das Zimmer des Hauptmanns.

Es stand keine Viertelstunde an, so war das Haus des Hauptmanns von sämmtlichen Schweizer-Söldlingen umringt; Fritz von Schweinsberg trat ans Fenster. A guats nüs Jor, riefen einige zum Hauptmanne hinauf, aber es klang eher wie Spott. Sold usa, schrieen mehrere, während ein großer Theil durch das Haus bis zur Thüre des Hauptmanns sich drängte. Fritz von Schweinsberg trat entschlossen den Kommenden entgegen. Was wollt ihr? sprach er mit fester Stimme. Uisern Sold, schrieen die Eindringenden; uisern Sold, den der Bot brocht hät, went selber suacha, mon er steckht. Keine vernünftige Vorstellung des Hauptmanns konnte die Tobenden überzeugen, daß durchaus kein Geld zur Ausbezahlung des Soldes angekommen wäre. Ich will euch den Boten vorstellen, der mag es es euch selbst sagen, sprach der Hauptmann, um sie zu beruhigen. Was Bota, schrieen die Söldner; 's ist halt au a Schwob, der

mit ui unter der Decke steckht. Während der Hauptmann den Haufen zu beruhigen suchte, drang der Söldner-Sergeant mit einigen der Wildesten in das Schlafgemach des Hauptmanns, erbrach Kästen und Schränke, warf die Betten aus einander, und durchsuchte die Strohsäcke. Fritz von Schweinsberg konnte ihnen kein Hinderniß in den Weg legen — was hätte er, der Einzige, gegen so Viele vermocht? Die Söldner fanden Nichts; des Hauptmanns eigene Kasse war leer, denn er hatte bisher sein Geld aufgeopfert, um die Söldner zu befriedigen. Chomet Chamerada, rief der Sergeant seinen Untergebenen zu, miar findet nünt; der Houptma ist so an armer Tropf wie der Herzech. Chömet Brüderla, 's isch bim Hagel nünt z'macha, aber 's fallt mer ebbis i, un des will i ui drunna fürtra.

Spottend verließ der Sergeant das Haus des Hauptmanns, der in sein innerstes Zimmer sich zurückzog, und sich einem Gefühl überließ, das wir Schmerz und Wuth nennen können.

Unter dem Hause sammelte sich die ganze Söldner-Schaar um ihren Sergeanten. Loset, begann dieser, miar hättet solla uisern Houptma ohkeit lau, 's ist eigetlich a reachta Ma. 's ist a Frog, rief einer der neben ihm Stehenden, wär' er a rechta Ma gsi, so wär' er mit sim Brüader go Stuagardt, mit am Max, und hätt' se nit für en Buaba schelta lo von sim Herra, aber er hot kei Pontonniar. Bim Hagel, sprach der Sergeant, sell isch Recht gsi, ear kennt da Herzech, dean Hitzkopf, und drum hot er ems 's guat ghalta, wenn ern gscholta hot; er weiß, daß

es sust a guater Herr isch, dear trüe Lüt wohl lida ma, wenn er au mengmol a wengele ufbrust, und — dear's lohnt. Wenn er ma, rief einer der Söldner — wenn er cha, wit sa, sprach der Sergeant. Aber des hört nit doher, fuhr er fort, i möcht ebbas anders fürtra. So fang a mol a, schrie ein großer Theil des Haufens. I ma halt, begann der Sergeant, wenn uis der Herzech nit zahla cha, so müant mar's anderscht macha. Sold müant mar ha, 's Geld isch all glich, drum wär' des mi Noth: miar thätets z'wissa deana vom schwäbischa Bund; iar Geld isch so rund, wia des vom Herzech vo Wirtemberg. 's isch a Frog, bemerkte Einer, wia 's Hearzech si's ussiht, ha no nüut davo gseha. Und des kriaga miar, fuhr der Sergeant fort, ohne viel Müah: a chlis Wörtle, bim Hagel, und miar sin rich Lüt; und des gschä so. Iar wissat all, daß der schwäbisch Bund si Aug hot uf des Schloß; nu wissat er, daß er se scho amol darfür gleit hät, und miar hättet bald pfufera lo, aber eußere Landslüt hent in der Sach gmittlat. Aber, bim Hagel, si hent's no uf der Muk des Nest, besonders der Hauptma vom schwäbischa Bund, der Jörg von Waldburg, dear em Herzech nit grüa isch. 's leit am so ugschickt des Nest, grad so mitta drinna. Nu a Briafle a de Jörg vo Waldburg, und a jo druf gschriba, des er leasa cha, des heißt, daß er 's Schloß nä cha, wenn ar will, und miar heut durch des Wörtle en richera Sold als vom Herzech, und chönnat bi der Sach ins Bett liega. Isch et so Chamerada? Häsch recht, rief einer der ältern Söldner, aber wissat ar, wia mer

deam sait, wenn ma so thuat? da isch Trübruch, wenn ir des Schloß verrothet, denn miar hent dem Herzech zur Fahna gschwora. Wenn er eus da Sold zahlt, rief ein Andrer, und hät er des thua? Er hot si Wort nit ghalta, au miar chönnets brecha. Der Ruadi hot Reacht, so muaß es gscheha, wenn miar nu Geld kriagat. Bim Hagel, fuhr der Sergeant fort, da kriagat mar, so viel mar went. 's isch jetzt no d'Frog, wa mar mit dem Houptma afangat. Dear würd a chrum Gsicht macha, wenn mar ems verzähla wurd; dear sait nit jo, da bin i gwiß, lieber lot er se verschuisa. Bim Hagel, und 's muaß doch si. Hüt no muaß a Briafle a de Truchseß vo Waldburg, und Morgen hot er 's Schloß, und miar 's Geld. Isch so Reacht, Chamerada? So isch Reacht, schrie der ganze Haufe, und folgte dem Sergeanten, der aufs Neue in das Haus des Hauptmanns drang.

Während dieß auf Hohentwiel geschah, zog ein Fremdling die Straße unter der Felsenburg. Die Sonne drückte heiß auf seine Stirne, ob er gleich erst einige Meilen gegangen war, aber die Strecke vom See her ist etwas mühsam zu gehen, da sie über Berge und Wälder führt. Ich will doch auf der Burg ankehren, sprach er, als er unter dem hohen Felsenberg stand — wer weiß, ob ich nicht bei dem Hauptmann daselbst Einiges über den Herzog erfahren mag. Er stieg den Berg hinan, in der Mitte des Berges stand eine Herberge, und im Hofe derselben eine schöne Linde. Dort setzte er sich auf einer Bank nieder. Nachdem er einige Erfrischung aus der

Herberge, bestehend in einem Trunk gelben Bergweins, genossen hatte, stieg er vollends den Berg hinan.

Damals war nichts von dem später erbauten Vorhofe zu sehen. Der Herzog hatte, als er die Burg antrat, nur die nöthigsten Werke aufgeführt, um im Nothfall eine Belagerung aushalten zu können. Nur schmale Stege führten über die ersten Felsenpfade hin, und erst beim letzten jähen Felsgang stand eine Zugbrücke. Der Fremdling, den wir schon kennen lernten, schritt muthig über die schmalen Felsenstege, als er an den letzten, die Zugbrücke, kam, fand er nicht einmal einen Wächter auf derselben; sie war niedergelassen. Er schritt hinüber, und stand auf der Burg. Wilder Lärm tönte ihm von dem nächsten Hause entgegen, das er erblickte. Niemand trat ihm hindernd in den Weg, als er auf dasselbe zuschritt, welches nach der Beschreibung, die man ihm in der Herberge gemacht hatte, das Haus des Hauptmanns seyn mußte.

Eben war die wilde Menge in das Zimmer des Hauptmanns gedrungen. Sie hatte sein Schlafzimmer verschlossen gefunden, wüthend stieß der Sergeant an der Spitze der Söldner an die Thüre, die den Stössen der Tobenden wich. Fritz von Schweinsberg trat ihnen entgegen, aber nicht wie ein Krieger, der sich vor ihnen flüchtete. Was wollt ihr? rief er, und seine Stimme tönte, daß der Boden zitterte, und der ganze Haufe erschrocken zurücktrat. Langes Schweigen trat ein, da nahm endlich der Sergeant das Wort: bim Hagel, am schwäbischen Bund went mar diana, aber numa uierem Herzech. — Und die Burg ihm als Drangeld geben? rief der Hauptmann,

und sein Auge blitzte fürchterlich. Nimmermehr, ihr Miethlinge, so lang ich lebe. Bim Hagel, lachte der Sergeant, do sin miar bald fertig. Her do Chamerada, jetzt sin miar Meister. Jar müant noh drigoh, Herr Fritz, und jo sa zua dem, wa miar wellat. Der Hauptmann verstand die Winke, die der Sergeant seinen Kameraden gab; schnell war sein Schwert aus der Scheide, und blinkte vor den Augen der Eindringenden.

In diesem Augenblicke trat der Fremdling in das Zimmer des Hauptmanns. Friede sey mit euch, war das erste Wort, mit dem er die Tobenden begrüßte. Als sie die ehrwürdige Gestalt erblickten, traten alle zurück. Hat das Zwingli gelehrt? setzte er hinzu. Dieß Wort fuhr wie ein elektrischer Schlag durch ihre Herzen. Die Schwerter, die so eben in Vieler Hand geblitzt hatten, kehrten in die Scheide. Dieser, bei den Schweizern so hochverehrte Name, hatte sie auf einmal zur Ruhe gebracht. Ein Geistlicher, riefen Alle, und stellten sich ehrerbietig um ihn. Fritz von Schweinsberg nahte sich ihm in ehrfurchtsvoller Stellung. Der Fremdling berichtete dem Hauptmann, daß sein Weg ihn gerade zum Herzog führe. So sey es Gott gelobt, ehrwürdiger Herr, rief der Hauptmann; klaget ihr dem Herzog, wie es hier stehet, und schaffet Hülfe. Bald hatte sich der Fremdling mit dem Stand der Sache bekannt gemacht. Ich will euch beruhigen innerhalb dreier Tagen, redete der Fremdling zu den Söldnern, aber harret in Frieden. Der Haufe versprach es feierlich dem Gehenden, und Viele begleiteten ihn den Berg hinab.

III.

Schon hatte der Wächter auf der Stadtkirche zu Solothurn die zehnte Stunde gerufen, es war so ziemlich still geworden in der Stadt, und nur schwach brannte da und dort noch eine Lampe in den Erkern der alterthümlichen Häuser, aber Eines war noch stark beleuchtet; es war ein kleines Haus nicht ferne von der Herberge, die man den rothen Thurm nennet. Im oberen Erker des Hauses saßen zween Männer am Tische, die noch in eifrigem Gespräche mit einander begriffen waren. Was meint ihr, mein Lieber, sprach der Mann im krausen Haare zu einem älteren, bei dessen Füßen ein Rüde von bedeutender Größe sich niedergelassen hatte — kann ich mich wohl verlassen, daß meine Landsknechte, die ich durch Sebastian von Schorndorf und Hans Dunz bei meiner Burg Twiel habe werben lassen, auch eintreffen werden? ich kann nicht mehr länger verziehen, sintemalen der Fürstenberger meiner Grafschaft Mümpelgard schon auf dem Nacken sitzt. Ihr dürft euch darauf verlassen, erwiederte der greise Mann ihm gegenüber, noch eher als auf die Schweizer, die ihr allhier in Sold genommen. Die Schweizer? bemerkte der Mann mit dem Kraushaar — mir däucht, ihr habt groß Vertrauen auf die Schweizer, mein Lieber, da hab' ich noch bess're Meinung. Nun, setzte der alte Philipp von Rechberg hinzu, ich mein' nicht sowohl die Söldner als vielmehr ihre Oberen. Bedenket, es ist nicht mehr die alte Zeit der Schweizer, bedenket vor Allem, daß es nicht mehr jenes kräftige und freie Volk ist, das sich der größten Macht von Aussen entgegenstellte — sie fürch-

ten einen Nachbar, der euch nicht grün ist, und ihnen schaden könnte, und den kennet ihr, ohne daß ich ihn euch nenne. Nur zu gut, seufzte der Herzog, und ich werde noch lange seine Bosheit fühlen müssen. Wenn er nur das Letzte, was ich habe, mir nicht aus den Händen spielt, meine Burg Twiel, auf die ich noch mein einzig Vertrauen setze. Ueberlaßt euch darum keiner Sorge, gnädigster Herr, tröstete ihn der Rechberger; freilich der Stumpf von Schweinsberg hätte sollen nie seine Stelle verlassen, aber sein Bruder Friedrich ist ein Mann, der seine Lücke ersetzen wird. Das gerade macht mir bange, sagte der Herzog, daß mein ehrenfester Max Stumpf gen Stuttgardt geschieden, den werden sie jetzt gebrauchen, daß er mit seinem Bruder die Sache abmache zu ihrem Vortheil. Mit Verlaub, gnädigster Herr, darin werdet ihr euch täuschen, sprach Ritter Philipp, ich kenne den Schweinsberger besser, als daß ich ihm Solches zutrauen könnte. Er ist zwar in Ungnade von euch geschieden, aber darum läßt er sich doch nicht gegen euch brauchen. Wohl weiß er, daß ihr gezwungen wurdet, ihn zu entlassen, wohl weiß er, daß es nur geschah aus Rücksicht gegen die Eidgenossen, gegen die er unvorsichtig handelte, und in deren Schutz ihr stehet; gerade darum wird er nie es euch entgelten lassen. Und würde er seiner Treue so sehr vergessen — glaubt's, sein Bruder Fritz ist ein rechter Mann, der würd' nie in Solches willigen. Aber warum erhalte ich keine Nachricht von Twiel? sprach der Herzog, der Bote wegen Absendung der Söldner sollte schon wieder zurück seyn. Vielleicht, sprach Philipp, kommt

er sammt den Landsknechten, die ihr in der Gegend geworben habt.

Noch sprachen die beiden Herren, da meldete der Diener einen Fremdling — so viel er gehört, komme dersebe aus dem Würtembergerland; er habe es kaum gewagt, noch so spät Zwiesprache mit dem gnädigen Herrn zu erbitten, aber, wie es scheine, habe er Wichtiges dem Herzog zu vermelden. Und wenn es zwölf Uhr wäre, rief der Herzog, so mag der Fremdling kommen, es ist ein Würtemberger, denen ist meine Thüre zu keiner Stunde verschlossen. Der Fremdling trat ein. Herzog Ulrich bot ihm freundlich die Hand zum Willkomm, und bat ihn, sich niederzulassen. Verzeiht mir, gnädigster Herr, sprach der Fremdling, daß ich euch so spät noch beunruhige, aber die Nothwendigkeit erforderte es. Wer ich bin, darüber wird euch der Brief Kunde geben, den ich euch mit einem freundlichen Gruße von dem edeln Dietrich von Gemmingen hiemit übergebe. Er reichte dem Herzog ein versiegeltes Schreiben, das er schnell erbrach, und überlas. Also, fragte der Herzog, von meinem alten Freunde kommt ihr her? nun seyd mir doppelt willkommen, ehrwürdiger Mann; wen ein Mann wie Dietrich von Gemmingen empfiehlt, der muß ein rechter Mann seyn, und ist meines Schutzes werth; dessen sollt ihr anch fürder euch freuen, so viel in meinen Kräften stehet — so viel ein unglücklicher Fürst vermag, der selbst bei Andern Schutz suchen muß. Johannes Gailing, ihr seyd von nun an in meinen Diensten, so lang es euch gefällt, wenn ihr gewohnt seyd, mit Wenigem vorlieb zu nehmen. Ich hab's gelernt,

sprach Gailing, bin auch schon durch die Schule der Leiden gegangen. Nun aber, mein gnädigster Herr, laßt euch das melden, was mich noch in so später Nacht zu euch trieb. Als ich auf meiner Unglückswanderung die Straße gen Schaffhausen zog, da kehrte ich ein auf dem Hohentwieler Berge. Aber wie fand ich es dort? Schmerzlich für mich, daß ich gerade der Unglücksbote seyn muß. Die Besatzung, schon lange mürrisch, daß der versprochene Sold von euch bisher nicht eingetroffen, hat sich gegen euern Hauptmann, den edeln Fritz von Schweinsberg, empört, und gerade wollte es zu einem schrecklichen Auftritt kommen, als ich auf die Burg kam. Meine Vorstellungen besänftigten die Tobenden, und ich brachte es endlich so weit, daß sie mir feierlich versprachen, sich ruhig zu verhalten, und keinen weitern Schritt zu thun, wenn der versprochene Sold innerhalb drei Tagen auf Hohentwiel ankäme. Schmerzlich wirkte die Kunde auf den ohnedieß gebeugten Fürsten. Das dacht' ich mir, sprach er endlich, nachdem er lange Zeit einem stillen Schmerz sich hingegeben hatte, das dacht' ich mir, daß Etwas vorging auf meiner Burg. Darum kam mein Bote nicht zurück. Du hattest Recht, alter Rechberger, daß du nicht viel hältst auf die gemietheten Schweizerknaben.

Nun, bemerkte der Rechberger, so machen sie es nicht nur euch, sondern auch andern Fürsten, denen sie als Söldner dienen. Drum baut nicht so fest darauf, nehmet es zur Warnung. Also, fuhr der Herzog fort in schmerzlichem Tone — wenn sie nicht befriedigt werden, könnte es noch zu weiteren Schrit-

ten kommen! So hieß es also, mein werther Freund, bei den Geldseelen, zu weiteren Schritten? — nun was meinten sie damit? sagt mir's gerade heraus, ich will euch nicht zürnen, mag kommen, was da will. Weil ihr's wollt, gnädigster Herr, so will ich euch das Schmerzliche berichten, und kein Wort verhehlen, sprach Gailing. Sie wollen euern Hauptmann zwingen, ja zu sagen, wenn sie euere Burg dem schwäbischen Bund überantworten. Sie haben gute Kunde, daß derselbe immer noch sein Augenmerk darauf hat; sie wissen, daß ihnen der Handel gut bezahlt wird, und weiter wollen sie ja nichts. Aber der Schweinsberger hat ihnen den Ernst gezeigt, das muß ein rechter Mann seyn; ich glaub', er hätte sich eher zusammenhauen lassen von den Klingen der Söldner, als in Solches zu willigen.

Also so weit wollen die feigen Söldlinge ihre Bosheit treiben, unterbrach der Herzog Gailings Rede, daß sie das Letzte, auf das ich noch baue, meinen Feinden verrathen. Jetzt erst erkenne ich die Größe meines Unglücks, daß ich nur Solche um mich versammeln kann, die mir ergeben sind, so lang ich sie bezahle, und die einem Andern huldigen, wenn nur ein paar Monate der Sold ausbleibt. Und solchen Miethlingen, bin ich gezwungen, ein Haus zur Vertheidigung anzuvertrauen, das ich mit dem letzten Heller meines Vermögens mir erworben? mit solchen elenden Miethlingen, soll ich Hoffnung tragen, mein Erbe wieder zu erobern? o Gott! es ist weit mit mir gekommen. Und solche Menschen soll ich zufrieden stellen, und wenn sie wieder bezahlt sind, in meinem

Dienste behalten. Eine schwere Aufgabe, und doch kein anderer Ausweg — ich hab' ja sonst Niemand bei mir, dessen Hand ich gebrauchen kann, um mein Erbe wieder zu erlangen, bin ja verlassen von Allen, mit denen allein ich etwas ausführen konnte, von Allen, die ich stolz meine Getreuen nannte.

Nicht doch, gnädigster Herr, sprach der Rechberger, mit Verlaub, ihr habt Unrecht, wenn ihr euch so ganz verlassen wähnet, wenn ihr glaubet, keinen Getreuen mehr um euch zu haben. Was hat so eben der ehrwürdige Herr Johannes Gailing zu euch gesprochen? hat er nicht erzählt, wie der Fritz von Schweinsberg in Treuen euch zugethan; wie er sich nicht von der Treue abbringen ließ auch durch die stärksten Drohungen? Und hat euch Gott nicht wieder eine Seele zugeführt, die euch treu seyn mag? ich meine diesen ehrwürdigen Mann, von dem ich hoffe, daß er es seyn und bleiben wird. Von mir will ich nicht sprechen, denn was liegt an meiner Treue? mein alter Arm kann euch weder schaden noch nützen; im höchsten Fall kann euch mein guter Rath noch frommen, wenn ihr ihm folget, in der Ueberzeugung, daß ich es gut mit euch meine, wie ein Vater mit seinem Sohne.

Das weiß ich, sprach der Herzog getröstet, und darum verzag' ich auch nicht, wenn mir manchmal das Herz brechen möchte. So lang du noch neben mir stehest mit deinem Rath, habe ich noch keine Noth, und wenn ich des lindernden Trostes bedarf, wird mein eben erworbener Freund, Johannes Gailing, das Seine thun. So Gott will, sagte Gailing — was ich schwacher Mensch mit meinem geringen Worte ver-

mag, soll geschehen. Der Herzog bot ihm seine Rechte dar, und Gailing drückte sie voll Inbrunst an sein Herz.

Aber, begann der Herzog wieder mit froherem Tone, als vor wenig Augenblicken; was ist jetzt zu thun, mein alter Rathgeber und väterlicher Freund? Wie Herr Gailing berichtet, so ist es die höchste Zeit, daß ich die Söldner beruhige, sonst könnte mein Letztes, die Burg Twiel, in Spott und Schanden mir zu Grunde gehen. Da sey Gott vor, erwiederte der Rechberger, wenn die Frist gehalten wird, so mag das Böse abgewendet werden. Aber wie helfen? fragte der Herzog. Nun, sprach der Rechberger, wir müssen einmal in den sauern Apfel beissen, und uns nach Geld umsehen. Wir haben keines, aber die Solothurner, die haben's und geben's auch gerne.

Wer verbürgt uns dieß? bemerkte der Herzog — die Schweizer hangen mit ganzer Seele an ihrem Geldgötzen; sie sind unsere Freunde, so lange wir kein Geld von ihnen brauchen, im andern Falle hat die Freundschaft ein Ende. O Gott! und ich, der Nachkomme reicher Fürsten, soll Geld entlehnen bei Leuten, die ohnedieß schon hochmüthig mich ansehen, weil sie mir gestatten, in ihren Mauern zu wohnen, und mein gutes Geld bei ihnen aufzuzehren? Nicht wahr, mein werther Freund — er wandte sich zu Gailing — es könnte euch lächerlich dünken, wie ich noch den Herrn spielen, und Leute in meine Dienste aufnehmen mag, da es doch mit mir selbst so schlimm gethan ist. Will Schützer seyn, und muß selbst im Schutze Anderer leben, will Unterhalt anbieten, und bin für mich

selbst zu solch schmalem Leben verurtheilt. Nun, 's wird auch wieder besser kommen. So Gott will, sprach Gailing, und sollte es auch anders von ihm beschlossen seyn, so werde ich dennoch treu bei euch verharren, und wenn es auch so weit kommen sollte, daß es euch und mir noch härter gehet. Hört ihr's, gnädigster Herr, rief der Rechberger, das wird euer treuer Mann seyn, bei St. Görgen. — Wie greifen wir es aber an, daß wir das Geld bekommen? fragte der Herzog. Das geht seinen natürlichen Gang, sagte Philipp von Rechberg. Morgen trete ich vor den ehrsamen Rath der Stadt Solothurn, und sag' auf gut schwäbisch: ihr Herren, ich brauche Geld — ihr wißt selbst, daß man nicht wohlfeil lebt hier zu Lande; darauf hab' ich mich nicht gefaßt gemacht, als ich das Vaterland verließ, und so ist mein Geldsäckel, der das kostspielige Leben unter euch nicht geahnt hat, versiegen gegangen — nun steh' ich vor euch, und möcht' ein Anleihen von etwa ...., kurz, so viel ihr eben zum Sold nöthig habt. Du bist ein wackerer Rechberger, sprach der Herzog, aber glaubst du, sie werden dir nur auf dein ehrliches Gesicht hin das Geld vorstrecken? Sie gehen gerne sicher, und werden einen Bürgen oder Pfandschaft verlangen. Fordern sie das Erste, erwiederte der Rechberger, so müßt eben ihr es werden, und wollen sie das Letztere, so werden sie wohl meine Herrschaft in Schwabenland dafür annehmen. — Ob der Bürge, den du dir erwählst, bemerkte der Herzog, angenommen wird, das muß ich leider bezweifeln, auf das Letztere werden sie sich wohl einlassen. Nun — muß ich auch das schmerzliche

Bewußtseyn in mir tragen, daß der Name der Würtemberger, sonst geehrt und hochgeachtet, jetzt nimmer hinreicht, um unter einen Schuldschein als Bürgschaft gesetzt zu werden; ich kann mich doch freuen, Solche noch um mich zu haben, die Alles aufbieten, um ihres Herren Ehre zu retten. Zeige dich ferner als Solchen, mein alter Diener, und es mag wohl noch die Zeit kommen, wo ich diese Treue lohnen kann.

Was Philipp von Rechberg seinem Herren versprochen hatte, geschah auch. Mit dem morgenden Tage stand er schon im Rathssaale zu Solothurn. Seine kluge und artige Rede vermochte so viel an den Herzen der sonst schwer zu bewegenden Solothurner Oberen, daß noch vor der Mittagszeit die verlangte Summe beim Säckelmeister der Stadt abgeholt werden dürfte. Johannes Gailing übernahm es, wie er verheißen hatte, das Geld an Ort und Stelle zu bringen. Noch hatte er den Auftrag erhalten, mit einem hinzugekommenen Zuschuß an Geld, den von Sebastian von Schorndorf und Hans Dunz neu geworbenen Söldnern zum Voraus den Sold zu bezahlen, auf daß sie desto williger dem Aufgebote des Herzogs gen Mümpelgard folgten. Dort, so war es des Herzogs Wille, sollte Johannes Gailing an der Spitze derselben mit ihm, der alsbald dahin abgehen würde, sich in den nächsten acht Tagen vereinigen.

Ehe noch die gesetzte Frist abgelaufen war, stand Johannes Gailing schon im Schloßhof zu Hohentwiel, und erfüllte zur großen Freude des Hauptmannes das Versprechen, das er der Besatzung gegeben hatte. Im Namen des Herzogs stand er bei der Ausbezahlung des

Solds, und ermahnte in kräftiger Rede die Söldner zur Treue gegen ihren Herrn. — Da ist a Mandle, sagte der zuvor so aufbrausende Sergeant, als er mit seinen Kameraden den Sold in blankem Schweizergeld erhalten hatte; bim Hagel, der cha prediga wia üser Pfarrer, Herr Zwingli. Der sot üser Feldprediger sy, bemerkte ein Zweiter, denn i glaub, er hört zu üs in der Lehr, wenn er der Sproch no o a Schwob ist. Bim Hagel, rief der Sergeant, d'Schwoba chönnet o gschid sy, so guat as d'Schwitzer — und 's Wort halta. Wenn mars dra mahnt, wia miar, bemerkte schmollend ein Dritter. Bim Hagel, setzte der Sergeant hinzu, indem er sein Geld in die Tasche strich, iaz schmähl' mar numme di Schwoba und Würtaberger — der Hearzoch Ualrich isch a braver Herr, miar went am wieder trü sy — Vivat Hearzoch Ualrich! Vivat Hearzoch Ualrich! rief der ganze Söldner-Haufe.

IV.

Susanne, liebe Susanne, rief der Stadtpfarrer zu Ueberlingen, Johannes Schlüpf, seiner Haushälterin zu, die eben am Tische stand, und die Ueberschläglein des geistlichen Herrn biegelte, schau' und sieh', wie mich das Ketzervolk zu Konstanz kränket. Susanne kam, und der geistliche Herr hielt ihr ein Büchlein hin, das aus wenigen Quartblättern bestand. Ja so, bemerkte der geistliche Herr, du kannst ja nicht lesen, so will ich dir den Titel erklären. Er setzte die Brille auf die Nase und las: „Schirmrede eines layischen Bürgers zu Konstanz wider den

Pfarrer zu Ueberlingen, der ohne Grund der Schrift etliche Konstanzische Prediger, und jeden ihrer Zuhörer öffentlich gescholten hat.“ Herr Jesus! rief Susanne, als der Stadtpfarrer den Titel gelesen, da ist es weit gekommen, daß die Ketzer Solches wagen dürfen, und Schmähschriften gegen euch richten; bei euch heißt es fürwahr: der Gerechte muß Viel leiden um seines Namens Willen.

Hast Recht, liebe Susanne, aber ich will der Ketzerbrut zeigen, daß sie nicht umsonst mich gereizt. Ich kenne den Schreiber der Schrift, das ist der Laie Jakob Vögelin zu Konstanz — das ist ein Vogel, dem ich die Federn stutzen muß — und die, für welche er geschrieben, das sind die beiden saubern Gesellen, der Domherr Hans von Botzheim, und der aus dem Kloster entlaufene Mönch Ambrosius Blarer, sage vielmehr Blerrer — sie laufen mir gewiß noch unter die Hand, daß ich mein Müthlein an ihnen kühle. Aber, liebe Susanne, sag' mir doch, wer das Büchlein hieher brachte.

So viel ich mich erinnern kann, fänd es einer der Knechte im Wirthshaus, wo der Fremdling zur Herberge war, den ihr verhaften wolltet; er brachte es hieher, indem er berichtete, daß sie ihn vergebens verfolgt hätten.

So, so, der hat es also liegen lassen; daher also entnahm dieser seine frechen Reden gegen mich, daher entnahm er seine Vertheidigung der Ketzer zu Konstanz; ei, daß mir dieser entrinnen mußte! Vielleicht hatte er noch mehr solcher ketzerischen Schriften in seiner Tasche, und macht den Verbreiter derselben in der

Seegegend. Er ist also unangetastet entkommen? Die Stadtknechte werden doch den Weg wissen, den er gewählt?

Der dieß Büchlein brachte, berichtete, daß sie den Fremdling verfolgt hätten bis an den Damm. Am Damm sey er auf den gefrornen See gelaufen mit dem Rufe: „in Gottes Namen!“ und da seyen ihm die Knechte nimmer gefolgt, indem sie nicht das eigne Leben auf's Spiel setzen wollten, dieweil der See nur eine schwache Decke hat.

Da hat's keine Noth, der wird nicht mehr viele Schmähschriften verbreiten — der See ist tief genug, um solche Ketzer auf ewig zu begraben. Doch, wenn er seine Verfolger Anfangs nur abgeschreckt hätte durch seine Entschlossenheit, wenn er doch entkommen wäre an dem Ufer des Sees hinauf — da muß ich nachforschen, 's ist wohl der Mühe werth. Und keine Zeit darf verloren gehen. Ich will die Runde um den See machen, und wenn ich auch den nicht finde, so spüre ich vielleicht doch auf, ob die Schrift schon in Mehrerer Hand ist, denn der Geist der Ketzerei spuckt allenthalben. Liebe Susanne, hole mir meinen warmen Rock, wohl ist es jetzt nicht sehr kalt, aber ich gedenke, erst mit Abend wiederzukehren.

Das würd' ich nicht thun, lieber Herr, bedenket doch, daß es Winter ist, und ihr die Kälte so wenig ertragen könnet. Ein einzigesmal, daß ihr euch der Schneeluft aussetzet, so könnet ihr, wie früher einmal, wieder eure fatalen Umstände bekommen, und ich hätte die alte Noth mit euch. Wollt ihr denn eure Gesundheit gar nicht schonen? und wenn man

fragt: warum? so ist es um der elenden Ketzer willen. Gedenket ihr nimmer des Niklausentags, da ihr vor dem Volk geprediget, und euere Brust so sehr anstrenget, daß ihr 14 Tage wegen Brustübels im Bette gelegen? Und was war euer Gewinn? daß der Konstanzer Rath sich beschwerte, weil ihr seine Prediger Ketzer geheißen. Die Welt dankt euch nicht darum, wenn ihr über euerem Eifer eure Gesundheit aufopfert, wenn ihr am Ende selbst Schmach von den Ketzern noch erdulden müsset, und solche Schriften gegen euch verbreitet werden, wie diese hier.

Beruhige dich, liebe Susanne, und mißbillige nicht meinen Eifer. Siehst du nicht, daß mich der Herr erwählt hat zur Ausführung seines Willens, als ein Werkzeug, um zu vertilgen die Ketzerei, so ein Greuel vor ihm ist. Ich weiß es, er hat mich gewürdiget, der zu seyn, der die Keime dieses bösen Saamens in ihrem Werden ersticke, und ein Retter der Menschheit werde für die ganze Seegegend. Bedenke dieß, und du wirst mich glücklich preisen, daß mich der Herr erwählet hat zu seinem Werkzeug, und daß ich mich durch Eifer dieser Gnade würdig zu machen suche.

Ja so lang, schluchzte Susanne, bis ihr wieder auf dem Schragen liegt, um nimmer aufzustehen. Was hab' ich Arme, Verlassene dann davon, wenn euch auch der Pabst zu Rom unter die Heiligen zählet; wer wird sich dann meiner annehmen? dann kann ich betteln, und habe Niemand um mich, als einen Theilnehmer meiner Noth, der mir das Säcklein trägt, und betteln hilft; ihr wißt schon, wen

ich meine. Drum nehmet Rücksicht, wenn nicht auf mich, doch auf dasjenige, gegen das ihr Pflichten habt, und schonet euch.

Still, sagte Johannes Schlüpf, denk', wenn es Jemand hören würde. Ich geh', denn heut bin ich Herr im Hause, und weiß, was ich zu thun habe. Er legte den Rock an, band sich die frischgebiegelten Ueberschläglein um den Hals, nahm den Stock in die Hand, und ging von dannen.

Rüstig schritt der Pfarrherr aus dem Hause, der Sonnenschein, der durch die Scheibe der Pfarrwohnung gefallen war, als er noch mit seiner Köchin disputirte, war verschwunden, und an seine Stelle war wieder die kalte Schneeluft getreten, die vom See her kam. Susanne hatte doch Recht, sprach der geistliche Herr bei sich, und wohl könnte ich zu Hause bleiben. Da stand er schon an dem Oelberge, der sich nahe bei der Kirche und Pfarrwohnung erhebt; andächtig neigte er sich vor der Stelle. Nein, du gehst, sprach er bei sich, denn es ist ein Gang zu Ehren dessen, der am Oelberg rang, auch ihm ist es schwer geworden, warum sollte ich das Unannehmliche dieses Ganges fürchten? Er schlug seinen Pelzrock enger über einander, und schritt mit starken Schritten vorwärts.

Zu Sipplingen wollte er ankehren im Pfarrhause, aber er fand die Thüre verschlossen. Der sitzt im Wirthshaus der saubere Kumpan, sprach Johannes Schlüpf, nun vor dem sind wir sicher, er liebt den neuen Wein mehr, als die neue Lehre. Aber der Sernatinger ist ein Gescheidter, mit dem muß man auf der Huth seyn. Ohne sich aufhalten zu lassen, zog er

weiter, und hatte bald das Dörflein Sernatingen erreicht. Er ging auf das Haus des Frühmessers, aber er fand nicht den, welchen er gesucht hatte. Ein Mägdlein trat ihm entgegen mit einem ehrerbietigen Gruße. Wo ist Herr Johannes Heuglin? fragte Johannes Schlüpf. Diesen Morgen, antwortete Annele, ist er hinüber gen Bodmann, und, wie ich glaube, wird er bald wieder kehren.

So, so, gen Bodmann — geht Herr Heuglin oft hinüber? fragte der Pfarrherr mit forschendem Tone.

Wohl, antwortete Anne, 's ist ja der nächste Nachbar über dem See, und ein gar verständiger.

Johannes Schlüpf setzte sich auf den Lehnstuhl, den gewöhnlich der Frühmesser besetzte, wenn er angenehm ruhen wollte; Annele brachte Wein, und nun begann er eine Unterhaltung, die wir eine Art Ohrenbeicht nennen könnten, wenn sie nicht gerade in profaner Stube, und zu einer Zeit gehalten worden wäre, wo die Geistlichen die für Beichtiger und Beichtkinder so lästige Arbeit schon hinter sich haben. Auch war das Angenehme noch damit verbunden, daß der geistliche Herr von Zeit zu Zeit eine Pause machte, welche dazu bestimmt war, um den Wein vom Königsgarten zu Bodmann zu verkosten, von dem der Pfarrer daselbst seinem Freund und Nachbar, Johannes Heuglin, aufs Neujahr ein Fäßlein verehrt hatte.

Nun, hübsches Kind, begann der pfiffige Beichtiger, setz' dich ein wenig neben mich, daß wir auch ein trauliches Gespräch mit einander führen können. Ich seh', du hast nicht nur ein hübsches Gesicht, sondern bist auch sonst keine von den Unklugsten. In-

dem er dieß sagte, kneipte er Annele, welche über die Höflichkeit des Pfarrherrn fast erröthen wollte, in die Wangen. Herr Heuglin, fuhr er fort, würde wohl daran thun, so er dich allemal bei Seite schickte, wenn Gäste kommen, denn fürwahr, du hast gefährliche Augen — vermerk's an mir selbst.

Ihr scherzet, ehrwürdiger Herr, erwiederte Annele, meine Augen haben noch Niemand geschadet, und bin ja in einem geistlichen Hause, wo nur geistliche Herren aus und eingehen, und die sollen ja nicht auf Mädchen-Augen lugen.

Aber doch, fragte der Stadtpfarrer, kommt da und dort auch ein andrer Gast — ohne Brevier und Platte — gelt, und diese sehen scharf in die Augen.

Wie die geistlichen Herren, schmollte Annele, aber solche Gäste sind selten in unserem Hause.

Doch zuweilen? fragte Herr Johannes Schlüpf, und sah forschend in ihr blaues Augenpaar.

Vor einigen Tagen, redete Annele, kam nach langer Zeit einmal wieder ein Solcher, aber der sah den Mädchen nicht so neugierig ins Auge, wie ihr, geistlicher Herr, dabei hatte er auch ein sehr ehrwürdiges Aussehen.

Woher kam der Fremdling? forschte begierig der Geistliche.

Er kam über den See her, und ich hatte viel Mitleid mit ihm, denn er war vor Kälte ganz erstarrt.

Da hast du ihm gewiß ein gut Süpplein gekocht, und ein weich Bettlein bereitet, denn es war wohl nöthig nach einem so unangenehmen Weg.

Ja, Herr Stadtpfarrer, mein Süpplein hat ihm

wohl geschmeckt, denn er ist ganz damit fertig geworden, und auch der Schlaf mag ihm wohlgethan haben.

Da war er gewiß recht erkenntlich gegen dich, und hat dir ein gut Trinkgeld gegeben?

O nein, das nicht, aber er gab mir mehr, als ein Trinkgeld; er hat beim Abschied so schön den Segen über mich ausgesprochen, wie ihr in der Kirche es gewohnt seyd, nur mit dem Unterschied, daß ich sein Wort verstanden habe, denn er hat es deutsch gesprochen.

Also, er hat dir gar kein Geschenk zurückgelassen für deine Mühe? das war nicht Recht, aber doch dem Herrn Frühmesser?

Ja, dem hat er ein Päcklein gegeben, und darin lag ein schönes Buch in Leder gebunden, wie ich noch wenig gesehen.

Du hast gewiß auch hineingeguckt, denn die Mägdlein sind neugierig, aber du hast es nicht lesen können.

Ei, Herr Stadtpfarrer, da traut ihr doch wenig mir zu; ihr habt so eben mich für gescheidt gehalten, und glaubet, ich könne nicht einmal lesen. Meine Eltern haben mich deswegen ins Pfarrhaus geschickt, daß ich auch etwas lernen könnte, wozu man im Dorfe sonst wenig Gelegenheit hat, nämlich Lesen und Schreiben. Der Herr Pfarrer hat mich mit vieler Mühe darin unterrichtet, und ich werde ihm immerdar dafür dankbar seyn.

Er hat es gewiß mit Freuden gethan, und wer sollte auch nicht gerne ein so liebes Kind unterrichten? Die Liebe ist überhaupt ein guter Lehrmeister.

Herr Stadtpfarrer, was ihr damit sagen wollet,

weiß ich nicht, aber das ist wahr, daß der Herr mir recht gut ist, und ich auch ihm, denn er ist ein sehr lieber Herr.

Das glaub' ich, und darum ist es auch nicht mehr als billig. Aber, liebes Kind, wenn du so gut lesen kannst, wie du sagst, so wirst du mir doch auch sagen können, was auf der ersten Seite stand, die man das Titelblatt heißt.

Annele stutzte ein wenig auf diese Frage, und man sah ihr an, wie sie es einsah, daß sie ein wenig zu Viel gesprochen hatte.

Ei, so sag' mirs doch. Ah! jetzt merk' ich es, du kannst wohl lesen, aber verstehst nicht, was du liesest, oder kannst es nicht auswendig behalten.

In Beidem irret ihr euch, Herr Stadtpfarrer, aber ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich so spreche; es ist mir eben in den Sinn gekommen, als ob das, was ich redete, unnöthig wäre, denn darum hat der Fremdling das Büchlein nicht in ein Päcklein gelegt, damit ich es öffne, hineingucke in das Buch, und Jedermann sage, was darin stehe. Doch, daß ihr nicht glaubt, Herr Stadtpfarrer, ich könne nur buchstabiren und lesen, und verstehe nicht, was ich lese, so will ich euch sagen, daß der Titel des Buches hieß: „das neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, verdeutscht durch Dr. Martinum Lutherum.“

Durch Dr. Martinum Lutherum? Johannes Schlüpf wiederholte diesen Namen, aber man erschaute in seinem ganzen Aussehen, daß ihn bei der Nennung dieses Namens eine Art von Schauer überlief. Er

unterdrückte sein Gefühl, und fuhr fort: du hast doch auch darin gelesen, und nicht blos den Titel angeschaut?

Ich verhehle es nicht, Herr Stadtpfarrer, sprach Annele mit fester Stimme, und ich weiß auch nicht, warum ich es verhehlen soll — möget ihr nun fragen, aus welchem Grunde ihr wollet. Ich weiß wohl, daß euch der letzte Name, den ich genannt habe, ein Greuel ist; ich weiß es noch von der Predigt her, die ihr am Niklausentag gehalten habt, wo ihr diesen Namen, und alle, die ihn verehren, so schrecklich verdammt habt. Ob ihr so ganz Recht gehabt, kann ich nicht beurtheilen, aber in diesem Buche, das der ketzerische Mann verdeutscht hat, fand ich eigentlich doch nichts Unrechtes.

Du hast also nicht nur den Titel gelesen, sondern auch in den Verfolg des Buches gesehen?

Das könnt ihr euch denken, Herr Stadtpfarrer; ihr habt ja selbst gesagt, daß wir Mägdlein so gar neugierig sind. Freilich hab' ich weiter gelesen, und, wenn mein Herr nicht gekommen wäre aus der Frühmesse, so hätte ich wohl noch weiter darin gelesen. Aber, als er kam, nahm er das Buch, und verschloß es sorgfältig.

Und, was hast du denn gelesen, liebes Kind? siehe ich frage nicht blos aus Neugierde.

Ha, ich habe etwas gelesen, das mir so wohl gefiel, daß ich Lust hatte, mehr zu lesen, und daß ich bald keinen so großen Aerger mehr gegen den Mann verspürte, gegen den ihr jüngst so scharf gepredigt habt. Ich habe zufällig aufgeschlagen, und die Stelle

gelesen: „ein Bischof soll seyn eines Weibes Mann, und er soll Kinder erziehen in gutem Thun u. s. w.“ und das hat mir wohl gefallen. Aber seltsam ist mir doch der Spruch vorgekommen, darum war ich lange Willens, den Herrn darüber zu fragen. Nur glaube ich, er möchte zürnen, und mich ein naseweises Ding heißen, daß ich meinen Kopf in etwas stecke, das mich doch nichts angehet. Aber ich denke, auch ihr Herr Stadtpfarrer, werdet mir die Gefälligkeit thun, und mir den Spruch erklären. So viel ich weiß, hat der Herr Bischof zu Konstanz, unser gnädiger Herr, keine Frau, und doch heißt es in diesem Buche: „es soll ein Bischof seyn eines Weibes Mann, und Kinderlein erziehen.“

Also gefiele dir dieß, wenn es so wäre, wenn der Bischof zu Konstanz, unser gnädiger Herr, eine Frau hätte, und wenn alle Pfarrer seines Sprengels auch seinem Beispiel folgten, und Weiber nähmen.

Ich meine, es wäre ganz natürlich, und den Herren allen wäre viel wohler; sie würden Niemand Fremdes anstellen müssen, um ihre Haushaltung zu führen, auch würden sie viel Freude haben, wenn sie liebe Kinderlein um sich hätten, die sie in der Tugend erziehen könnten.

Du glaubst also, es wäre Recht vor Gott?

O ja, Herr Stadtpfarrer, und es würde viel besser seyn, als es jetzt ist. Sie würden nicht so sehr blos gestellt seyn dem Gerede böser Menschen, welche auch die Rechtlichsten verläumden, und das einzige, was der Arme hat, seinen guten Namen, ihm zu nehmen suchen. Und, da es in dem Buche steht,

so glaube ich, Herr Stadtpfarrer, daß es eine Zeit gab, wo es so gewesen seyn muß, denn sonst könnte nicht davon die Rede seyn. Gerade das wollte ich euch, Herr Stadtpfarrer, fragen, wann es denn so gewesen, daß die Geistlichen Frauen hatten, und wie es geschah, daß es auf einmal anders geworden ist.

Diese Frage, liebes Kind, will ich dir gleich beantworten: es war noch nie so, seitdem die Christenheit bestehet. Es war nie erlaubt, daß die Geistlichen heurathen dürfen, denn wer heurathet, der gehört nicht mehr ganz dem Dienste Gottes, sondern er wird ein Kind der Welt und ein Diener der Sünde. Ein Solcher wäre nicht mehr würdig, dem Altare des Heiligen und Reinen zu nahen, dieweil er befleckt wäre durch den Dienst der Sinnlichkeit.

Herr Stadtpfarrer, ich verstehe eure gelehrten Worte nicht recht, und darum kann ich sie auch nicht glauben, aber ich meine, wenn ein Pfarrer eines Weibes Mann wäre, so wäre er so wenig ein Diener der Sünde, als alle übrigen Bewohner unsers Dorfes, vorausgesetzt, er hätte alle Eigenschaften, welche jener Spruch, den ich euch gesagt, von einem christlichen Pfarrer fordert, z. B. daß er wäre kein Trunkenbold, kein Streitsüchtiger u. s. w. Aber, wenn einer das ist, dann glaube ich, daß er unwerth seyn mag, dem Altare des Heiligen und Reinen zu nahen. Ich meine z. B. den Herrn Pfarrer von Sipplingen, der mehr Freude am Trinken, als am Beten hat — doch ich will Nichts gesagt haben, ihr wisset es ja selbst am Besten. Aber so viel mein' ich, eine Frau

zu haben, und Kinderlein zu erziehen, das wäre für einen Herrn Pfarrer keine Sünde.

Und doch ist es eine Sünde, daß muß ich wissen, es ist gegen Gottes Gebot.

Aber, wenn ich sprechen darf, Herr Stadtpfarrer, das Buch, das ich gelesen habe, ist ja das Testament unsers Herrn und Heilandes — es muß, was darin stehet, Gottes Gebot seyn, und also auch dieses.

Du bist auf einer falschen Ansicht — das Buch, das du gelesen hast, ist kein Buch für Christen, sondern für gottlose Menschen. Es ist eigentlich ein Teufelsbuch, und erfunden von denen, welche Diener der Welt und der Sünde, und also auch des Teufels sind. Sieh, liebes Kind, das hat ein Pfaffe geschrieben, man nennt ihn Lutherus, oder vielmehr sollte man ihn Luteus, d. h. Koth, nennen; der hat, aus sinnlicher Liebe verführt, eine Nonne aus dem Kloster geraubt, und wider Gottes und der Menschen Gesetz einen Ehebund, oder sage vielmehr einen Wehebund mit ihr geschlossen. Darum hat er dieses Buch zusammengeschrieben, in dem solche Sachen stehen, wodurch er beweisen will, daß er Recht gehandelt habe. Aber das ist alles lauter Erfindung von dem Erzketzer. Und er weiß, daß solche Lehren Beifall finden, denn es gibt manche so saubere geistliche Herren, die dieser Lehre bald huldigen würden zu ihrem Vortheil. Sie sehnen sich darnach, in das Joch der Sünde zu treten, besonders, wenn sie solche hübsche Mägdlein, wie du eines bist, um sich haben. Aber Solches ist vom Teufel — solche Lehre, die dieß

predigt, ist vom Teufel, und also das Buch, das solche enthält, ist ein Teufelsbuch.

Ihr müßt euch nicht so sehr vereifern, Herr Stadtpfarrer, ich kann das doch nicht glauben, daß der liebe Fremdling, der bei uns war, uns ein Teufelsbuch zum Geschenk zurückgelassen hätte; und es enthält ja so schöne Lehren für die Geistlichen, wie sie ihr Amt führen, und vor Gott und Menschen unsträflich seyn sollen. Ach! wenn ich wüßte, wie ich das Buch bekommen könnte, ich würde es euch mittheilen, daß ihr sehen könntet, was es für ein herrliches Buch ist. Aber mein Herr hat es verschlossen.

Nun, liebes Kind, sprach Johannes Schlüpf in schmeichelndem Tone, du mußt dich nicht daran stossen, daß ich so eifrig werde. Du weißt, Gottes Sache geht mir über Alles. Aber, liebes Kind, einen großen Gefallen würdest du mir thun, wenn du mir das Buch in die Hand liefern könntest, vielleicht ist es doch ein andres, als ich meine; ich möchte doch kennen lernen die schönen Lehren, von welchen du mir sagst. Du darfst überzeugt seyn, ich werde dich herrlich belohnen, denn ich lasse es mich etwas kosten, wenn ich wieder Neues lernen kann zu meiner Seele Heil.

Ich glaube kaum, daß ich euern Wunsch werde erfüllen können, denn mein Herr hat es fest verschlossen, und er liest nur selten darin — wenn er recht ungestört ist, vor der Kirche, und dann geht er zur Messe, aber nicht, wie sonst, sondern ich erblicke manchmal etwas in seinen Augen, das Thränen gleich sieht, und an jenem Tage, wenn er darin gelesen

hat, ist er so voll Liebe, daß ich kein strenges Wort von ihm höre.

Gelt, 's ist überhaupt ein liebevoller Herr, und recht Schade, daß er nicht heurathen darf; dem würdest du doch auch eine brave Frau wünschen, wenn jene neue Lehre Eingang fände?

Allerdings, Herr Stadtpfarrer, würde mein Herr ein Bischof seyn nach des Wortes Sinn, denn er vereiniget alle diese Eigenschaften in sich. Und er würde auch ein lieber Hausvater seyn, der seine Kinderlein zu Gottes Ruhm und Ehr' erzöge.

Und, bemerkte Johannes Schlüpf spöttisch, ein hübsches Kind, wie du, gäbe seine liebe Hausfrau.

Was denket ihr, ehrwürdiger Herr? nie würde ich meine Augen zu ihm erheben, ich, das arme Mägdlein, das er nur aus Gnaden in sein Haus aufgenommen; ich bin seine gehorsame Magd, und werde sie immerdar bleiben — ich werde ihn ehren bis zu meinem letzten Athemzuge.

Und lieben — setzte der Stadtpfarrer nachdrücklich hinzu, so weit es erlaubt ist vor Gott und Menschen.

Nun, sprach Annele, wie ihr es nehmen möget — ich suche meine Gesinnungen stets mit meinem Gewissen in Einstimmung zu bringen, was dieß nicht verwirft, das kann ich auch vor Gott und Menschen verantworten.

Liebes Kind; es ist mir nicht so sehr Ernst, wie du meinst; ich halte das Beste von dir. Aber ich sehe, ich könnte noch lange mich mit dir unterhalten, und die Zeit würde mir pfeilschnell vorübergehen, aber der Herr Frühmesser würde doch ausbleiben —

die beiden Herren haben vielleicht Wichtiges zu verhandeln, und, so ich ihn auch erwartete, er könnte vielleicht ein scheel Auge zeigen, wenn das liebe Annele und der geistliche Herr Nachbar so traulich bei einander säßen. Gelt, liebes Kind? Er machte eine freundliche Miene, unter der er seinen tückischen Ernst verbarg, nahm noch einen Zug aus dem Humpen, der neben ihm stand, und verließ seinen Sitz. Einen guten Abend, hübsches Kind! dieß sprechend nahm er Annele's widerstrebende Hand, und zog das Mädchen gegen sich. Von deinen Rosenlippen eine Gabe, die wirst du mir nicht versagen, schönes Kind! Schon hatte er sich gegen sie geneigt, und sein Mäulchen gespitzt, da entwand sich Annele seiner Hand, ließ den geistlichen Herren ohne Begleitung, und rief lachend hinter ihm: das ist nicht für einen so ehrwürdigen Herrn, wie ihr seyd. Mit seinen tückischen Aeuglein sah er noch zurück, und rief: aber für den Frühmesser. —

V.

Hart am rechten Ufer des Bodensees liegt ein Dörflein, das seinen Namen führt von der stattlichen Burg Bodmann, die weithin die Gegend überschaut. Im Stüblein des Pfarrhauses daselbst saßen zwei geistliche Herren von ungefähr demselben Alter, und waren in eifrigem Gespräche begriffen. Der eine war der würdige Pfarrer des Orts, Balthasar Frommann, der andere Johannes Heuglin, der Frühmesser von Sernatingen. Vor ihnen lag das Buch, welches Johannes Gailing bei seinem Besuche zu Sernatingen dem Frühmesser als Andenken hinterlassen hatte. Die Stelle lag vor ihnen aufgeschlagen:

„Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzet, die werden ausgerottet; lasset sie fahren, sie sind blinde Blinden-Leiter, wenn aber ein Blinder den andern leitet, so fallen sie beide in die Grube.“ Ein wahres Wort, Herr Bruder, begann der Frühmesser, für unsre Zeit — was ist die Geistlichkeit unsrer Tage anders, als das, was sie hier genannt ist?

Auch wir waren es bis jetzt, versetzte Herr Frommann, auch wir haben bisher als Blinde den Blinden den Weg gezeigt. Aber, so Gott will, soll es anders werden in Kurzem. Herr Bruder, wir haben jetzt das Licht, das uns erleuchtet in unsrer Finsterniß. Euch habe ich diese Gottesgabe zu danken, oder vielmehr dem wackern Fremdling, der sie gebracht. Eine bessere Gabe hätte er euch nimmer können als Andenken zurücklassen. Er hat uns das Buch gegeben, das bisher uns verboten, dessen fürnehmster Inhalt uns ein verschlossenes Gut war. Darum wollen wir uns auch dessen freuen, und es betrachten als die richtigste Quelle, nach der wir von nun an denken und handeln.

Und auch lehren wollen, setzte der Frühmesser hinzu. Denn, mein Bruder, das Wort selbst fordert uns dazu auf, wenn es heißt: alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzet, werden ausgerottet. Wie anders haben wir dieß zu verstehen, denn, daß alle Lehren und Mißgebräuche, die sich in der christlichen Kirche eingeschlichen, daß alle Menschensatzungen, die nicht von Gott stammen, ausgerottet werden sollen. Und wer vermag dieß besser als wir? Wir haben jetzt die Quelle, woraus wir

erkennen, was göttliche und menschliche Satzung in der Lehre ist, wir haben jetzt gleichsam die Werfschaufel, mit der wir die Frucht vom Spreu sichten können. Das, was uns nun durch Gottes Gnade gegeben ist, sollten wir nicht benützen? unsern Einfluß auf das Volk, den uns der Beruf einräumt, sollten wir nicht gebrauchen, um einen bessern Zustand herbeizuführen? Nein, mein Bruder, das Wort, das wir vor uns haben, legt uns eine wichtige Verbindlichkeit auf — uns sind die Schuppen von den Augen gefallen, aus Blinden sind wir Sehende geworden, drum, so laßt uns die noch Blinden einen bessern Weg führen, als bisher, laßt uns auch ihnen zu besserer Erkenntniß verhelfen. Laßt uns ausrotten die Pflanzen, welche der himmlische Vater nicht gepflanzet hat, laßt uns durch unsre Lehre zu Nichte machen alle jene Satzungen, die uns die Willkühr und Habsucht unsers christlichen Oberhauptes aufgebürdet — dann erfüllen wir unsern Beruf, wie es Recht ist, und das Wort, das vor uns liegt, ist nicht vergebens an unser Herz gedrungen.

Mit Allem, wahr ihr sagt, mein Bruder, sprach Balthasar Fromman, bin ich vollkommen einverstanden, nur möchte ich euch das schöne Sprüchlein zurufen: „lento festina.“ Ich habe, wie ihr, die Verpflichtung anerkannt, daß wir von nun an aufhören sollen, die Blinden immer mehr in ihrer Blindheit tappen zu lassen; ich erkenne wohl an, daß es nur zu viele Pflanzen im Garten unsrer christlichen Kirche giebt, welche ausgerottet werden müssen, da sie nur von Menschenhand gesäet sind. Aber, mein Lieber, da gehört Zeit dazu. Das gemeine Sprich-

wort sagt: „Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden,“ ich möchte die Worte ein wenig ändern, und sprechen: „Rom, das faule Gebäude wird nicht in Einem Tag wieder ausgebessert werden können.“

Ja, ihr habt Recht, das ist das faule Gebäude die hohe Weltstadt, das ist der große Garten des Unkrauts, aus welcher der ganzen Christenheit Unkraut als gutes Kraut verhandelt wird; dort ist der große Gärtner, der seinen Gewinn zieht von dem Unkraut, wie ein jeder trügerischer Gärtner, und den es wenig kümmert, ob auf dem großen Saatfeld der Christenheit das Unkraut so überhand nimmt, daß es zuletzt die wenigen guten Kräutlein, die hier und da sich finden, erstickt. Nein, man muß an's Ausjäten, das ist Gottes Wille.

Auch ich halt' es dafür, sagte Frommann, aber ich bin auch der festen Ueberzeugung, daß es nur nach und nach geschehen kann, und daß es durch Solche geschehen muß, die etwas vermögen, und deren Stimme Gewicht hat.

Das ist schon geschehen, es ist jetzt unsre Sache, denen gleich zu thun in unsrem Wirkungskreise. Ohne Scheu vor der Uebermacht ist der fromme Mönch Lutherus aufgestanden; er ist getreten in den Garten des Unkrauts, er hat dem Gärtner gezeiget, wie er bisher die Christenheit betrogen, er hat mit kecker Hand in das Unkraut gegriffen, um es auszujäten; auch er war Anfangs nur ein einzelner Mann, vom weltlichen Arm kaum unterstützt, nur daß ihm edle und hochgelehrte Männer zur Seite standen im edlen Werke. Und war es anders mit unsrem Nachbar, dem hoch-

verehrten Prediger Ambrosius Blarer zu Kostanz. Auch er war allein, auch er mußte einen Weg einschlagen, der nicht den gewöhnlichen Gang führt; er lud im Kloster den Haß seiner Oberen auf sich, drum ließ er das finstre Klosternest, und floh an des blauen See's Gestad in seine Vaterstadt Konstanz; und wie steht es jetzt, mein Bruder? Die Stadt verehrt ihn, hat die Lehre des frommen Lutheri angenommen, und wird jetzt ein Licht für die ganze Seegegend. Wir aber, die nächsten Nachbarn, sollen in der Finsterniß bleiben, wenn Alles zum Lichte strebt?

Es ist so, mein Bruder, wie ihr sagt. Die Bewohner der Stadt Konstanz haben ihren Mitbürger willig empfangen, und seine Lehre mit Freuden angenommen; sie haben ihre Verehrung gegen ihn kund gethan, indem sie mündlich und schriftlich ihre Prediger gegen die Schmähworte Herrn Johannes Schlüpfs, unsers Dekans, in Schutz genommen, aber bedenket, Herr Bruder, eine Stadt hat das gethan. Wollet nicht Stadt und Land mit einander zusammenstellen, sintemalen ein großer Unterschied ist. Beim freien Bürger ist eine andere Richtung des Geistes, als beim Bauer, der unter der drückenden Herrschaft seines Grundherrn steht. Er kennt, wenige Ausnahmen zu machen, kein höheres Bedürfniß, als das seines Leibes. Wenn er für den genug hat, dann ist er befriediget. Geistige Vervollkommnung wird nie Gegenstand seines Strebens — wenn er in die Kirche geht, so liegt ihm nicht daran, ob er daraus einen Gewinn ziehe für seinen Geist oder nicht; er hält es eben für einen Gebrauch, wenn er seine Andacht

verrichtet, es ihm gleich, auf welche Weise es geschiehet, wenn es nur geschehen ist, so daß der liebe Herrgott damit zufrieden seyn kann. Er folgt dem alten Schlendrian, denn er befriedigt hinlänglich seine Bedürfnisse. Wie anders der freie Bürger der Stadt. Mit dem, daß er frei ist von dem drückenden Joche eines Grundherrn, hat seine Ueberzeugung in Allem eine freiere Richtung gewonnen. Er will nicht nur frei seyn im bürgerlichen Leben, sondern auch im Geistigen Jenes Frohnen, das ihm die Priesterherrschaft auflegt, ist ihm nach und nach zur Last geworden; er braucht seine Vernunft und findet, daß die Satzungen des christlichen Oberhauptes durchaus nicht Gottes Satzungen seyn können, sondern nur leere Erfindungen der Willkühr, allein um die Selbstsucht des ersten Oberhaupts zu befriedigen. Sieh, mein Bruder, ehe Herr Ambrosius Blarer gen Konstanz kam, war es heller geworden in den Köpfen und Herzen seiner Mitbürger, besonders aber in den Herzen einiger erleuchteter Männer, die seinem Stande angehörten, wie des edeln Domherrn Johann von Botzheim, der mit ihm zu gleicher Gesinnung verbunden ist. Wo man Empfänglichkeit findet, da ist es ein Leichtes, zu wirken, wo man Sehnsucht nach Freiheit findet, da ist es ein Leichtes, Freiheit zu verkünden, und da kann die Arbeit gedeihen.

Also meint ihr, fragte Johannes Heuglin, bei uns, unter unsern Bauern könnte solch Ausjäten des Unkrauts keinen Anklang finden?

Ich bin der Meinung, daß es nur mit Mühe, nur bedingungsweise geschehen könnte. Das Landvolk

in unserer Gegend ist in Knechtschaft des Leibes und des Geistes. Den ersteren Druck fühlet es, den zweiten nicht, weil es zu sehr von dem ersten niedergehalten ist, als daß es des zweiten bewußt werden könnte. Aus dem zweiten streben sie nicht herauszukommen, so lange der erste auf ihnen lastet. Die Religion ist ihnen Nebensache; sie sind zufrieden mit dem, was ihnen gegeben ist, und sehnen sich nach nichts Besserem, weil sie kein großes Bedürfniß dazu finden. Im Gegentheil ihnen ist wohl bei dem alten Schlendrian, denn es giebt dabei Nichts zu denken. Wer sie von diesem Schlendrian der Lehre befreit, mag sich kein Verdienst um sie erwerben; sie sind in einer Knechtschaft des Geistes, die ihnen zur Gewohnheit geworden ist, sie laufen in einem Joche, das ihnen nur fehlen wird, wenn man es ihnen abnimmt, denn sie sind dessen zu sehr gewohnt worden. Das bedenket, mein Bruder, und eilet nicht so sehr, eure Hand in den Garten des Unkrauts zu legen, denn das Unkraut selbst, die Nesseln könnten euch stechen, ehe euch noch der Gärtner, dem das Unkraut wohl gefällt, daran hindern möchte. Nur unter Einer Bedingung möchte euer Wort der wahren Lehre bei ihnen Eingang finden.

Und die ist? fragte der Frühmesser.

Wenn ihr mit der Freiheit des Geistes auch Freiheit von äusserer Knechtschaft verkündiget. Wenn sie mit der neuen Lehre Freiheit von der Knechtschaft erhandeln können, dann wird bei ihnen etwas geschehen können. Nur diese wünschen sie — ist die Freiheit des Evangeliums ihnen ein Mittel, um sich von

der Knechtschaft los zu machen, dann werden sie dieß Mittel mit Freuden ergreifen. Verkündigt das neue wahrhaftige Evangelium ihnen auch solche Freiheit, was es ihnen nie verkündigen soll nach dem Wort, so vor uns liegt, dann, Herr Bruder, wird es gepriesen werden als Lehre vom Himmel, euere Kirche wird die Zuhörer nicht mehr fassen können, und sie werden euch auf den Händen tragen, als den neuen Propheten, zu ihrem Vortheil.

Das werd' ich nimmermehr werden, mein werther Freund, unser Herr und Meister ist nicht gekommen, um zu befreien von irdischer Knechtschaft, sondern von der Herrschaft der Finsterniß — so auch wir seine unwürdigen Diener, wir sollen nur lehren von der Freiheit des Christen, die da bestehet in Unabhängigkeit der Gewissen von Menschensatzungen; nicht ist unser Beruf, zu lehren, daß wir keiner Obrigkeit unterthan seyen, sondern im Gegentheil, daß man gehorsam sey der Obrigkeit, denn so ist es Gottes Wille. Nicht das Weltliche, sondern nur das Geistliche liegt in unserm Berufskreise, und so will ich es immerdar halten.

Das bin ich auch von euch überzeugt, aber ihr kennet noch nicht recht das Landvolk, wie ich es in dieser Gegend habe kennen lernen. Ihr habt euch zu euerm Berufe gebildet in der Stadt Lindau, und nicht unter dem Landvolk. Wenn ihr auch den Willen habt, das Wahre zu verkündigen, die Bauern deuten es auf andre Weise, — nach ihrem Vortheil. Werdet ihr sprechen von der Freiheit des Evangeliums, so nehmen sie es für Freiheit, die sie los bringt von

der Herrschaft derer, die über ihnen stehen, prediget ihr von Gleichheit, so werden sie glauben, es soll kein Unterschied seyn auf Erden zwischen Vornehmen und Niedern, zwischen Herren und Knechten. Der schöne Sinn des göttlichen Worts wird anders gedeutet und mißbraucht werden. Und wozu mag das am Ende führen?

Ihr habt Recht, mein Bruder, aber soll es denn immerdar so währen? soll nie die Binde vom Auge des Volkes genommen werden, sollen sie in ewiger Finsterniß tappen, und soll Keiner das Werk wagen, zur Erleuchtung so vieler Seelen, die im Finstern sitzen, soll keiner unter uns folgen dem Beispiel so mancher edeln Männer, die schon kräftig Hand angelegt? O mein Bruder, das könnet ihr auch nicht meinen, ich kenne euch zu gut.

Das mein' ich auch nicht. Aber es ist nicht mehr nöthig, daß einer auftrete, und das neue Evangelium verkündige; es ist nicht nöthig, daß einer auftrete, mißverstanden werde, und am Ende als Opfer seines Eifers zur Ehre Gottes falle. Und das könntet ihr werden, denn ich kenne euch, wie ihr Alles mit Eifer ergreifet, und im Feuereifer durchzusetzen sucht; euch mein Freund, habe ich zu lieb, als daß ich euch ein solches Loos wünschte — ich möchte euch nicht unter den Märtyrern für die Wahrheit wissen. Die Zeit der Märtyrer ist vorüber, da aus ihrem Blute eine Aussaat für's Evangelium keimte.

Ihr meint es gut mit mir, mein Bruder, aber ich meine es auch gut — ich will von nun an verkündigen die evangelische Wahrheit, wie so mancher

theure Mann sie uns erstritten, wie es Gott von mir fordert. Was schadet es, wenn ich auch ein Opfer werde, vielleicht zum Seelenheil manches Armen, der nach Erleuchtung schmachtet.

Vielleicht auch nicht, vielleicht werden gerade diejenigen, für deren Seelenheil ihr streitet, solche seyn, welche zu euerm Verderben wirken.

Das hoff' ich nimmermehr, und sollte es seyn, sollte auch mein Eifer ohne Früchte seyn, Gott siehet den Willen an — sollte ich auch ein Opfer werden, ach! so viele bessere Männer, als ich, sind es schon geworden.

Nun, sagte Balthasar Frommann, ich will euch nicht einreden, handelt, wie eure innre Stimme es von euch fordert, aber, bei Allem, was ich bitten kann, bitt' ich euch, nur sachte. Was ihr fördern wollet, mein Bruder, das ist schon vorbereitet, und könnte vielleicht ohne euer Zuthun zur Reife kommen.

Gerade das weiß ich, daß schon Vieles vorbereitet ist, darum gerade möchte ich ans Werk schreiten. Sehet, unser Landvolk zwischen den beiden Seen, und an den Gestaden von hier bis Lindau ist in häufiger, ja täglicher Berührung mit Konstanz und den Schweizern, die herüber kommen, um ihre Bedürfnisse einzukaufen, und ihres Landes Erzeugnisse abzusetzen. Da sind nicht nur Waaren, sondern auch wichtigere Güter ausgetauscht worden — Ansichten über Religion und Kirche. Glaubt's nur, mein Bruder, auch den Bauern ist endlich ein Licht aufgegangen, daß sie bisher von Blinden geleitet worden sind, welche selbst keinen Weg wußten. Jetzt ist es

Zeit, daß man das Licht leuchten lasse vor allen Menschen, und es nicht unter den Scheffel stelle. Jetzt ist Kopf und Herz empfänglich für die evangelische Wahrheit — wohlauf denn an's Werk!

Ich, mein Bruder, theile euere Ansicht, gedenke aber der Worte, welche der Heiland an seine Jünger sprach, zufolge dem, was ich aus dem mitgetheilten Buche gelesen: „Seyd klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben.“

Er blätterte in dem neuen Testamente, um die Stelle zu suchen.

Hier stehet es, Math. X. V. 16. Seyd klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben, wiederholte Balthasar Frommann, und das Passendere steht noch voran, höret, mein Freund! „Siehe, ich sende euch wie Schaafe mitten unter die Wölfe“ und was weiter folgt „Hütet euch aber vor den Menschen.“

Kaum hatte er diese letzten Worte ausgesprochen, so schlüpfte Herr Johannes Schlüpf zur Thüre herein, und bald stand er mit freundlichem Kopfnicken bei den Beiden.

Lupus in fabula, sagte Balthasar Frommann, indem er das aufgeschlagene Buch bei Seite legte, dann bewillkommte er den Herrn Stadtpfarrer und stellte ihm einen Stuhl hin.

Hab's doch gedacht, begann Johannes Schlüpf zum Frühmesser gewendet, daß ich euch hier finden werde. Eigentlich hat mein Besuch vorerst euch gegolten.

Also, bemerkte Fromman, hab' ich nur meinem lieben Nachbar die Ehre zu verdanken, daß euer Hoch-

ehrwürden bei so strenger Jahreszeit mich mit einem Besuche beehren.

Das wäre auf jeden Fall später geschehen, mein Werther, sprach Johannes Schlüpf, aber Geschäfte führen mich zu unserm werthen Amtsbruder. Nun bin ich aber erfreut, euch Beide so schön bei einander zu treffen, und zwar in colloquio, das lieb' ich mehr bei den Geistlichen meines Sprengels, als inter pocula, wie es der Sipplinger und Kompagnie gewohnt ist.

Auch das fehlt nicht, bei meinem werthen Nachbar, bemerkte Johannes Heuglin, und deutete auf ein Krüglein, das Herrn Frommanns Schwester, die sein Hauswesen besorgte, auf den Tisch stellte.

Der soll mir munden, Herr Pfarrer, sprach Johannes Schlüpf. Gewiß Zehentwein vom Königsgarten, den Herr Hans von Bodmann wohl mit Willen euch überantwortet. Aber noch baß mag er euch munden, werthe Freunde, denn so viel mir däucht, habet ihr über dem colloquium vergessen den poculum.

Wir beschließen zuerst, bemerkte Johannes Heuglin, das colloquium, dann erst geht's ad poculum, besonders in wichtigen Dingen.

Da weichet ihr ab von der Sitte unsrer heidnischen Vorfahren, die, wie uns Taciti Germania berichtet, inter pocula beriethen und beschlossen, absonderlich bei Kriegsangelegenheiten, doch so etwas kommt nicht bei geistlichen Herren vor. — Aber es wär' mir Leid, wenn ich die Herren in einem wichtigen colloquio gestört hätte.

Wichtig, oder unwichtig, entgegnete Heuglin,

wie man es nehmen will, aber euer Hochehrwürden haben uns nicht gestört.

Ah, forschte Johannes Schlüpf, vielleicht ein neues opus, über das man sich besprach — so etwas gefällt mir. Dieß sprechend ließ er seine tückischen Aeuglein auf das Buch hinübergleiten, das Balthasar Frommann bisher mit seinem weiten Aermel bedeckt hatte.

's ist eigentlich, entgegnete der Frühmesser, ein altes opus, nur war es bisher etwas unbekannt, es hatte die Ehre, in den Catalogum librorum prohibitorum aufgenommen zu werden, seit es aber wieder daraus gestrichen ist, gilt es gleichsam als neues Buch.

Vielleicht, bemerkte der Stadtpfarrer, eine editio operis ad aucta, das heißt pluribus mendis, denn oft bekommen die opera in mehreren editionibus neue Fehler.

Das läßt sich gerade bei diesem Buche nicht anwenden, entgegnete Johannes Heuglin, denn es ist eine editio princeps.

Balthasar Frommann winkte seinem Amtsbruder mit den Augen, um ihm verstehen zu geben, daß er weniger rede. Zu gleicher Zeit schenkte er den Humpen noch einmal ein, und kredenzte ihn dem Stadtpfarrer.

Euer Hochehrwürden, begann er, um ihn auf ein andres Gespräch zu bringen, nicht wahr, das ist ein besserer Trunk, als euer Sipplinger Zehentwein.

Möglich, erwiederte der Stadtpfarrer, aus dem einfachen Grunde, weil die Sipplinger Bauern so klug sind, den besten für sich zu behalten, und den schlechten mir zukommen zu lassen. So ist heut zu

Tage das Bauernvolk, und das Schlimmste ist, daß man solchem Volk zur Aufklärung helfen will, daß selbst Männer unsers Standes die Pfiffigen in der Bosheit immer noch pfiffiger machen wollen, bis sie ihnen über den Kopf wachsen.

Euer Hochehrwürden, unterbrach ihn der Frühmesser, das hat man nicht nöthig, die Aufklärung kommt von selbst. Es ist wie bei einem guten Wein: zuerst wird er trüb, trüber als in der Kelter, dann gährt er, und wird hell. Im Trüben, wenn es nach und nach den höchsten Grad erreicht hat in der Finsterniß meine ich — reget sich allmählig der Drang zum Lichte; es gährt gleichsam in den Köpfen, und aus dieser Gährung kommt Helle. So glaube ich auch, daß bei den Sipplinger der gute 23ger, den sie euch entziehen, nach und nach zur Gährung kommt, und darum —

Nun, so unterbrach Balthasar Frommann seinen Amtsbruder, denn er ahnte, daß etwas Uebereiltes folgen könnte, nun, Euer Hochehrwürden, so laßt uns auch sehen, wie der Wein vom Königsgarten de anno 23 bei uns sich anläßt. Er schenkte die Humpen voll, und wähnte bald den Herrn Stadtpfarrer von dem Gegenstand seines Gesprächs abzubringen.

Doch weit gefehlt — Herr Johannes Schlüpf hatte schon zu Sernatingen ein ordentliches Maaß von demselben Getränke zu sich genommen, und kaum seine Kraft verspürt. Auch dießmal säumte er nicht, aber man sah wohl, daß es ihm nicht darum zu thun war, über sein gewöhnliches Maaß zu trinken, das

bei den gewandten Trinker ein Kleines war. Es war ihm nicht darum zu thun, so bald seinen Kopf zu verlieren, wie es Herr Balthasar Frommann gewünscht hatte, um mit guter Manier vor den Augen des Scharfblickenden das verhängnißvolle Buch zu entfernen. Aber er täuschte sich. Die Herren tranken und waren guter Dinge, aber während die beiden Andern ihre Humpen oft leerten, und wieder füllten, aß Herr Johannes Schlüpf ein Bröcklein Zwieback, das Herrn Frommanns Schwester im reinlichen Körblein aufgestellt hatte. Das war so seine Gewohnheit, den Weingeist, wenn er sich regen wollte, ein wenig niederzuschlagen, und es gelang ihm auch. Was Herr Frommann bei Johannes Schlüpf zu Stande bringen wollte, das schlug ihm fehl, aber desto besser gelang Jenem die Absicht, seine beiden Geistlichen entweder recht beredt, oder vielleicht ganz stumm zu machen. Johannes Schlüpf faßte selbst das Weinkrüglein, und sprach seinem Gastwirth so wie seinem Mitgaste zu. Der kluge Frommann wurde zuerst überlistet von dem noch Klügeren.

Herr Balthasar Frommann hörte endlich auf, seinem eigenen Weine zuzusprechen, er lehnte sich zurück auf seinen Lehnstuhl, und nahm wenig mehr Antheil an der Gläser-Unterhaltung. Auch der Frühmesser wurde nach und nach stiller, und am Ende schien er das Loos des Schlafes mit seinem Amtsbruder theilen zu wollen.

Herr Frommanns Schwester war in der Küche, um den Abendimbiß zu besorgen. Da verklärte sich auf einmal das Angesicht Herrn Johannes Schlüpfs,

und man sah wohl, daß er sich seines Sieges über die beiden Betrogenen freute; gewandt fuhr er mit der Hand hinüber nach Frommanns Hand, schob sachte das Buch, das er mit seinem weiten Aermel bisher bedeckt hielt, weg, und Frommann blieb in voriger Stellung.

Er schlug das Buch auf, und las den Titel; das ist's, rief er, was ich suche, das ist das corpus delicti, ihr saubern Herren, das soll euch baß bekommen — Johannes Schlüpf weiß, was er zu thun hat. Schnell steckte er es unter seinen Priesterrock, und stand auf, um zu gehen. Schon wollte er zur Thüre hinausschlüpfen, da richtete sich der Frühmesser auf, und es schien, als ob er gerade aus dem Schlummer erwacht wäre, denn er rieb sich die Augen, wenigstens dem Schein nach.

Ah, Euer Hochehrwürden wollen schon gehen, rief er; ach verzeihet, daß der Wein an mir schon seine Kraft erzeiget. Aber, wie wär' es, wenn wir eine Strecke den Weg mit einander machten, ihr müsset ja doch entweder über Sernatingen oder über den See, was ihr doch nicht wünschet.

Bitte, Herr Heuglin, sprach Johannes Schlüpf, was soll ich euch stören in eurer Gesellschaft? ich habe Eile, aber ihr nicht.

Das ist nur meine Schuldigkeit, erwiederte Heuglin, setzte sein Baret auf, nahm den Stock in die Hand, und begleitete den Herrn Stadtpfarrer.

Ihr seyd schnell wach geworden, war das einzige Wort, das Johannes Schlüpf während des Gehens zu dem Frühmesser sprach.

Es ist so meine Gewohnheit, antwortete der Frühmesser, bald zu schlafen und früh wieder aufzustehen.

Sie waren nimmer weit von Sernatingen, an der Stelle, wo ein nicht unbedeutender Bach in den See sich ergießt. Ein schmaler Steg führte darüber.

Hier werde ich euerer Hülfe bedürfen, rief der Stadtpfarrer, sintemalen der Mond noch nicht aufgegangen, der erst später mein Begleiter seyn wird. Zu Diensten, Euer Hochehrwürden, rief der Frühmesser, und er faßte etwas kräftig den Arm des Stadtpfarrers, unter dem er bisher das entwendete Buch festgehalten hatte. So geschah es, daß das Buch unter seinem Arm hervorglitt, und das war es, was der Frühmesser wollte. Er that, wie wenn er es nicht gemerkt hätte, und führte den Stadtpfarrer hinüber. Ich bin euch viel Dank schuldig, sprach dieser, für euere Hülfe, aber, um Gott! ich habe etwas verloren; es muß noch im Graben liegen. Das ist ärgerlich, sprach Heuglin, doch hat es nichts zu bedeuten, was es auch sey, denn der Bach ist überfroren. Aber, Euer Hochehrwürden, für heute müßt ihr es entbehren, denn es muß in den Schnee gefallen seyn, zudem ist es so stockfinster, daß wir ja beinahe selbst den Weg mit den Händen suchen müssen. Jedoch Morgen mit dem Frühesten soll, was euer gehört, wohlbehalten wieder in euern Händen seyn.

Der Stadtpfarrer konnte kaum abgehalten werden, das Verlorne selbst zu suchen, aber der Frühmesser stellte ihm vor, daß es gefährlich wäre, in den Graben zu steigen, da es vielleicht nur an den Ufern gefroren wäre. Johannes Schlüpf schien sich beruhigen

zu lassen, und verbarg seine Verlegenheit. So sehr ihn Johannes Heuglin nöthigte, bei ihm den Nachttrunk zu nehmen, er versagte es mit vielem Danke, und wandelte ohne Begleitung — der Finsterling im klaren Lichte des Mondes — der Stadt Ueberlingen zu. Als der Frühmesser in seiner Stube ankam, zog er seinen lieben Findling aus der Tasche: „Gottlob, daß ich dich wieder habe“ dieß sprechend verschloß er das Buch wieder, und sorgsamer als zuvor.

VI.

Nach langen winterlichen Stürmen hatte doch auch die Januars-Sonne einmal den Sieg errungen, und strahlte recht warm auf die Zinnen des lieblich gelegenen Schlosses Mümpelgard. Eben erging sich Herzog Ulrich auf dem Söller des Schlosses, und freute sich der angenehmen Sonnen-Wärme. Schon lange hatte er dieses Genusses entbehrt, und mit Schmerzen. In das düstere Gemach hatte er bisher seinen Gram verschließen müssen, wodurch er ihm noch drückender geworden war: heute nach langer Winternacht athmete er zum erstenmal freier, denn er konnte unter Gottes blauen Himmel treten, und vom Söller seiner Burg herab sehen, wie die Sonne so lieblich über die Dächer einer Stadt strahlte, die mit nicht unbedeutender Umgebung ihm vom Erbe seiner Väter geblieben war.

Bin drum noch nicht so arm, begann er zum alten Rechberger, der neben ihm stand, und seinen Pelzrock eng umlegt hatte, denn der alte Herr fühlte trotz der warmen Sonnenstrahlen wohl noch, daß der Winter nicht Valet gesagt hatte.

Will's meinen, entgegnete der Rechberger, aber so habt ihr's, gnädigster Herr, wollt alsbald verzagen, wenn es anders aussieht, als ihr es sonst gewohnt seyd. Hab' ich's nicht voraus gesagt, als wir zu Solothurn saßen im warmen Stüblein, und ich sprach: Herr, 's wird bald besser kommen, ihr werdet bald wieder frischen Muth gewinnen. Was hat euch aber den Muth wieder erfrischt? Das war es, daß die Mümpelgarder euch, ihren Fürsten, so froh in ihre Mitte genommen, wie in früheren Tagen, daß sie sich treu erzeiget, obwohl sie bisher als Stiefkinder von ihrem Vater betrachtet worden sind. Sie sind wälschen Stammes, aber, bei St. Görgen, deutschen Sinnes, eure Mümpelgarder.

Daran hab' ich nie gezweifelt, bemerkte der Herzog, aber freilich weniger dieß mein Erbland besucht, darum aber doch die Mümpelgarder werth gehalten.

Und werdet es hoffentlich immer mehr thun, denn sie verdienen es. Bei St. Görgen, es hat mir in der Seele wohl gethan, als ich hörte, wie sie dem Fürstenberger antworteten, da er wegen seiner Gemahlin Bona Ansprüche auf Mümpelgard rege machen und eure Vertreibung zu seinem Vortheil wenden wollte, um seine Ansprüche durchzuführen; da, so hab' ich es gehört, haben sie geantwortet: Herr Graf, kommt wieder, wenn unser Herr und Gebieter auf unsrer Burg sitzt, und fraget wieder an, dann wollen wir antworten. Bei St. Görgen, ich hab's nicht selbst gehört, aber es hat sich deutlich erzeigt, daß sie so geantwortet, denn nicht umsonst ist's dem Fürstenberger anders geworden — aus keiner

andern Absicht hat er in der Sache unterhandeln lassen, da er schon im Anzug war.

Du glaubst also, daß solche Gründe ihn bewogen, mit mir in Unterhandlung zu treten?

Das konnte man mit blinden Augen sehen, gnädigster Herrr. Denn glaubt ihr, die Bischöfe von Basel und Straßburg hätten sich von selbst in die Sache gelegt, ohne dazu berufen zu seyn; glaubt ihr, die Kantone Solothurn, Luzern und Basel hätten sich von selbst zu Unterhändlern hergegeben? Nein, bei St. Görgen, das behaupt' ich, der Fürstenberger sah keinen günstigen Ausgang für sich, und hat es kluger Weise hinter Andre gesteckt, um in der Sache zu handeln. Er glaubte, euch wären die Arme gebunden, euer Recht zu verfechten, er glaubte, die Mümpelgarder willig für seine Absichten — nun er sich verrechnet in seiner Ansicht, zieht er sich aus der Fehde, aus der er nur einen verstossenen Kopf und leere Taschen gebracht hätte, und macht einen Anstand auf drei Monate. Den wird er ewig halten, und nicht blos drei Monate, gnädigster Herr. Hericourt, das Städtlein, wird er von selbst wieder räumen, denn er weiß wohl, daß er kein willkommner Gast darin ist, zumal, wenn die von Hericourt wissen, daß ihr in Mümpelgard seyd.

Dazu brachten es eure Mümpelgarder durch ihr treues Festhalten an ihrem Herrn, und, daß sie solche sind, das haben sie euch bewiesen, als ihr wieder in ihre Stadt getreten seyd, und sie euch mit solcher Freude aufnahmen, wie Kinder, die ihren Vater

lange nicht mehr gesehen, und deren Liebe nur dadurch gesteigert wurde. Bei St. Görgen, 's war ein Herz ergreifender Anblick, als euch die Mümpelgarder in ihrer Stadt empfingen. Es war ein Auftritt wie vor 50 Jahren, als sie euern Vater Heinrich nach harter Belagerung durch Herzog Karlen von Burgund wieder wohlbehalten in ihrer Mitte erblickten. Werd' nie jenen Tag vergessen, und wenn ich auch noch so alt würde, als ich dermalen bin. Damals war ich so ein Fant von 20 Jahren, und stand neben Graf Heinrichen, eurem Herrn Vater, als der tyrannische Karl von Burgund ihn auf einen der Stadt nahen Berg stellte, als er auf ein schwarzes Tuch knieen mußte, der Scharfrichter mit bloßem Schwert hinter ihm stand, und der rohe Fürst in die Stadt verkündigen ließ, wenn der Befehlshaber sie nicht übergebe, so würde der Herr Graf enthauptet. Aber die Mümpelgarder waren standhaft, ließen sich durch diese Drohung nicht abschrecken, und stellten ihm vor, welche Schande dieß für einen Fürsten wäre, wenn er so verführe. Das Wort drang an sein sonst mitleidsloses Herz, und er hob die Belagerung auf, ohne seine Drohung zu vollziehen. So machten's die Mümpelgarder schon damals. Aber, die Freude war auch groß, als euer Herr Vater wieder in die Stadt trat, es war, wie wenn er ihnen neu gegeben worden wäre, so sehr freuten sie sich des Geretteten — und euer Herr Vater freute sich, daß er die Stadt noch sein nennen konnte. Solche waren die Mümpelgarder, und Solche sind es jetzt noch.

Deß freu' ich mich auch, sprach Herzog Ulrich,

und ich werde nie vergessen, daß sie Solche gegen mich und meinen Vater gewesen sind.

Und doch, unterbrach ihn der Rechberger, doch wollet ihr, mein gnädigster Herr, diese eure gute Stadt den Schweizern verkaufen?

Wohl, aber auf Wiederlösung, mein alter Freund — Geld muß ich haben, das weißt du so gut, wie ich, um meine Rüstungen zu betreiben. Die Sache mit dem Fürstenberger ist beigelegt, meine Söldner sind geworben, und stehen hier — unser werther Gailing hat sie hieher geführt, daß ich sie gebrauche gegen den Fürstenberger; soll ich sie jetzt entlassen?

Das wäre nicht klug, mein gnädigster Herr! Ihr werdet sie dennoch brauchen.

Aber sie müssen doch gelebt haben, bemerkte der Herzog, und wenn ich sie nicht entlasse, so müssen sie mir doch zu einem Zwecke dienen. Das ist kurz gesagt, zur Wiedereroberung meines Landes. Du weißt, mein Getreuer, wie flehentlich ich mich an die zu Nürnberg versammelten Stände des Reichs in einem Schreiben gewendet, sie möchten mir zu meinem anererbten Herzogthum wieder verhelfen, das mir der Kaiser wider Recht und Billigkeit entrissen. Was sie antworteten, weißt du. Sie wollten meine Sache auf die lange Bank hinausschieben; keiner der Herren will der Katze die Schelle anhängen, und diese ist der Kaiser, mein Feind. Was kann ich jetzt anders thun, als mir selbst Recht verschaffen, da Niemand meine Bitte anhört, viel weniger mir zu helfen gedenkt? Darum will ich mich rüsten, und Allem aufbieten, wodurch ich mir eine Macht erwerbe, mit der

auch etwas ausgerichtet werden mag. Schon ist der Anfang zu den Rüstungen gemacht, aber ich muß abbrechen, denn die Mittel haben mich verlassen. Darum muß ich Wege einschlagen, die ich nur mit Schmerzen wähle. Geborgt haben mir die Solothurner — so Gott will, werd' ich's auch zurückgeben können — aber jetzt möcht' ich keine weitere Bitte mehr wagen. Drum muß ich verkaufen, was mir vor der Hand zu keinem wichtigen Zwecke dienet. So, mein alter Freund, kam es, daß ich Willens bin, meine Herrschaften Mümpelgard, Granges, Blamont, Clerval und Passavant auf Wiederlosung zu verkaufen, und ich denke, Bern wird der beste Käufer seyn.

Ich will den Gang übernehmen, gnädigster Herr, sprach der Rechberger, oder vielmehr, ich bin euer Diener, und muß es thun, aber Eine Bitte: es sind 5 schöne Herrschaften, lasset doch die gute Stadt Mümpelgard aus dem Kauf, gern will auch ich meine Güter verkaufen, wenn das Geld nicht hinreicht, aber Mümpelgard gebt nicht weg. Denket, wie schmerzlich wäre es für die treuen Mümpelgarder, wenn sie, die Alles für euch gethan, von euch veräussert würden in Schweizer-Hand. Bedenkt es, mein Fürst, das wär' kein Lohn der Treue für die frühere und jetzige Zeit — ich weiß es, ihr werdet es nicht thun, sondern meiner Bitte willfahren.

Es soll seyn, sprach der Herzog, deine Rede zur Steuer der Wahrheit, deine Fürsprache für Mümpelgard soll nicht umsonst gewesen seyn. Nur die vier Herrschaften sollen in den Kaufbrief kommen.

Wie gern, rief der Rechberger, will ich jetzt den

Weg gen Bern machen mit meinen alten Füßen, und thun für euch, was zu euern Zwecken dienet. Wie gerne diene ich euch, wo es zu euerm Frommen ist, ohne daß eure Ehre leidet.

Die Herren redeten noch, da tönte von der alten Kirche, die im Umfang des Schlosses steht, ein Lärmen herüber.

Was mag dieß seyn? fragte der Herzog.

So viel ich weiß, erwiederte der Rechberger, ist gerade Gottesdienst in französischer Sprache. Herr Wilhelm Farellus, der fremde Prediger, welcher euch vor Kurzem bitten ließ „ihn um Gottes Willen das Gotteswort, das heilige Evangelium predigen und verkündigen zu lassen,“ und dem ihr es auch erlaubt habt, hält heute seine erste Predigt in der Stiftskirche. Vielleicht hat es etwas Unangenehmes gegeben.

Kaum hatte der Rechberger ausgeredet, so hörte man eilende Tritte, und Johannes Gailing erschien auf dem Söller. Auf seinem Gesichte brannte die Röthe des höchsten Unmuths. Mit Verlaub, gnädigster Herr, daß ich euch störe, begann Gailing; die Nothwendigkeit, um Hülfe zu bitten, hat mich aus der Kirche getrieben. Mein werther Amtsbruder, Wilhelm Farellus, hat heute zum erstenmal das Wort des Evangeliums verkündiget. Er trat auf voll Kraft und Salbung, die Menge hörte aufmerksam auf jedes seiner Worte, und gab seiner Lehre Beifall. Das erbitterte den Guardian der Franziskaner aus Besançon, so wie den Dekan des Stifts. Mit unerhörter Frechheit sind sie aufgestanden, und haben ihn während seiner Rede unterbrochen; sie straften ihn Lügen und ver-

warfen seine Lehre als unchristlich vor der ganzen Gemeinde, so, daß alle, welche zugegen waren, ihr lautes Mißfallen über die ungeschickten Worte und die Frechheit äusserten, solchen Spott in der Kirche zu treiben. Und noch lassen sie nicht auf von ihrer Frechheit, sie treiben ihn zuletzt von der Kanzel, denn ihre Macht scheint sich viel erlauben zu wollen; darum bin ich hier, gnädigster Herr, und bitte dringend, dem Unwesen zu steuern.

Das soll seyn, mein werther Magister Johannes, sprach der Herzog, Farellus ist mir ein Mann, denn ich hochachte.

Schnell hatte ein Diener dem Herzog seinen Pelzmantel umlegt. In Begleitung Gailings und des alten Ritters stieg er vom Söller. Nur eine kleine Strecke war die Entfernung von der herzoglichen Wohnung bis zur Kirche. Meine Freunde, begann der Herzog, laßt uns durch eine Thüre in die Kirche, wo man uns nicht bemerkt; ich möchte hören, wie die hochweisen Herren gegen unsern lieben Farellus verfahren, und dann erst will ich einschreiten. Leise traten die drei Herren durch eine Nebenpforte, die unterhalb der Emporkirche in den Dom führte. Der Herzog drückte das Baret tief ins Gesicht, und legte den Pelzmantel eng übereinander, daß man nichts von der goldenen Kette gewahrte, die ihn den besagten Geistlichen leicht kenntlich gemacht hätte.

Bald standen sie so, daß sie die Kanzel erblickten, wo Wilhelm Farellus predigte. Eine Pause war eingetreten, denn bei dem frechen Rufen der Mönche hatte Farellus eine Zeit lang aufgehört zu reden,

ohne jedoch die Kanzel zu verlassen. Er begann wieder seine Rede mit freundlicher und leutseliger Stimme: er wollte reden von dem lautern Worte des Evangeliums, wie es nicht deswegen geprediget werde, daß es Haß und Erbitterung in den Herzen der Menschen rege mache, sondern nur, um die Wahrheit darzustellen, zur Besserung des Herzens — nicht, um die Herzen zu trennen, sondern zu vereinigen. Kaum hatte Farellus einige Sätze vorgebracht, so begannen die ihm gegenüber stehenden Geistlichen: hör' auf, du Ketzer, du falscher Prophet! Farellus ließ sich nicht stören. Herunter von der Kanzel! schrie der Guardian mit lauter Stimme, du befleckest den Platz, wo die alte einzig wahre Lehre gepredigt werden soll; herunter, oder wir wollen dir dazu helfen, du Erzketzer. Da entstand ein lautes Murren unter den Zuhörern. Diese Zeit hatte der Herzog erwartet. Im Nu stand er mitten in der Kirche, das Baret in den Händen haltend, daß ihn Jedermann erkannte. Der Herzog! rief die ganze Menge der Zuhörer, der Herzog! und es ward still auf allen Seiten. Still war auf einmal der Guardian, der bisher aus vollem Halse geschrien hatte, und bleich bis in den Hals stand der Dekan, dessen Sitze der Herzog nahte. Farellus verließ die Kanzel, und trat zu Johannes Gailing, ohne ein Wort zu reden; nur erwiederte er mit freundlichem Lächeln den Händedruck Gailings.

Was soll das heißen, Herr Dekan? begann der Herzog, und sein Vortrag schien kräftiger werden zu wollen, als der des Predigers auf der Kanzel. Versammelt man sich darum in der Kirche, daß man

solche Frechheit übe? Schier wäre Noth, mit Büchsen und Hellparten zu erscheinen, um solcher Frechheit zu wehren. Von euch, würdiger Herr Dekan, hätte ich es zum wenigsten erwartet, daß ihr solche Ungebühr dulden würdet. Wißt ihr nicht, daß Herr Farellus von mir die Erlaubniß erhalten hat, hier zu predigen? Was lehnet ihr euch denn dagegen auf? Hat Farellus in seiner Predigt etwas vorgebracht, das der Wahrheit oder dem christlichen Glauben nicht gemäß, so wollet es mir verzeichnen, und mit gebührender Bescheidenheit widerlegen, wie ihr solches zu thun vor Gott und den Menschen schuldig seyd; und dann könnet ihr euch dabei meines besonderen Schutzes erfreuen. Aber das ist nicht der Ort zur Widerlegung, Herr Dekan, das ist nicht der Ort, wo man disputirt, und solche Worte braucht.

Der Dekan schwieg, und er konnte kein Wort zu seiner Vertheidigung hervorbringen. Hinter ihm stand der Guardian aus Besancon, und sah eben so stumm auf sein fettes Bäuchlein, das er im Verlauf seiner Klosterzeit herangezogen hatte.

Herr Dekan, ich versehe mich künftig eines Besseren zu euch, und denen, die euch untergeben sind. Dieß sprach der Herzog mit fester Stimme, und verließ, begleitet von den Dreien, dem Rechberger und Johannes Gailing, an die sich Wilhelm Farellus anschloß, die Kirche.

In wenigen Augenblicken folgte die ganze Menge der Zuhörer. — Bei allen hatte des Herzogs kräftiges Einschreiten Beifall gefunden.

Die Letzten in der Kirche waren der Dekan und

der Guardian. Als die Kirche leer war, begann der Guardian: aber dießmal, mein Bruder, haben wir den Kürzeren gezogen.

Das wird nicht das erstemal seyn, erwiederte der Dekan. Ich wußt' es zum Voraus, daß der Herzog seine Parthie nehmen würde, hat er doch dem hergelaufenen Prädikanten ja ohne Weiteres die Erlaubniß ertheilt, hier aufzutreten, ohne ihn zu fragen, ob er die wahre oder falsche Lehre verkündige.

Ja, der hätte können aus der Kirche bleiben, bemerkte der Guardian, dann wäre es dem sauberen Prädikanten übel ergangen. Bei St. Joseph, ich hätte ihn noch von der Kanzel gerissen. Aber wer hat ihn auch herbeigerufen? er war ja zuvor nicht in der Kirche.

Habt ihr nicht den hageren Mann gesehen, der im Hintergrunde der Kirche stand, und jedes Wort des Ketzers, wie ein Evangelium aufschnappte? der ging aus der Kirche, um es dem Herzog zu melden, denn ich sah, wie er auf einmal seinen Platz verlassen hatte. Es ist auch so eine Art von Prädikant, scheint mir, der den Herzog vollends zustutzen will zu einem Abtrünnigen.

Weit scheint er nimmer vom Irrweg, denn sonst hätte er nicht die Parthie des hergelaufenen Prädikanten genommen.

Glaub's selbst, daß er mehr den Ketzern hold ist, als uns. Umsonst hat er nicht diesen Magister angenommen, er schreibt sich Johannes Gailing, und wird in allen Geschäften von ihm gebraucht. Bald sendet er ihn auf seine Burg Hohentwiel als Zahl-

meister, bald muß er bei seinen Freunden in der Schweiz den Unterhändler machen, bald vielleicht wählt er ihn noch zu seinem Kuppler in seinen Liebes-Abentheuern, und das Alles, heißt es, geschieht zur Ehre Gottes. Und, wenn er in Allem dem als getreuer Diener ihm zur Seite gestanden, dann verschließen sich Beide in ein Gemach, und da wird gelesen und disputirt, der Himmel weiß, über was. So hab' ich es schon in eigener Person erfahren, denn ich habe doch noch einigen Zutritt im Schlosse.

So Gnad' Gott den Mümpelgardern, wenn sie einen solchen Herrn haben, der dem Teufel in die Arme läuft.

Schweigt mir von den Bewohnern dieser Stadt. Das wird bald das ärgste Ketzernest in diesen Landen seyn. Hat ja das Volk den Farellus selbst verlangt in seine Mitte, und habt ihr nicht gesehen, wie es in der heutigen Predigt murrte, wenn wir uns gegen den Ketzer erhoben.

Wünsch' euch Glück, Herr Bruder, zu solchem Ketzernest, da möcht' ich keine Hütte bauen. Ich will mich bald wieder davon machen, wie weiland Loth aus Sodoma und Gomorra zog, ehe es in Feuer und Schwefel unterging.

Es heißt eben: qualis rex talis grex, bei unsern Mümpelgardern, vom Herrn haben's die Unterthanen. — Beide stossen in ein Hörnlein, darum haben sie ihn auch so gerne, und er gilt Etwas bei ihnen; er, der eigentlich in seinen gegenwärtigen Umständen für sich selbst kaum einen Hund aus dem Ofen locken könnte, befiehlt, und die dummen Schelme könnten ihm Befehle geben.

Er lebt ja so zu sagen von ihrer Gnade. Doch wie lang' es noch dauern wird — es ist noch nicht aller Tage Abend.

Ich will es für meinen Theil nicht abwarten; es wird ihm halt gehen, wie jedem Ketzer — der Teufel ist ihrer gewiß. — Ich gehe noch heute, mein Bruder; aber zuvor will ich den Mümpelgardern die Wahrheit sagen, und dem Prädikanten meines Herzens Meinung, daß er gewiß noch lange an den Guardian der Franziskaner zu Besançon denken wird. Hab' auch ein Mundstück, wenn es Noth thut, die Wahrheit zu demonstriren. Die Mümpelgarder sollen ihre Eselsohren spitzen, und der Farellus mag hinter den seinigen kratzen.

Was der Franziskaner vor dem Dekan ausgesprochen hatte, das hielt er auch pünktlich.

Kaum hatte die Glocke auf der St Jörgen-Kirche zu Mümpelgard ausgeläutet, so war schon die Kirche mit Zuhörern erfüllt. Jedermann hatte gewähnt, daß Farellus, ermuthiget durch des Herzogs Beistand, aufs Neue auftreten würde, um kräftig, wie am Morgen, sein Wort zu verkündigen. Obgleich oft unterbrochen, hatte doch Farells Vortrag die Herzen der Zuhörer wunderbar ergriffen. Auch das Schmerzliche, das ihm widerfahren war, hatte aller Herzen ihm zugewendet. So war es gekommen, daß die ganze Menge sich freute, in dem Gedanken, Farell werde wieder auftreten. Wie unangenehm wurde Jedermann getäuscht, als auf einmal ein Mann die Kanzeltreppe herauf keuchte, der mit Mühe sein Bäuchlein hinauf zu schleppen vermochte. Als er

oben stand, ließ er mit Wohlgefallen seine Aeuglein auf der Versammlung herumspazieren. Man sah, welch' Wohlgefallen er hatte, daß eine so große Versammlung sich eingefunden, um eine salbungsreiche Rede aus seinem Munde zu vernehmen. Doch noch heller glänzten seine tückischen Aeuglein, als er hinab blickte, und in nicht geringer Entfernung einen Mann erschaute, der heute der Gegenstand seiner Rede werden sollte. Es war Farellus, der selten die Predigt eines Amtsbruders versäumte, wenn er auch ganz anderer Ansicht war, und gegenüber von ihm stand der Stiftsdekan, der wie ein freundlicher Nachbar ihm zuwinkte, als er seinen Sitz einnahm.

Da richtete sich der Franziskaner empor auf der Kanzel, und er begann seine Rede mit jener Beredsamkeit, wie wir sie bei den Mitgliedern des Bettelordens nicht selten finden. Zum Text wählte er die Worte: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die da kommen in Schaafskleidern, aber innen sind sie reissende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Drei Abtheilungen hatte seine Rede. Im ersten Theil sprach er über den traurigen Zustand der gegenwärtigen Zeit, in der so viele falsche Propheten aufgestanden, die eine von der wahren ganz verschiedene Lehre verkündigten. Er bewies es, indem er den Inhalt der Rede mit dem zusammenstellte, was bisher in der katholischen Kirche gelehrt worden war. Es fand sich in seiner Zusammenstellung, daß sich Beide bedeutend von einander unterschieden.

Also, so schloß er den ersten Theil der Rede, was diese falschen Propheten lehren, das stimmt nicht

überein mit dem, was die katholische Kirche und ihr Oberhaupt, der heilige Vater, lehret — was aber die heilige Kirche und ihr Oberhaupt lehret, ist eitel göttliche Lehre und untrüglich, also ist das, was die Ketzer lehren, weil es verschieden ist von der Lehre der Kirche, lauter Falsches, — und kurz, es ist Lehre des Teufels, denn der ist ja der Fürst der Lüge. So kommen wir, fuhr er fort, auf den zweiten Theil unserer Abhandlung, — von der Lehre auf die Lehrer, von der Ketzerei auf die Ketzer selbst, und das ist der eigentliche Zweck, warum ich hier zu euch rede.

Mit seltener Erzählungsgabe ging er jetzt die ganze Geschichte der Männer durch, welche vor Luther zur Steuer der Wahrheit gesprochen hatten; er selbst aber schien diese Richtschnur nicht zu befolgen, denn er ließ, um daß Interesse der Zuhörer zu wecken, seiner Phantasie in der Geschichte solcher edlen Männer so freien Lauf, daß man wirklich seine Gabe bewundern mußte, wie er aus dem Stegreif Geschichten auftischte, die bisher Jedermann etwas ganz Neues waren. Und am Schlusse jeder Erzählung fügte er die schöne Lehre bei: aber sehet, meine Freunde, der Ketzerei folgte die Strafe. Wären es rechte Gott gefällige Männer gewesen, so hätte sie die Kirche nicht verdammt, und dem Tod übergeben. Ein solcher, meine wohlgeneigten Zuhörer, ein solcher falscher Prophet ist nun auch in unsrer Mitte. Ich habe euch aus seinen eigenen Worten erwiesen, daß er ein Ketzer ist, daß er zu den falschen Propheten gehört. Ihr kennet ihn, ihr sehet ihn, zur Stunde weilet er unter uns; er wagt es nicht, sein Auge zu erheben, denn

er fühlt sich betroffen; ich will ihn nicht nennen, den Erbärmlichen. — An seinen Früchten solltet ihr ihn erkennen; er fastet nicht, er beugt sich nicht vor dem hochgelobten Leib des Herrn, er betet keinen Rosenkranz, er hält keine Messe; kurz er ist nicht nur kein Priester des Herrn, sondern nicht einmal ein guter Christ, sondern ein hergelaufener Prädikant.

Bedenket, hochgeneigte Zuhörer, wär' er ein guter Christ gewesen, so hätte man ihn geduldet unter den Seinen, so wäre er nicht hier; wäre er ein würdiger Priester gewesen, so wäre ihm nicht sein Amt genommen worden von seinen katholischen Oberen — taugte er etwas, so wäre er nicht aus dem Ketzernest, dem Basel, vertrieben worden, aber selbst die Ketzer haben ihn nicht brauchen können, darum hat er müssen bei euch betteln, daß ihr ihm Brod gebet, und ihn hier predigen lasset, um Gotteswillen.

Bisher hatte Wilhelm Farell ruhig der Rede des Franziskaners zugehört. Alles, was er über ihn ausgesprochen hatte und über seine Lehre, hatte ihn wenig angeregt, als aber der Franziskaner von seiner Verfolgung sprach, wie er selbst seinen Zufluchtsort Basel hatte wieder verlassen müssen, da zog ein schmerzliches Gefühl durch seine Seele. Er gedachte seines theuren Freundes Oekolampadius, von dem er gerissen wurde, als der Baseler Magistrat auf des mächtigen Erasmus Betreiben ihn aus der Stadt verwies. Der gute Farell stand mit gesenktem Haupte, und Thränen des Schmerzes wollten aus seinen Augen dringen; er unterdrückte sie lange. — Alles Volk sah auf ihn mit Blicken der innigsten Theilnahme.

Da schritt der Franziskaner zum dritten Theile seiner Predigt.

Und diesen falschen Propheten, schrie er, schenkt man Glauben, man läßt sich von ihnen betrügen, denn ihr Aeusseres ist so sanftmüthig, wie bei den Lämmern, aber inwendig sind sie reissende Wölfe. Ja es ist weit gekommen in unsern betrübten Zeiten. Solchen Menschen läuft man nach, und höret auf ihr Wort, als wenn es ein Orakel wäre. Ganze Städte lassen sich hinreissen, selbst solche, die im Rufe der allerchristlichsten Gesinnung stehen. Ihr wisset wohl, wen ich meine, man darf solche Städte nicht weit suchen; hier, hier, wo ich predige, hat der Verführer gute Geschäfte gemacht, hier dominiren seine Anhänger, von hier aus verbreiten sich die Irrthümer auf die Rechtgläubigen der Umgegend. O Mümpelgard, o Mümpelgard! wie warst du einst ein so schöner Garten des Herrn, aber jetzt — jetzt bist du's nimmer, jetzt bist du statt Mümpelgard ein Gimpelgard, wo erbärmliche Gimpel schalten und walten, wo dumme Gimpel folgen dem Wort der Verführung.

Ein lautes Murren regte sich unter dem Volk bei diesen Worten, doch blieb es noch an seinen Sitzen.

Aber, fuhr der Guardian fort, kein Wunder, kommt ja das Verderben von oben; der, welcher steuern sollte, nimmt ja die Ketzer in Schutz, und liebt ihre Ansichten. Was kann man von den Untergebenen hoffen, wenn die Oberen mit einem so saubern Beispiel vorangehen. O Mümpelgard, o Mümpelgard! hast einen saubern Hüter, bist gut besorgt, kannst's Gott

klagen, und ihn bitten, daß er dir einen bessern gibt; ist der ja doch, so zu sagen, nur ein Fremdling, der auf Abentheuer zieht.

Halt dein Maul, Pfaff, schrie eine derbe Stimme nicht ferne von dem Platze, wo sonst der Herzog saß; halt's Maul, oder wir wollen's dir stopfen. Schimpf die Mümpelgarder, schimpf mich und die ganze Welt, aber unsern allergnädigsten Herrn lass' in Ruhe, oder 's geht aus einem andern Tone.

Es war der Ritter Sebastian von Schorndorf, der an der Spitze der 300 Söldner zu dem Herzog gestoßen war.

Doch das kümmerte den Franziskaner wenig, und er schien kaum auf die Worte zu achten. Er fuhr fort in seinen Schmähungen gegen den Herzog, und hörte erst auf, als Sebastian von Schorndorf von seinem Sitze stand, als er, begleitet von einem Haufen Mümpelgarder in die Mitte der Kirche trat, und schon im Begriff war, die Kanzel hinaufzusteigen, um den Franziskaner etwas unsanft herab zu holen.

Der aber kam zuvor. Kaum war Sebastian vorgetreten, so hatte er schon die Kanzel verlassen, und lief dem Neben-Portal der Kirche zu. Er wollte hinausschlüpfen, da öffnete sich die Flügelthüre, und ein lautes Halt! bannte ihn auf den Boden. Es war der Herzog, der durch Hans Dunz, Sebastians Freund, vor wenig Augenblicken von dem neuen Auftritt in Kenntniß gesetzt worden war. Bleibt, rief er ihm zu, oder meine Knechte werden euch zum Stehen bringen. Zitternd blieb der Mönch stehen, und blickte Gnade flehend zu dem Herzog. Sebastian von

Schorndorf zog sich bei des Herzogs Ankunft wieder zurück an seine frühere Stelle. Auch Wilhelm Farellus, der sich eben bei dem entstandenen Lärmen aus der Kirche begeben wollte. Der Herzog winkte ihm zum Bleiben. Und nun, begann er mit ernster Stimme zu dem Franziskaner: Was hat euch aufs Neue verleitet, in der Kirche so aufzutreten; seyd ihr nicht unordentlich genug gegen diesen unsern Prediger, Herrn Farellus, verfahren? Warum habt ihr zum zweitenmal ihn zum Gegenstand gewählt, über den ihr den Geifer euerer Worte ausschüttet? Streng sollte ich dießmal mit euch verfahren, da ihr so frech mein Gebot übertreten.

Der Franziskaner wollte einige Worte der Verantwortung hervorbringen, aber sein Redner-Talent war auf einmal so sehr zu Nichte geworden, als er die Sporen des Ritters Sebastian auf dem Estrich der Kirche, und das Halt des Herzogs am Portale gehört hatte, daß seine ganze Rede nur aus gebrochnen halbverständlichen Worten bestand. Der Dekan war indessen herbeigetrippelt, um als Beistand seines Bruders zu erscheinen, aber er sah bald, daß der Herzog nicht geneigt war, einen zweiten als Anwalt des Guardians anzuhören.

Ich erlass' euch euern Vortrag, ihr beiden Herren, begann der Herzog — ich könnte euch beide strafen, weil ihr euer Versprechen nicht erfüllet, daß ihr Friede halten wollet mit Herrn Farellus, aber ich will gnädig seyn und euch zeigen, daß der Guardian Unwahrheit redetete, indem er mich einen Beschützer der Ketzer nannte. Höret mich an — er wendete sich zum

Guardian, der schon wieder leichter athmete: wenn ihr Herrn Farells Predigt, die er diesen Vormittag gehalten, als unwahrhaft, dem christlichen Glauben und Bekenntniß zuwider und ketzerisch umstossen könnet, so dürft ihr es kecklich thun ohne einige Furcht und Schrecken, dann ich will euch dazu helfen, und dieß Orts getreuen Beistand thun; aber verstehet mich wohl, Herr Guardian, wenn ihr dieß mit Grund der Wahrheit nicht thun könnet, so sollt ihr Gott und seinem heiligen Wort zu Ehren einen Widerruf thun, und euer Unrecht bekennen, in welchem Fall ich euch jedoch vor aller Gewalt und Unbilligkeit schützen will. Und dieß, Herr Guardian, soll auf der Stelle geschehen.

Lange stand der Guardian mit niedergesenktem Blick — die Knechte in ihren blanken Harnischen, die den Herzog umgaben, waren kein angenehmer Gegenstand seiner Beachtung — man sah ihm an, daß es lange in ihm stritt, welchen Weg er einschlagen sollte, den der Widerlegung oder den des Widerrufs. Das Disputir-Talent war bei ihm in Stocken gerathen, der Widerruf brauchte wenig rednerische Feinheit, darum entschloß er sich nach langem Kampfe zum Letzteren. Er gab dieß dem Herzog zu verstehen. Sogleich machte man dem Franziskaner Platz, daß er wieder die Kanzel besteigen konnte. Gegenüber von ihm stand der Herzog, neben ihm Farellus und der Stifts-dekan, und an sie schloß sich die Begleitung des Herzogs an. Der Franziskaner bestieg die Kanzel. Mit aufwärts gerichtetem Blicke, um nicht den Augen seiner gefürchteten Zuhörer zu begegnen, stellte er in einem kurzen Vortrag dar, daß die Predigt des Farell

die rechte Wahrheit sey, und was er wider ihn geredet, habe er aus List gethan, und seye ihm von Herzen Leid. Als er geendet hatte, stieg er von der Kanzel herab, und schlich sich zur Kirche hinaus, daß man es kaum merkte. Aber er erhielt größere Begleitung, als er gehofft und gewünscht hatte. In Masse drängte sich das Volk durch alle Portale der Kirche, und folgte hinter ihm her, und was Hände hatte, griff auf den Boden nach dem Schnee, um ihn zu Kugeln zu ballen, und Guardians breiten Rücken zu begrüßen. Nur des Herzogs eigenes Wort, der ebenfalls die Kirche verließ, vermochte das Volk wieder zur Ruhe zu bringen. Mit Schnee überzogen kam der Guardian in seine Herberge zurück. Das ist der Lohn für euere Wahrheitsliebe, sagte der Dekan, als er ihn noch einmal besuchte, um ihm Valet zu sagen.

VII.

Eben hattte man aus der Vesper zu Sernatingen geläutet, eine ungewöhnlich große Anzahl Menschen hatte sich dießmal in der Kirche versammelt. Auch Annele's Eltern, der Bauer Martin und sein Weib Salome, hatten dem Gottesdienste beigewohnt, denn selten versäumten sie eine Kirche, besonders seit Herr Johannes Heuglin, der von Jedermann geliebt und geachtet wurde, Frühmesser zu Sernatingen war.

Frau Salome legte ihren Rosenkranz und Gebetbuch an den gewohnten Ort, Martin begab sich in seinen Lehnstuhl und schien über Manches nachdenken zu wollen. Wie hat dir die Predigt gefallen, Märte? begann Frau Salome. Wie sie mir gefallen, erwie-

derte dieser, darüber kann ich mich noch nicht so schnell aussprechen; die Sache ist zu wichtig, als daß man nur mit Ja oder Nein darüber abstimmen könnte. Aber so viel kann ich sagen: unser Herr Pfarrer lehrte, was bisher nicht gelehrt worden ist.

Das glaub' ich auch, bemerkte Salome, denn so etwas hab' ich noch nie gehört. Aber gestehen muß ich es, daß mir Vieles recht wohl gefallen hat, Vieles aber auch nicht.

Und was denn nicht? fragte Martin; mir hat Alles gefallen, und recht sehr mich zum Nachdenken gestimmt. Aber was hat dir nicht gefallen?

Mir z. B. hat es nicht gefallen, wenn er sagte, daß die guten Werke uns kein Verdienst bei Gott erwerben, und uns nicht zur Seligkeit verhelfen. Für was denn ist es, daß wir auf diese und jene Weise Gutes thun, wenn wir wissen, daß wir uns dadurch nicht den Himmel verdienen? Glaubst du denn, ich seye nur aus Liebhaberei für die Mildthätigkeit barmherzig, und gebe so und so viel Almosen, was ich selbst sauer verdienen muß durch Arbeiten auf dem Felde. Wegen was meinst du, daß ich es thue? Der selige Herr Pfarrer Karg hat oft gesagt: was ihr einfach gebet, wird euch einst zehnfach wieder vergolten werden. Sieh', Märte, darum hab' ich es gethan.

Nun Salome, du darfst dir nicht so viel zu gut thun auf deine Mildthätigkeit. Wenn man mit Almosen eine Staffel an der Himmelsleiter ersteigt, bist du noch nicht weiter als auf der dritten, so wie Herr Pfarrer Karg, der Viel von Mildthätigkeit pre-

digte, aber selbst am wenigsten diese Tugend übte. Und, wenn du blos aus solchen Gründen Gutes thust, damit du das Zehnfache dafür erhältst, so kann ich dir sagen, ohne daß es Herr Pfarrer in der Predigt lehrte, du wirst nicht weit damit kommen. Gewiß, so hat es auch der jetzige Herr Pfarrer gemeint, wenn er davon sprach, ob die Werke uns den Himmel verschaffen können. Gute Werke in solchem Sinne geübt, haben fürwahr kein Verdienst.

Will's gelten lassen, Märte, aber noch Andres hat er gelehrt, was mir gleichfalls nicht gefallen wollte. Er predigte auch, daß es weder nützlich noch fruchtbar seyn könne, wenn man für die Abgestorbenen Messen lese. Das wär' doch erschrecklich. Du weißt wohl, lieber Marte, wie viel ich Messen bezahlte, als mein Bruder Hansjörg starb — Gott hab' ihn selig. Dem hab' ich manche Messe halten lassen, hat uns manchen Kreuzer gekostet, den man besser hätte anwenden können, und also wär' dieß alles hinausgeworfenes Geld. Das wäre doch erschrecklich.

Und es ist so; freilich war es hinausgeworfenes Geld. Das hätte ich dir sagen können, in dem Augenblick, als du es gethan. Mich selbst hat das Geld gereut. Aber ich wollte dir nicht einreden, um deinen Willen zu thun, und den Frieden zu erhalten. Salome, nimm doch deine fünf Sinne zusammen, und denke vernünftig. Wäre es nicht traurig, wenn dein Bruder, der im Leben nur ein Taugenichts war, und nie an den Himmel dachte, nur deswegen aus dem Fegfeuer kommen sollte, weil seine Schwester einen Mann hat, der ihr das Geld geben kann, um den

sauberen Herrn Schwager durch Messen aus dem Fegfeuer zu bringen. Ein Andrer aber, der ein rechtschaffener Mann war, dem es im Leben um den Himmel zu thun war, der soll im Fegfeuer bleiben, einzig und allein, weil er zu arm war, um sich durch Messen aus dem Fegfeuer beten zu lassen. Nein Salome, das wär' eine traurige Einrichtung, und es ist arg, daß die Leute so dumm sind, etwas der Art zu glauben. Der Herr Pfarrer hat Recht, daß er einmal über diesen Unfug predigte. 's wird auf diese Weise mancher Kreuzer Geld erspart, den man besser anwenden kann. — Nur Eines hat mir in den neuen Ansichten des Herrn Pfarrers mißfallen, daß er sagte, es wäre besser, wenn man weniger Feiertage hätte, als bisher gebräuchlich. Auf die Feiertage halt ich viel, und darum bin ich mit dem Herrn Pfarrer nicht einstimmig

Weiß wohl warum — die Feiertage sind Ruhetage, und solche liebt mein Märte; würde man Werktage daraus machen, so wäre mein Märte übel daran, dann tränk er manchen Schoppen weniger, und das wär' eine traurige Geschichte.

Laß das Kapitel, Salome, sonst bringst du wieder die alte Predigt, vom Trinken u. dgl. und ich komm' ja eben aus der Kirche. Hab' genug für heute.

Schon wollte Salome ihrem Manne antworten, und zwar im Predigerton, den er sich so eben verbeten hatte, da öffnete sich die Thüre ein wenig, und ein geistlicher Herr, an den Ueberschläglein kennbar, streckte den Kopf herein. Wohnt hier der Bauer Martin Weinmann? fragte dieser mit freundlicher

Stimme, und trat ein, als Martin und Salome bejahend ihm entgegentraten.

Nichts für ungut, Liebwertheste, begann er, daß ich so unerwartet euch besuche, aber eine wichtige Angelegenheit führet mich zu euch.

Ei, sprach Martin Weinmann, wir sind erfreut über eueren Besuch, Herr Stadtpfarrer. Es ist uns eine sonderbare Ehre, von Euer Hochehrwürden eines Besuches gewürdiget zu werden, setzte Frau Salome hinzu, und sogleich hatte sie ihren besten Hausrath an den Tisch gerückt, und dem geistlichen Herren angeboten. Martin aber holte ein Krüglein Wein, und stellte es mit selbstgefälligem Lächeln auf den Tisch, als wenn er sagen wollte, wir trinken auch unsern Wein.

Nun, daß ich gleich zur Sache komme, begann Herr Johannes Schlüpf, und er führte das gewichtige Glas Wein zum Munde, das ihm Martin eingeschenkt hatte — ihr habt, so viel ich weiß, nur eine einzige Tochter?

Ja wohl Euer Hochehrwürden, sprach Martin, und die ist Haushälterin bei unserm Herrn Pfarrer.

Ei was, unterbrach ihn Salome, sie ist eigentlich nicht Haushälterin, sondern sie versieht nur so die nöthigsten Geschäfte unter Tags, bei Nacht ist sie bei ihren Eltern. Es ist eigentlich nur so eine Gefälligkeit gegen den Herrn Pfarrer, denn wir brauchen unser Annele für uns selbst, und Gottlob, setzte sie bedeutungsvoll hinzu, wir haben hinlänglich eigenes Brod für sie.

Das glaub' ich Alles wohl, bemerkte Herr Johan-

nes Schlüpf, aber nichts für ungut, Liebwertheste, unter welchen Bedingungen auch euere Tochter im Pfarrhause ist, es ist nicht geeignet für sie. Ich will euch nicht einreden in eueren Absichten; was ich rede, geschieht nur aus Freundschaft für euch und eure Tochter, die ich persönlich kenne. Es wäre Schade für das Mägdlein, es ist ein unverdorbenes Kind von etwa 18 Jahren, — kurz so gefällt es mir halt nicht.

Herr Stadtpfarrer, sprach Martin, ich erkenne eure freundschaftliche Gesinnung mit Dank an, ich weiß, daß ihr es gut mit uns und meiner Tochter meinet, aber damit bin ich nicht einverstanden, daß meine Tochter am unrechten Platz sey. Herr Johannes Heuglin ist ein Herr von anerkanntem rechtschaffenem Rufe, was sollen wir ihm nicht vertrauen?

Und, bemerkte mit Nachdruck Frau Salome, meine Tochter hat Erziehung, auch auf sie können wir uns verlassen.

Glaub' Alles, Liebwertheste, aber bedenket, ein Mägdlein von 18 Jahren und ein geistlicher Herr von etwa 28 Jahren. Bedenket, es sind junge Leute, sie sind beide von Fleisch und Blut.

Das hab' ich noch nie bezweifelt, Herr Stadtpfarrer, bemerkte Martin; ich bin fest überzeugt, daß auch ihr geistlichen Herren Menschen seyd — doch nichts für ungut, Herr Stadtpfarrer — aber dennoch glaube ich, daß die einen mehr und die andern es weniger sind. Unter die Letzten zähle ich unsern Herrn Pfarrer, denn er ist ein ernster Mann, dem

sein Amt und seine Wissenschaft immer noch das Wichtigste bleibt.

Man kann's nicht wissen, entgegnete Herr Johannes Schlüpf. Ich kenne denselben, er ist ein rechter Mann, er hält viel auf die Wissenschaft; er ist ein feuriger Mann bei allen Disputationen, er ist hitzig, mein lieber Martin, verstehet mich wohl, er hat ein rasches Blut in allem seinem Denken und Handeln, und solche Leute sind es auch in andern Fällen.

Aber, unterbrach ihn Salome, wie ich schon gesagt habe, Herr Stadtpfarrer, mein Annele ist gut gezogen, rein und unverdorben, da würde, wenn es auch der Fall wäre, keine Versuchung mächtig seyn.

Die Versuchung des Lebens ist groß, gute Frau, besonders in unsern betrübten Zeiten, auch das Beste kann ihr unterliegen. Gerade die Unverdorbensten und Unschuldigsten werden ihr Opfer. Jammer Schade wäre es für das Mägdlein, wenn ihm solches Loos würde. —

Dafür werden wir sorgen, Herr Stadtpfarrer, sprach Martin in etwas heftigem Tone, daß Solches nicht geschehe — wir sind die Eltern.

Ei, lieber Martin, nicht so heftig, die Sache geht mich ja Nichts an, aber nur als Freund wollte ich euch mahnen, ehe es es weiter kommt; denn ich muß es euch leider gestehen, Annele läuft schon Gefahr — ihr Herz ist nimmer unbefangen, sie ist nicht gleichgültig gegen den Frühmesser, versteht ihr mich, und daraus kann nach und nach mehr werden.

Woher wißt ihr dieß, Herr Stadtpfarrer? fragte Martin.

Hab' es aus ihrem eignen Munde vernommen — daß sie nicht sagte, sie liebe ihn, war Alles. Sehet, darum ermahne ich euch, der Sache noch bei Zeiten zuvor zu kommen.

Das kann ich nicht glauben von meinem Annele, sprach Frau Salome verwundert.

Ei, was glaubst denn gleich Alles, bemerkte Martin, bist doch ein leichtgläubiges Weib, und hältst wenig von deiner Tochter. Ich denk' mir es so — aber nichts für ungut, Herr Stadtpfarrer — Annele hat zum Herrn Stadtpfarrer, als er sie ausforschte, gesagt: sie seye dem Herrn gut. Nun, das ist nichts Unrechtes, Bigost! es ist nicht mehr als Schuldigkeit, denn sie hat ihm viel zu verdanken. Hat er sie nicht Schreiben und Lesen gelehrt? Dafür darf sie ihm gut seyn, es ist nicht mehr als Dankbarkeit. Nicht wahr, Herr Stadtpfarrer, so hat mein Annele gesagt, und weiter nichts anders? ihr habt es nur ein wenig anders verstanden.

Nun, glaubt was ihr wollt, sprach Johannes Schlüpf, aber noch ein Wort, und das soll mein letztes seyn. Es gibt noch eine andere Verführung in unsern Tagen, als die, welche man gewöhnlich kennt; es gibt auch eine Verführung der Seele; in die Schlingen dieser Verführung ist euere Tochter verstrickt, und es ist hohe Zeit, daß ihr sie errettet. Ich meine damit die Schlingen der Ketzerei. Der Ambrosius Blarer hat die Lehre des Erzketzers aus Sachsen am See verbreitet, ganz Kostniz ist davon erfüllt; nur durch meinen Eifer ist die Ketzerei

von den Orten meines Sprengels fern geblieben, aber auch hier schleicht sie sich ein, ungeachtet meiner Wachsamkeit. Und wer hätte das geglaubt, sogar in diesem Orte will die Ketzerei ihren Sitz aufschlagen. Euer Frühmesser, von dem ihr so viel Rühmliches sagt, ist der erste geworden, welcher der Ketzerei gehuldiget hat; er hat ein Teufelsbuch in Händen, das ihm ein solcher Abtrünniger überlieferte. Aus diesem entnimmt er des Erzketzers Lehre, die er vermöge seiner abscheulichen Frechheit auf der Kanzel verkündiget. Ihr habt es heute ja selbst gehört, denn ihr kommt ja aus der Kirche, und auch ich habe mit eigenen Ohren den Frechen die ketzerische Lehre verkündigen hören, denn ich stand hinten am kleinen Kirchenthürlein, — aber es soll nicht ungeahndet bleiben, das dieser zuerst solchen Saamen der Ketzerei ausstreut.

Was meint ihr denn, Herr Stadtpfarrer, wenn ihr das Wort Ketzerei braucht? was heißt denn eigentlich Ketzerei?

Ketzerei ist, wenn man dasjenige lehret, was von der bisherigen Lehre der alleinseligmachenden Kirche verschieden ist; was nicht von Gott kommt, und also Teufelslehre ist.

Herr Stadtpfarrer — aber nichts für ungut — was Herr Pfarrer heute predigte, war wohl zum Theil etwas Neues, aber ich muß es gestehen, sehr vernünftig, wenn es auch bisher nicht gelehrt worden ist. Was Herr Pfarrer lehrte, war schon lange meine Ansicht, nur in Hinsicht der Feiertage bin ich nicht recht mit seiner Ansicht einverstanden, sonst aber mit Allem.

Da sieht man's, die ketzerische Lehre hat auch euer Herz eingenommen. O daß Gott erbarm' — und vor Allem das unschuldige Herz eurer Tochter. Die hat vor allen Bewohnern des Dorfs in diesem Teufelsbuch gelesen; ihr gefallen die Lehren, die in demselben vorkommen. Was es für Früchte hat, werdet ihr bald sehen. Darum bitt ich euch um Gotteswillen, thut sie aus dem Hause dieses ketzerischen Predigers, sonst wird sie ein Opfer der Verführung, und sicher ein Kind der Hölle.

Das wär' doch erschrecklich, seufzte Frau Salome, ein Kind der Hölle, mein Annele, mein Augapfel, der Stolz meines Lebens. Nein, wenn es wahr ist, was der Herr Pfarrer sagt, so muß sie aus seinem Hause.

Ei, Weib, was machst für Sachen? 's ist nicht so arg, wie es der Herr Stadtpfarrer macht. Er sieht die Sache mit ganz besonderen Augen an. Daß sie so schnell ein Kind der Hölle wird, wie der Herr Stadtpfarrer sagt, mit dem hat's noch Zeit, denn es ist immer ein frommes Kind gewesen, und das wird sie bleiben, wenn sie auch etwas Neues und Vernünftiges gelesen hat. Und was meinst du, daß der Herr Pfarrer dazu sagen wird, wenn wir nur so schnell unser Kind wegnehmen? wir haben keine Ursache.

Da findet man eine Ursache, rieth freundlich Johannes Schlüpf, z. B. ihr sagt, sie habe ihre Verwandten zu besuchen, oder so etwas der Art. Mit Freuden bin ich dann erbötig, euere Tochter in mein Haus aufzunehmen, so lang es ihr gefällt. Meine

Susanne ist eine gesetzte verständige Person, da kann sie noch Manches lernen, was ihr abgeht; sie ist verträglich, und ich glaube, sie werden gut mit einander auskommen. Kurz, von meiner Seite soll sie wie ein Kind gehalten seyn, das versprech' ich euch. Und ist es nicht besser, daß ihr es bei Zeiten thut, so lange es noch möglich ist, so lange eure Tochter noch nicht in Gefahr ist. Glaubet mir's, in kurzer Zeit wird es euerem Frühmesser schlimm ergehen, wegen seiner Abtrünnigkeit, ich weiß es aus guter Hand, und da könnte es leichtlich geschehen, daß euere Tochter in sein Schicksal hineingezogen würde. Merkt, was ich sage, ihr lieben Leute, es ist mein letztes Wort: nehmt euer Annele aus dem Hause des Frühmessers, und gebt sie mir nach Ueberlingen, ihr werdet mir noch dankbar dafür seyn.

Wenn es so wäre, bemerkte Salome, wie ihr sagt, Herr Stadtpfarrer, dann wäre es freilich schlimm für meine Tochter, und wir müßten euch noch dankbar seyn für euer gütiges Anerbieten.

Ei, sagte Martin, wenn es so ist, haben wir auch noch Verwandte, die unser Annele aufnehmen, z. B. unsern Vetter in Hilzingen. Da brauchen wir euch nicht zu belästigen, Herr Stadtpfarrer, denn Zwei in einem Haus würden sich doch nicht recht vertragen. Ich will mich besinnen, und mit dem Herrn Frühmesser darüber sprechen. Mit dieser Gelegenheit bekomm' ich vielleicht auch das Teufelsbuch zu sehen, von dem ihr gesprochen habt, Herr Stadtpfarrer; ich bin gar neugierig, besonders auf solche Sachen, die man mir wehret.

Aber, sagte Johannes Schlüpf, das verlang' ich von euch, daß ihr bei euch behaltet, was ich sonst gesprochen, und überhaupt mich nicht als Ursacher des Ganzen hinstellt.

Bei Leib nicht, Herr Stadtpfarrer, sprach Martin; was glaubt ihr denn von mir? Sagt es meiner Salome, die kann gewöhnlich das Maul nicht halten. Aber Herr Stadtpfarrer, ihr habt euch vereifert im Reden, da mag euch ein Schluck Wein munden — 's ist freilich keiner der Besten. Da werdet ihr einen bessern auftischen, wenn ich gen Ueberlingen komme, und euch mein Mädel in's Haus führe.

Ja wohl Martin, lächelte bei den letzten Worten Herr Johannes Schlüpf, und leerte den Rest seines Glases; dann verabschiedete er sich mit gar ehrwürdiger Miene, und schlüpfte zur Thüre hinaus, wie er gekommen war. Da wird nichts gereicht, sprach Martin, indem er die Hausthüre hinter dem Gehenden schloß.

VIII.

In einem der wenig besuchtern Gemächer des Schlosses zu Mümpelgard ging Herzog Ulrich auf und ab. Nicht weit von ihm stand Johannes Gailing; er lehnte sich an das Fenster, und sah mit ernstem Blicke über die Stadt hin, die schon in Dämmerung lag. Nicht minder ernst war der Blick des Auf- und Abgehenden. Man sah ihm an, daß er Etwas sprechen wollte, was ihm schmerzlich war, daß wieder eine harte Stunde für ihn gekommen war, wo er seine eigene Ueberzeugung dem Willen Andrer

aufopfern sollte. Oft wollte er reden, und stand stille, aber er hemmte wieder das Wort, und ging weiter.

Da brach Johannes Gailing, der die Verlegenheit des Herzogs fühlte, das Stillschweigen. Erlaubt es mir, gnädigster Herr, daß ich zuerst rede; ihr habt mich rufen lassen, wegen einer wichtigen Sache. Nun bin ich hier, um euch zu hören, was ihr mir zu sagen, oder zu befehlen habt. Komm' was da will.

Befehlen, sagt ihr, mein lieber Meister Johannes, fragte der Herzog, und blickte in Gailings blaue Augen, befehlen? so spricht kein Freund zum Freunde, kein Lehrer zu seinem Schüler.

Daß ihr, gnädigster Herr, das erste mir seyd, das hab' ich bisher erfahren, daß ich das zweite euch seyn darf, daß ich es mit Segen für euch bin, dessen kann ich mich höchlich freuen, und dafür Gott danken.

Glaubt ihr auch, mein Lieber, daß ihr euch dessen freuen dürft? glaubt ihr an mir einen würdigen Schüler zu haben?

Mein Herzog, ich weiß es, und bin es fest überzeugt, mein Wort von dem theuern Manne Martin Luther, meinem geliebten Lehrer, ist an euer Herz gedrungen — ich weiß, was es wirket am Menschenherzen, an euch habe ich es mit Freuden erfahren.

Vielleicht haltet ihr noch zu Viel von euerm Schüler? ihr könntet euch täuschen.

Nein, mein Fürst, ich täusche mich nicht, wie ihr etwa glauben möget, in der Freude meines Herzens. Ich bin froh, daß ich gepflanzet — nur das ist mein Werk, dessen ich mich rühmen kann — aber ein Anderer

hat die Erde locker gemacht, daß ich leicht pflanzen konnte; ein Anderer ist es, der die Pflanze begießt — den kennet ihr.

Ja, ich kenne ihn, und liebe ihn, seit ihr mir ihn gezeiget habt in seinem heiligen Worte, seit ihr mich daraus belehret habt, daß er nicht verehret seyn will mit den Lippen, sondern mit dem Herzen, daß er ein Geist ist, und die ihn anbeten, müssen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.

Ihr seyd auf dem rechten Wege, mein Fürst, bleibet auf diesem Wege, bleibet bei dem Wort, das ihr anerkannt habt, als ihr kräftig dem Lügenmönch aus Besançon gegenüber standet, als ihr meinen theuern Freund Farellus gegen ihn in Schutz genommen.

Gerade das, mein Lieber, ist jetzt Ursache geworden, daß ich ein für euch vielleicht schmerzliches Wort sprechen muß. Lange hab' ich es verhalten, aber ich kann nimmer länger. Wißt ihr noch, mein lieber Meister, wie ihr das erstemal vor mir erschienet mit einer traurigen Kunde, wißt ihr noch, wie ich sagte: komm', was da will, welche Trauerkunde ihr mir bringen wollet.

Nun, so sprech' auch ich jetzt, mein gnädigster Herr. Sey es noch so bitter, ich will es hören; es kann mir nimmer so bitter erscheinen, so bald ihr es mir verkündet.

Ihr wißt, mein werther Meister, daß ich dem Mönch von Besançon vor seinem Abschied aus Mümpelgard noch den Auftrag an seinen ganzen Orden mitgab, es möge sich einfinden von dem Orden innerhalb 3 Wochen, wer da Lust habe, mit Herrn

Farellus zu disputiren. Das ist nun nicht geschehen, denn ich weiß wohl, sie vermögen es nicht, gegen die Wahrheit aufzutreten, aber sie haben einen andern Weg gewählt. Hinter die katholischen Orte Solothurn und Luzern haben sie es gesteckt, von denen sie wußten, daß sie Einfluß auf mich haben, und haben ihnen den Vorschlag gemacht, daß sie darauf sehen, wie die beiden ketzerischen Prediger entfernt würden. Sie haben die Rechten erwählt, die listigen Mönche; Solothurn und Luzern, denen ich in vieler Hinsicht verbunden bin, mußten den Antrag an mich machen, und so liegt nun ein Schreiben vor von einem Tag zu Luzern, das ich euch, lieber Meister mittheilen will.

Gnädigster Herr, es ist nicht nöthig; ich verstehe euch schon, und folge euch. Wir ketzerische Prediger, Herr Farellus und ich, sollen euch also verlassen, das wollen die listigen Mönche, und lassen durch die Schweizer euch den Antrag machen. Früher oder später, ich wußte es wohl, wäre es geschehen. Ihr müßt uns entlassen, gnädigster Herr, ihr habt zu viel Verbindlichkeit gegen die Schweizer; ihr müßt es thun, und wir werden es euch nie verargen, so schmerzlich es auch für uns Beide ist.

Nicht mehr für euch, als für mich. O Gott, hier erkenne ich wieder die Größe meines Elends. Der Fürst, auf dessen Wink einst Tausende gehorchten; muß gehorchen dem Antrag, den ein Rath von Spießbürgern an ihn ergehen läßt; er muß entlassen seine Freunde, denen er sein Theuerstes zu verdanken hat. O Gott, wie lange wird noch solch Elend

währen, daß ich meinen Willen dem Willen Anderer aufopfern muß.

Mein Fürst, ihr wäret nicht klug, wenn ihr anders thun würdet. Nur noch ein Kleines, und ihr bedürfet vielleicht nimmer derjenigen, die euch jetzt so schmerzlich fühlen lassen, daß ihr ihrer Hülfe bedürftig seyd. Gerne wollen wir, und wenn es uns auch noch so wehe thut, die Opfer werden.

Also, mein lieber Meister Johannes, ihr werdet mir nicht zürnen, daß ich euch entlasse?

Warum euch, gnädigster Fürst, es ist ja nicht euer Wille, sondern der Wille Anderer, dem ihr folgen müßt, um klug zu seyn. Und ich bin es ja gewohnt, von einem Orte zum andern vertrieben zu werden. Kein andres Loos hab' ich je erwartet. Mein theurer Lehrer Martin Luther hat es mir vorausgesagt, in der letzten Stunde, als ich mich von ihm verabschiedete — o ich werde nie vergessen jene wichtige Stunde. Junger Freund, sprach er zu mir, du hast gehört, was ich lehre, du weißt, daß Alles, was ich lehre, lautere Lehre der Schrift ist; ich weiß gewiß, daß du dasselbige überzeugt bist — aber Eines mein Freund — wirst du auch halten ob dieser Lehre, wenn es dir hart gehen wird, wenn sie dich darum verfolgen, und von einem Orte zum andern treiben? Dazu sind wir verordnet, daß wir verfolgt und geschmähet werden um des lautern Wortes willen. Glaubst du junger Freund, daß du auch standhaft bleiben werdest? — Das war eine wichtige Frage an mein Herz, ich schwieg eine Zeitlang, ich überdachte, was ich antworten wollte, und sprach mit fester Stimme:

ja ich will standhaft bleiben. Da nahm er meine Hand, blickte mir fest ins Auge, und fragte noch einmal: du willst es also? und ich antwortete zum zweitenmal: ja ich will's, mein theurer Meister, so wahr mir Gott helfe. Nun, sagte Martin Luther, so mög' er dir geben seines Geistes Kraft. — Das war das letzte Wort, das der theure Mann sprach, als ich ihn verließ, das war mein Versprechen, das ich gab, und das ich bis zur letzten Stunde halten will. — Mein Fürst! was Martin Luther, mein theurer Meister, voraussagte, es ist reichlich an mir in Erfüllung gegangen. Ausgestattet mit dem Wort des theuern Mannes ging ich in die Heimath, mein Erstes war, daß ich nach seiner Lehre predigte. Die Bewohner meines Vaterorts nahmen meine Predigt mit Freuden auf — ach! schon manches Herz hatte im Stillen darnach geschmachtet. Schon konnte ich mich freuen, eine Saat ausgestreut zu haben, welche reichliche Früchte tragen würde; da erging von der Regierung zu Stuttgart der Befehl an mich, zur Stunde aufzuhören, solch ketzerische Lehre in Predigten zu verbreiten. Ich gedachte des Wortes, das ich dem theuern Manne gegeben, und hörte nicht auf. Zum zweitenmal erging die strenge Weisung an mich; sie erging zum drittenmal, und mit scharfem Worte. Man würde mich sogar des Lebens berauben, lautete sie, wenn ich nicht abstände, solche Lehre zu verkündigen; da gedachte ich an die Worte meines Meisters, ergriff den Wanderstab, und zog ins Elend. Der edle Dietrich von Gemmingen, mög's ihm Gott vergelten, hat mich euch empfohlen, gnädigster Fürst. So kam

ich hieher, errettet aus der Hand meiner Verfolger, die in der Stadt Ueberlingen mich verderben wollten. Ich fand bei euch Zuflucht, ich fand Eingang in manchem, für Luthers Lehre empfänglichen Herzen. Soll ich dafür nicht Gott danken von ganzem Herzen? soll ich jetzt gegen ihn murren, daß ich wieder den Wanderstab ergreifen, und eine Zuflucht suchen muß, wo ich sie nach Gottes Willen finden werde?

Da sey Gott vor, sprach der Herzog, der mit sichtbarer Rührung Gailings Geschichte angehört hatte, wohl muß ich euch entlassen von hier, aber damit seyd ihr noch nicht meines Dienstes entlassen, lieber Meister. Hier darf ich euch nicht mehr behalten — hier dürft ihr das Wort der evangelischen Wahrheit nimmer verkündigen — aber es gibt noch andre Orte. Ich hab' euch in meinen Schutz genommen, und dabei bleibt es. Werden doch die Schweizer um ihrer Paar schlechten Batzen willen, die sie mir vorstreckten mit schwerem Versatze, mich nicht zwingen wollen, mein fürstlich Wort zu brechen? werden sie doch nicht ein Freundesherz von mir reissen wollen, deren ich so wenige habe in dieser betrübten Zeit. Nein, lieber Meister, entlassen will ich euch, aber nur von Mümpelgard. Noch ist ein Ort, an dem ihr wirken könnet, den ich mit Freuden bis jetzt noch mein nennen kann. Den ersten Schritt habt ihr dahin gethan, ehe ihr zu mir kamet, ihr habt euch schon Verdienste um den Ort erworben; es ist der steile Fels, auf dem ihr von nun an als Prediger wirken sollt, es ist mein liebes Hohentwiel, von dem aus ich ins Land meiner Väter zurückkehren will. Noch so man=

ches Herz werdet ihr finden, das empfänglich ist für das Evangelium, so manche Seele werdet ihr zum Himmel führen.

Ihr thut viel an mir, mein Fürst — wenn ich auch auf immer euch verlassen müßte, ich würde mich freuen der Stunde, da ich in eure Dienste trat, indem ich im schmerzlichsten Augenblicke wieder einen Beweis euerer Huld erhalte.

Also, nach Hohentwiel geht euer Weg, von hier seyd ihr entlassen. So viel verlangten die Eidgenossen, und das Weitere geht mich an. Ihr werdet noch mehrere Aufträge erhalten, die ich nur euch übertragen kann. Sie sind hauptsächlich an meinen ehrenwerthen Friz von Schweinsberg gerichtet. Vor Allem soll er wissen, daß ich euch so schnell als möglich nachfolge.

Noch Eines, mein Fürst: die Gesinnung, die ihr bisher gegen mich erzeiget, läßt mich wagen, eine Bitte auszusprechen. Mein Freund Farellus und ich, wir haben einen schönen Saamen hier zu Lande ausgestreut: wir wissen, daß er dereinst Früchte tragen wird, aber unterm Schutze muß die Saat stehen. Dürfen wir die Hoffnung in uns tragen, daß, wenn wir ferne sind, das Feld, so wir angepflanzt, nicht verheeret werde, dürfen wir hoffen, daß euere Hand wachen werde über dem noch zarten Pflänzlein der evangelischen Lehre? Was ist denn des Sämanns Freude, als wenn er hoffen darf, daß die Saat aufgehe? daß er hoffen darf, sie werde segensreiche Früchte tragen? Nichts haben wir sonst, wir Arbeiter im Weinberge des Herrn, als diese Freude. Dürfen

wir auf diese Freude hoffen, werdet ihr, wenn wir ferne sind, unsere Saat schützen, werdet ihr wehren, wenn der Feind kommen will, um unsre Freude zu zerstören?

Mein theurer Meister, ihr mahnet mich an eine wichtige Sache. Viel verlangen die Eidgenossen — nicht nur wollen sie, daß ich euch beide aus Mümpelgard schaffe, sie wollen auch, daß ich die lutherische Sekte, wie sie unser lauteres Evangelium nennen, ausreuten und abstellen soll.

Mir ahnte Solches, daß es nicht blos auf uns, sondern auch auf die ganze Lehre abgesehen war. Das ist das Ziel ihrer Wünsche — ach! und wenn ihr ihnen willfahret?

Wie möget ihr dieß von mir glauben, mein theurer Meister. Glaubt ihr, die Eidgenossen haben ein Kind vor sich, das sich Alles von ihnen gefallen lassen muß, weil sie es mit Zuckerbrod füttern. Nein, nimmermehr! können sie mir Männer nehmen, die ich ehre und liebe, meine Ueberzeugung sollen sie mir lassen. Und gegen meine Ueberzeugung wäre es, wenn ich meine Hand bieten würde, um die Lehre zu vertilgen, der ich seit mancher Stunde von Herzen huldige. Ihr habt noch einen jungen Schüler an mir, theurer Freund, aber fürwahr nicht den schwächsten. Er hat einen guten Willen; wäre nur seine Kraft wie sein Wille. Was können auch die Schweizer das Doppelte von mir verlangen? sie sollen froh seyn, wenn ich ihnen das Eine erfülle, das mir Schmerz bringt?

Also darf ich ruhig gehen, mein Fürst? darf ich

nicht in Sorgen seyn, daß meine Saat gefährdet werde? darf ich nicht befürchten, daß ihr es geschehen lasset, oder ihr selbst dazu die Hand bietet, wenn der böse Feind unsern kaum gepflanzten Saamen ausreuten will.

Ihr kennet meine Gesinnung, lieber Meister! ihr wißt, daß ich nicht nur so oben hin das Wort des Evangeliums ergriffen, ich hab' es in's Herz aufgenommen, und werde nimmer davon lassen. Ich will zeigen, daß ich ihm huldige, indem ich es schütze. O mein Freund! wie freu' ich mich, daß jetzt mir Gelegenheit gegeben ist, mich zu zeigen als Schüler, der seines Lehrers werth ist. Was ihr dem theuern Manne Martin Luther, euerem verehrten Lehrmeister, in der Stunde des Abschieds versprochen, das gelob' auch ich euch zur Stunde. Ich will beständig seyn im Worte, das ihr mir gelehret; ich will schützen die, welche fest daran halten, will ihnen vorangehen als rechtes Vorbild. Treu will ich bleiben der Lehre des Evangeliums, und treu dabei erhalten alle diejenigen, die mir untergeben sind; ich will treu bleiben, und wenn sie auch von diesem meinem letzten Zufluchtsort mich verjagen, wenn die Schweizer, statt für mich zu stehen, gegen mich sich gebrauchen lassen, und wenn ich auch noch unglücklicher werden sollte, als ich es jetzt bin. Ich habe gelernt, nicht auf Menschen mehr meine Hoffnung zu stellen. Christus ist allein mein Hort, mein Schild, und Hoffnung im Leben und Tod. Der wird mich aus aller Noth erlösen. Denn Gottes Wort wird bestehen, und wird ehe Himmel und Erde vergehen.

Während Herzog Ulrich dieß sprach, faßte er Gailings Rechte, und hielt sie lange festgedrückt.

Bleibet bei diesem euerm Wort, mein gnädigster Herr, sprach Gailing gerührt, dann wird es wohl gehen.

Schon ist euer Geleit bestellt, mein theurer Freund, es soll euch sicher gen Hohentwiel bringen; denn allein zu reisen, wäre unter solchen Umständen nicht rathsam.

Mein Fürst erwiederte Gailing, mein bestes Geleit liegt in euern letzten Worten; es liegt in euerm Versprechen, denn jetzt kann ich froh ziehen.

Auf baldiges Wiedersehen! war des Herzogs letztes Wort. Er trat schnell in ein Nebengemach, und man sah wohl, daß er die Thränen verheimlichen wollte, die beim Abschied von seinem theuern Lehrer, den er in kurzer Zeit so lieb gewonnen hatte, in seine Augen traten.

Mit dem Frühesten des Tages rüstete sich Gailing zur Abreise. Schwer war ihm der Abschied von seinem Fürsten geworden, denn er war ihm, wie der alte Rechberger gesagt hatte, ein treuer Mann gewesen. Nicht minder schwer wurde ihm der Abschied von seinem geliebten Amtsbruder, Herrn Wilhelm Farellus.

Unter gleichen Verhältnissen waren diese beiden Männer in Mümpelgard zusammengetroffen. Gailing, vertrieben aus seinem Vaterort, wo er zuerst das lautere Evangelium verkündigt hatte, Farellus zuerst verjagt aus seiner Heimath um derselben Lehre willen, eine Zuflucht findend in der Stadt

Basel, und wieder verbannt aus derselben auf Antrieb des streitsüchtigen Erasmus, so trafen sich hier beide und vereinigten sich zu Einem Berufe. In Frieden und Eintracht wirkten sie in gemeinschaftlichem Berufe. Der Eine in der Schloßkapelle des Herzogs, der Andere in der größeren Kirche. Weil Friede und Eintracht in ihrem ganzen Wirken war, so freuten sie sich auch bald einer herrlichen Aussaat, obgleich ihr gemeinschaftliches Wirken nur wenige Monate dauerte. Darum war es ein schmerzlicher Augenblick, als Gailing in Farells Gemach trat, um ihm des Herzogs Auftrag anzukündigen, der beide betraf; zugleich, um sich von seinem theuern Amtsbruder zu verabschieden.

Das kommt vom Mönch aus Besançon, sagte Herr Farellus, als ihm Gailing des Herzogs Vortrag mitgetheilt hatte. Nun in Gottes Namen, der Herr wird auch wieder für ein Plätzchen sorgen, wo ich mein Haupt zur Ruhe legen, und arbeiten kann in seinem Weinberge. Doch, mit euch, mein lieber Bruder, hätte ich fürder wirken mögen im Reiche Gottes.

Aber meinen Herrn und Gebieter, lieber Bruder, wollet es nicht entgelten lassen, ich hab' euch ja die Gründe angegeben, warum er so handeln mußte.

Da sey Gott für, mein Bruder, nicht werd' ich vergessen der Stunde, wo er mich schützte gegen den Lügenmönch aus Besançon, nicht vergessen so mancher Gutthat von seiner Hand.

Nur wenige Augenblicke verweilte Gailing noch bei Farell. Möge Gott segnen unsre Aussaat, war sein letztes Wort; er umarmte weinend seinen lieben

Amtsbruder, und schwang sich auf das Pferd, welches schon bereit stand. Auf Wiedersehen! rief Farell dem Scheidenden nach.

Noch an demselben Tage beurlaubte sich auch Farell von dem Herzog, und wendete seine Schritte gen Straßburg.

IX.

Gerade kam Johannes Heuglin aus der Frühmesse, da trat ihm Annele entgegen. Sie hatte ein Päcklein unter dem Arme, und war eben im Begriffe, ihre Reise anzutreten. Jetzt war sie da, um ihrem bisherigen Freund und Wohlthäter vielleicht auf lange ein Lebewohl zu sagen, aber man sah wohl, daß es ihr schmerzlich war, denn schon vor dem Abschied waren ihre Augen rothgeweint.

Es bleibt also bei deinem Entschluß, liebes Anneke, fragte der Frühmesser, du willst mich jetzt verlassen, und ich werde von nun an allein seyn?

O Gott! seufzte Annele, ich muß ja: meine Eltern verlangen es strenge, und diesen muß ich folgen.

Weiß wohl, dir kann ich nicht zürnen, auch deinen Eltern nicht; ein Anderer, den ich wohl kenne, ist die Triebfeder. Wohl hat dein Vater, als er die Sache mir vorstellte, ihn mir nicht genannt, aber aus seinen Worten konnte ich schließen, wen er meinte. Es ist derjenige, der mich schon lange im Stillen verfolgt, seit er weiß, daß das Buch in meiner Hand ist, aus dem ich die Wahrheit erkannt habe. Das Erste, wodurch er seinen Haß gegen mich zeigte, war, daß er dich aus meiner Nähe riß; sein Einfluß

wirkte bei deinen Eltern, weniger bei deinem Vater, als bei deiner Mutter. Durch dieß hat er mir am wehesten gethan, dieser Mann, der unter dem Namen eines Diener Gottes ausgeht, um seine Mitmenschen zu verderben.

Der besonders auf euch, lieber Herr, seinen Haß gerichtet. Das ist der schmerzliche Gedanke, den ich mit mir nehme, wenn ich aus euerm Hause getreten bin, der schmerzliche Gedanke, der mich nicht ruhig lassen wird, wenn ich ferne von euch bin. O Gott! dieser unwürdige Diener Gottes verfolgt euch, und wird nicht eher abstehen, euch zu verfolgen, bis ihr ein Opfer seiner Rache geworden seyd. Ihr wäret nicht das erste Opfer, das ihm zugefallen wäre. Darum habe ich nur eine Bitte, die ich euch darbringe als euere geringe Magd. Hütet euch vor ihm, gebt ihm keine Veranlassung, daß er eine Ursache an euch finde. Er sucht, wo er kann, eine Ursache. Wisset ihr noch, lieber Herr, am letzten Sonntag, als ihr so eifrig für die neue Lehre gesprochen, als ihr in Luthers, des frommen Mannes, Sinn gepredigt, da war er in der Kirche, ich sah ihn wohl, ob er sich gleich unter der Menge versteckt hatte. Seyd nicht zu eifrig, im Worte, das ist meine Mahnung, lieber Herr, wenn ich euch, ich die Unmündige, eine Mahnung geben darf.

Habe Dank für deine gute Gesinnung gegen mich, liebes Annele; ich will dir folgen in Allem, ich will mich hüten vor dem bösen Manne. Aber seinetwegen weniger eifrig seyn im Wort, das kann ich dir nicht versprechen. Sieh, ich bin ein Diener Gottes, darum

hat er mich aufgestellt, daß ich die Wahrheit rede, und das werde ich immerdar thun, so viel in meinen Kräften stehet. Der Herr hat mich gewürdiget, seine Wahrheit zu erkennen — wäre es nicht Unrecht, wenn ich Andere im Finstern wandeln ließe. Nein, liebes Annele, verlang' Alles von mir, spreche zu mir: lieber Herr, es muß euch gleichgültig seyn, daß Annele, die bisher so gerne um euch war, euch verläßt; ich werde suchen, dir den Schmerz zu verbergen. Aber liebes Annele, das verlange nicht von mir, denn Solches kann ich nicht erfüllen, und werde es nimmermehr erfüllen. Und glaubst du denn, daß alle meine Vorsicht, alle meine Klugheit, oder wie man es nennen mag, mich etwas nützen würde. O nein! ist es des Herren Wille, daß ich nach eifrigem Streben für das Reich der Wahrheit gerettet werde, so wird er seine Schützer-Arme über mich ausbreiten. Weißt du noch das schöne Wort unsers Heilandes, das ich dieser Tage dir vorgelesen: „eure Haare auf dem Haupte sind alle gezählet, und es fällt kein Sperling vom Dache, ohne den Willen des Vaters im Himmel, darum fürchtet euch nicht.“ Auf dieses Wort, liebes Annele, verlass' ich mich, darum fürcht' ich mich nicht, und denke und handle in meinem Wahlspruch „Treu und Frei.“ Und sollte es nicht Gottes Wille seyn, daß ich erhalten würde, so wird doch vielleicht ein Segen für Viele durch mich gestiftet; wenn ich auch ein Opfer meiner Verfolger werde, ich will es gerne seyn, wenn hundert Seelen durch mich zur Wahrheit geführt werden. Was liegt denn am Leben eines Einzigen, was liegt so viel an

meinem Leben. Eltern habe ich keine mehr — als Kind stand ich ja noch an ihrem Grabe zu Lindau — den einzigen Bruder habe ich begraben, so lange ich hier bin — ich bin jetzt allein, und Niemand wird an meinem Grabe weinen

Das ist nicht Recht, lieber Herr, daß ihr so sprechet, schluchzte Annele. Niemand, sagt ihr, werde einst an euerm Grabe weinen? Bin ich nicht diejenige, die ihr als Kind aus den Wellen des Sees errettet, und die euch seit der Stunde mit Dankbarkeit zugethan ist, die seit jener Zeit des Guten so viel von euer Hand empfangen. Nein, lieber Herr, ihr stehet nicht allein da im Leben, wenn ihr auch keine Eltern und keinen Bruder mehr habt; es ist noch ein armes unbedeutendes Mägdlein auf Erden, die euch nächst ihren Eltern als ihren besten Wohlthäter und Freund betrachtet — o Gott, die euch zugethan ist, wie eine Schwester einem theuern Bruder, die euch jetzt bittet, euer Leben zu schonen, wenn je die Bitte eines armen Mägdleins bei euch etwas vermag.

Aber, sprach Johannes Henglin, hast du auch gehört auf meine Bitte, als ich dich bat, bei mir zu bleiben, und diese Erklärung deinen Eltern zu geben, die dich gewiß nicht gezwungen hätten.

Mein Vater hätte es nicht gethan, er ist zu vernünftig, aber meine Mutter — o ihr wisset nicht, wie die so strenge ist. Was sie will, muß geschehen, und der Vater sagt ja dazu, weil er keinen Unfrieden im Hause haben will. Ach! ich mußte gehorchen, so schmerzlich es mir war. Und auf diese Weise hat der böse Mann aus Ueberlingen wieder eine Ursache weniger, euch ge-

häßig zu seyn. — Ich verlasse euch, lieber Herr, aber glaubet mir, wenn ich auch nicht um euch bin, meine Gesinnung bleibt doch dieselbige gegen euch. Wenn ich ferne bin, will ich euch in mein Gebet einschließen, daß der liebe himmlische Vater eure Schritte leiten möge, daß er zerstöre alle bösen Anschläge euerer Feinde — er wird erhören das schwache Gebet eines armen Mägdleins, ihr habt es mich ja gelehret aus dem Buche, das der liebe Fremdling brachte, daß der Vater im Himmel das Gebet des Herzens nicht unerhört lasse.

Ja, liebes Annele, er wird es nicht unerhört lassen. Auch mein Gebet wird er hören, daß er dich erhalten möge in der Wahrheit, die er dir durch mich geoffenbaret. Liebes Annele, es ist schmerzlich für mich, daß du jetzt ferne von mir seyn sollst, ich will das Schmerzliche ertragen, aber laß mir einen Trost in meiner Einsamkeit, die Hoffnung, daß, wenn ich dich wieder sehe, du standhaft geblieben bei dem Wort, das ich dich gelehret. Ach! so Viele haben mein Wort gehöret, ich weiß nicht, ob sie es auch behalten, vielleicht wird der Saame wieder zu Grunde gehen, aber dich, liebes Annele, dich möchte ich erhalten in seiner Wahrheit. O so manche Stunde habe ich mit dir geredet von dem Worte des Heilandes, das in seinem Bibelbuche gleichsam uns neu gegeben ist, wie oft warst du ergriffen von seinem heiligen Worte — laß es nicht umsonst gewesen seyn an deinem Herzen, sondern auch Früchte treiben; halte fest daran unter aller Versuchung des Lebens. Liebes Annele, du bist jetzt ferne von mir, ich kann nicht mehr über dich wachen,

wie bisher, ich kann nicht festhalten in deinem Herzen die Wahrheit, die ich in dir gründete — du bist ferne von mir. Versucher werden dir nahen, die darauf ausgehen werden, die Wahrheit des Evangeliums dir wieder zu entreissen. Halte fest daran als an deinem herrlichsten Kleinod. Gelt du wirst treu bleiben, du wirst diese meine Bitte erfüllen, auch ich will ja mich hüten, weil dir mein Leben nicht ohne Werth ist. Du wirst es thun, und ich werde mich trösten, wenn du ferne von mir bist.

Bleibet es fest überzeugt von mir, daß ich fest halte an dem Wort, das ihr mich gelehret. Das ist ja das beste Andenken, das ich mit mir nehme aus meinem Heimathsort, das wird der einzige Trost seyn, wenn ich ferne bin von den Meinen, und von euch, dem ich bisher mein Leben weihte. Wo werde ich ihn anders suchen können, als bei dem, der da spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.“ Bei ihm, dem Liebevollen, wie er uns aufs Neue geoffenbaret, will ich meine Ruhe suchen. An ihn will ich mich halten, und an sein heiliges Wort, bis zu meinem letzten Athemzuge, dessen dürft ihr gewiß seyn.

Wohl mir dann, sprach Johannes Heuglin voll Rührung; er nahm Annele's Hand, und hielt sie lange in der seinigen. So werde ich doch diese Seele mir retten, und mein nennen können als ein gewonnenes Gut, wenn nicht für diese Zeit, doch für Jenseits. Thränen brachen aus seinen Augen, als er dieses sagte. Annele hielt ihr Tüchlein vor und mußte laut weinen; kaum konnte sie vor Weinen das Lebe-

wohl sagen. Als sie im Hause ihrer Eltern ankam, verbarg sie ihre Thränen, doch sah noch die Mutter ihre rothgeweinten Augen.

Bist endlich fertig geworden mit deinem Abschiednehmen, war das Wort, mit dem die Mutter sie empfing. Der Herr Stadtpfarrer hatte Recht, daß man dich aus dem Hause des Frühmessers nehmen sollte; ich glaube selbst, daß es dir nicht gut gewesen wäre, länger dort zu bleiben. Die Leute hätten am Ende davon geredet, und vielleicht nicht ohne Grund. Für was hast du denn geweint? man sollte glauben, du hättest von deinem nächsten Verwandten Abschied genommen.

Annele schwieg lange, da brachen ihre Thränen von Neuem hervor. Mutter, schluchzte sie, müßt ihr mir den Abschied auch noch mehr erschweren, ist er nicht schwer genug für mich geworden?

Bist ein thörichtes Ding, schmählte die Mutter, mußte denn der Herr wissen, daß es dir so schwer würde? Flennen war nicht nöthig.

Ach! er durfte wohl sehen, daß ich ungerne mich von meinem Lebensretter, von meinem bisherigen Wohlthäter trennte.

Vielleicht hat er nicht einmal geweint, und hinter dir gelacht, daß du so ein närrisches Ding warst.

Auch er hat geweint, liebe Mutter, und ich hab' es ihm wohl angesehen, daß es auch ihm wehe that. O ich weiß es wohl, er ist mir recht herzlich gut, und wird es auch bleiben, und ich auch ihm.

Also auch er hat geweint, sagte Frau Salome bedeutungsvoll — nun mach' jetzt, Annele, daß du dein

Bündelein rüstest. Der Vetter in Hilzingen weiß schon, daß du heute noch eintriffst. So bald der Vater nach Hause kommt, wird er dich begleiten bis Hilzingen. Du hast doch dem Herrn Pfarrer nicht gesagt, wohin wir dich bringen?

Er hat mich nicht gefragt, erwiederte Annele, wohin ich gehe, denn er wußte, daß ihr mich an keinen unrechten Ort bringen würdet.

Als der Vater nach Hause kam, hatte Annele schon ihr Bündelein gerüstet. Nur von ihren nächsten Bekannten nahm sie noch Abschied, aber es floßen nimmer viele Thränen — die heißesten waren ihrem besten Freunde geflossen. Rüstig schritt sie mit ihrem Vater den Weg, den einst Johannes Gailing gemacht hatte; um die Mittags Zeit erblickte sie schon den Hohentwieler Berg, und nach einem Stündchen standen sie schon im Hause des Vetters zu Hilzingen.

X.

Die schönen Tage des Frühlings waren wieder herausgebrochen. Von allen Seiten des Sees sah man Schifflein vom Lande stossen, um sich der Fahrt auf dem lieblichen See zu erfreuen. Ei, sagte Herr Ambrosius Blarer, der Prediger zu Kostniz, den eben sein Freund, der Domherr Hans von Botzheim besuchte, ei mein Bruder, was wollen wir unter dem Dache bleiben? haben schon lange die Stube gehütet, wollen auch einmal eine Fahrt machen auf unserm lieblichen See. Sehet, wie die Wimpel von allen Seiten auf dem See wehen. Und wohin? fragte der Domherr. Ich gedächte, wir wollten die Sipplinger

Heidenlöcher beschauen, oder die schöne Aussicht auf Hohenfels genießen, erwiederte Herr Ambrosius Blarer.

Wie ihr wollt, versetzte der Domherr, der Mittag ist euch gewidmet, mein Bruder, und darum habt ihr darüber zu verfügen. Was wir zu reden haben, können wir auf dem Schifflein verhandeln.

Ja wohl, bemerkte Herr Blarer, um so besser. Das Licht der Wahrheit will nicht in die enge Studierstube gebannt seyn, unter freiem Himmel, im Blick auf den blauen reinen See, da mag's uns baß erfreuen, von der Lauterkeit des Evangeliums zu sprechen.

Sogleich wurde am Damm, der nicht ferne von Herrn Blarers Haus war, ein Schifflein bereitet, und die Herren verließen das Gemach. Am Damme faßte Margaretha, Herrn Blarers einzige Schwester ihren Bruder an der Hand. Noch ein Wort, bester Bruder, sprach sie, hütet euch, daß ihr nicht in Ueberlingen landet, dort wohnt ein Feind unserer Lehre, der möchte leichtlich Unheil über euch verhängen. Ihr wisset, wen ich meine.

Sey ohne Sorgen, liebe Schwester, wir werden Ueberlingen vermeiden.

Gott mög' euch schützen, rief die edle Jungfrau Margaretha, und die Herren stießen vom Lande.

Es war eine frohe Fahrt für die Beiden, und manch freie Rede wurde unter ihnen gewechselt, denn nur Ein Schiffmann lenkte das Schifflein, und dieser war in die Grundsätze der neuen Lehre eingeweiht.

Sie waren schon eine ziemliche Strecke von Kostnitz entfernt, da drehte sich Ambrosius auf seinem

Platze, und richtete seine Blicke gegen die Stadt, die den ganzen Horizont gegen Süden begränzte, und aus deren Mitte wie ein Riese die Domkirche empor ragte.

Wer hätte es geglaubt, mein Bruder, so begann Ambrosius Blarer, und Freude glänzte in seinen Augen, wer hätte es geglaubt, daß ich, der Flüchtling aus dem Kloster Alpirsbach, in dieser meiner Vaterstadt so viele Herzen finden würde, die empfänglich wären für das Wort der evangelischen Wahrheit? daß ich, der unbedeutende Mann, in jenem herrlichen Dome so freimüthig auf der Kanzel auftreten dürfte? Wer es mir im vergangenen Winter gesagt hätte, daß es so gehen würde, als ich noch unter dem Joche meiner Oberen seufzte, fürwahr ich hätte es für eine Prophezeiung gehalten, an deren Erfüllung ich nicht geglaubt hätte.

Sehet, mein Bruder, eben so wenig hätte ich von mir es geglaubt, daß ich, auferzogen in den Grundsätzen des Pabstthums, verlockt zum Festhalten an denselben durch die wichtige Stelle, die ich im Kapitel bekleide, daß ich jetzt im Schifflein säße neben einem Verbreiter der neuen Lehre, und jetzt mit ihm auf Mittel und Wege sänne, wie die Lehre des theuren Mannes Lutheri immer besser Eingang fände in den Herzen so Mancher, die noch mit Finsterniß umfangen sind.

Das ist durch Gottes Gnade, die ich von Tag zu Tag mehr anerkennen muß. Die Unscheinbarsten erweckt er zu Werkzeugen seines heiligen Willens; Männer, die wie die Apostel des Heilandes dem

ungelehrten Stand angehören, hat er zu Vertheidigern seiner Lehre erweckt. Ihr könnet den Jakob Vögelin, einen der ersten unsrer Gemeinde. Wie trefflich hat er die Feder geführt gegen unsern erbitterten Gegner, den Stadtpfarrer Schlüpf zu Ueberlingen? hätte unser Einer es besser vermocht? ich glaube es kaum — und doch ist er nur ein schlichter Bürger meiner Vaterstadt.

Gerade diese Schrift, die Jakob Vögelin verfaßte, hat jenen Mann aufs Heftigste erbittert, und wir mögen uns vor ihm hüten. Die Warnung eurer verehrten Schwester möge nicht umsonst gewesen seyn. Auf uns hat er jetzt sein Augenmerk — er ist der Wächter des Ueberlinger Sees — seinem Auge entgeht Nichts. Glaubt ihr nicht, wenn dieser Mann diese beiden Ufer nicht hütete mit seinen Argus-Augen, es wäre nicht schon das Licht der Wahrheit auch an dieß Ufer gedrungen?

Und doch, meine Herren, unterbrach sie der Schiffer, wenn es erlaubt ist, darein zu reden, doch ist es geschehen. Vielleicht ist es das Neueste, was ich euch verkündigen kann, und was euch erfreuen mag. Vor kurzer Zeit waren Kostnizer Schiffleute am Sonntag in Sernatingen, und die brachten mir die Nachricht, daß der dortige Frühmesser, Johannes Heuglin, aus Lindau gebürtig, Lehren auf der Kanzel verkündiget habe, die mit den eurigen dieselben seyen.

Wunderbar, sprach Ambrosius Blarer, ich habe noch nie von diesem Manne gehört, ich habe ihn noch nie gesehen, nie einen Buchstaben an ihn gerichtet — wie kam dieser zur Kenntniß der Wahrheit?

Mein Bruder, wir haben schon davon gesprochen, wie wunderbar Gott seine Mittel und Wege wählt, um wichtige Zwecke auszuführen. Auf welchem Wege jener zur Wahrheit gelangte, wissen wir nicht; um so triftiger ist uns dann bewiesen, wie auf allen Seiten das Licht hervorbricht, wie die Stunde gekommen ist, daß die Wahrheit offenbar werde in ihrer ganzen Herrlichkeit. — Aber, mein Bruder, sehen möcht' ich den Mann, der es wagt, in der Nähe eines so strengen Bekämpfers unsrer Lehre aufzutreten. Das wäre mir mehr als alle Merkwürdigkeiten des Seeufers.

So laßt uns gen Sernatingen steuern, sprach Ambrosius Blarer, und gab dem Schiffmann den Auftrag. Lieblich gleitete das Schifflein durch die Wellen, nur wenig Anstrengung hatte der Schiffmann, um es durch die Wogen zu führen. Als sie der Insel Meinau gegenüber fuhren, hielt der Schiffer ein wenig an. Meine Herren, sprach er, wir haben die Ecke umfahren, jetzt können wir die Segel brauchen; das Ufer deckt uns, daß uns der Wind nicht gen Kostnitz treibt. Schnell spannte der Schiffer die Segel auf, und in wenig Augenblicken fuhr das Schifflein im vollsten Segelzuge. Der Schiffer aber setzte sich ruhig in das Hintertheil des Schiffes, und hörte, wie zuvor, dem Gespräche der beiden Geistlichen zu — nur das Steuerruder hielt er in den Händen, und rührte es bald rechts, bald links.

Bisher war der Himmel ohne Wölklein gewesen, ein kleiner Flecken wurde jetzt gegen Hochbodmann hin sichtbar — der Flecken dehnte sich immer weiter —

bald war ein großer Theil des Horizonts überzogen, und ein Luftzug wehte von der oberen Bucht des Ueberlinger See's. Der Luftzug von der Meinau her hörte auf, und die Segel blähten sich in der Richtung gegen die Meinau statt gegen Sernatingen. Schnell ließ der Schiffmann die Segel nieder, und ergriff das Ruder, um wieder mit Hülfe des Ruders zu fahren. Indessen wurde es schwarz am Horizonte — der Wind trieb den See in Wellen, die immer höher stiegen. Mit erneuter Anstrengung ruderte der Schiffmann, auch Herr Ambrosius und der Domherr ergriffen die im Schiffe liegenden Ruderstangen, und unterstützten den Schiffmann in seiner Arbeit. Der vereinten Mühe von Dreien gelang es endlich, das Schifflein trotz dem Widerstreben des Windes und der Wellen so weit zu bringen, daß sie gegenüber von Ueberlingen waren.

Jetzt sah man schwache Blitze am Horizont, und ein noch ferner Donner wurde vernehmlich. Meine Herren, rief der Schiffmann, ein Wetter ist im Anzug, wir müssen landen, und Ueberlingen ist der nächste Ort.

Du mußt es am besten wissen, sprachen die Herren, du bist Schiffmann; thue, was dir gut dünkt.

Der Schiffmann lenkte das Steuerruder rechts, nochmals mußten die Herren die Hand bieten — unter vereinter Anstrengung brachten sie endlich das Schifflein an den Damm der Reichsstadt Ueberlingen.

Mit ihnen landeten mehrere Schifflein, die gleichfalls der Wind hieher getrieben hatte; auf einem derselben fuhr der Pfarrer von Bodmann, der mit

dem Frühmesser von Sernatingen eine Seefahrt veranstaltet hatte.

In der Herberge zum Adler wählten die Landenden ihren Abstand, da diese Herberge zunächst am See lag. Kein Gemach der Herberge war leer geblieben, denn von allen Seiten des See's waren Gäste herbeigetrieben worden. Nur das Gemach für die geistlichen Herren aus der Seegegend, das der Wirth eigens zu diesem Zwecke bestimmte, hatte noch Plätze für einige Gäste. So kam es, daß die beiden Herren von Konstanz, so wie der Pfarrer von Bodmann und der Frühmesser von Sernatingen in demselbrn Gemache zusammentrafen.

Euch sieht man gar selten, Herr Pfarrer, sprach der Wirth zu Johannes Heuglin, indem er ihm sein Schöpplein hinstellte, und habt doch nicht so weit von Sernatingen bis gen Ueberlingen.

Es wäre heut' auch nicht geschehen, erwiderte der Frühmesser, wenn nicht das schöne Wetter uns auf den See verlockt hätte. — Der Wirth ging, und bediente die übrigen Gäste.

Also das ist Herr Johannes Heuglin, sprach Ambrosius Blarer, der etwas weiter unten saß, mit halblauter Stimme zu dem Domherrn — fürwahr! das ist mir auch der Mann, so recht geschaffen zu dem was man von ihm erzählt. Seht das Feuer seiner Augen, seht das kräftige seiner Bewegung — ich will's glauben, daß dieser Eindruck machen kann, wenn er spricht, und daß er es liebt, frei von der Brust weg zu reden. An den müssen wir uns machen in der Unterhaltung — aber, sagte er leise dem

Domherrn in's Ohr, hütet euch, daß ihr euren Namen sagt, denn wir sind in Ueberlingen, wo Herr Johannes Schlüpf waltet.

Die beiden Herren setzten sich in die Nähe des Frühmessers und seines Nachbars.

Bald begann Ambrosius Blarer ein Gespräch mit Johannes Heuglin; er fragte ihn über dieß und jenes in der Umgegend, besonders über die schöne Aussicht auf Hohenfels, auf die sie wegen des eingefallenen Wetters jetzt verzichten müßten — auch über die Entstehung der Heidenlöcher wurde Dieß und Jenes gesprochen. Hans von Botzheim aber unterhielt sich mit dem Pfarrer von Bodmann.

Während die Herren mit einander sprachen, zeigte sich an der Thüre des Gemachs ein Mann im geistlichen Gewande, den die übrigen Gäste ehrerbietig aus dem Wege traten — seine tückischen Aeuglein schoßen durch das ganze Gemach, und musterten die Gesichter aller darin befindlichen Gäste. Doch auf den Vieren, die in eifrigem Gespräche beisammen saßen, hafteten sie vor Allen, und man sah wohl an dem Lächeln, das seinen Mund umzog, daß er Gäste gefunden hatte, die sein Auge schon lange suchte. Er trat zu dem Wirthe, der eben durch die Thüre ging, und raunte ihm leise Etwas in die Ohren. Der nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er sein Wort verstanden, und ging weiter, um seine Gäste zu bedienen.

Mit diesem Augenblick hatte der Herr im schwarzen Rocke wieder die Thüre verlassen, die er eben noch zum Standpunkte seiner Beobachtung gewählt

hatte. Weder Ambrosius Blarer, noch der Domherr hatten das Erscheinen und Gehen des geistlichen Herren an der Thüre bemerkt — nur dem scharfsichtigen Johannes Heuglin war es nicht entgangen.

Trinket aus, ihr Herren, begann der Frühmesser, das Wetter hat sich wieder verzogen; wir sind jetzt sicherer auf dem Schifflein, als unter diesem Dache: ich habe Jemanden bemerkt, der große Aufmerksamkeit auf uns Viere gerichtet hat — ich glaube, er führt nichts Gutes im Schilde.

Schnell leerten die Herren ihre Becher, denn jetzt fiel es auf einmal den Herren von Kostniz ein, was Margaretha Blarer als Warnung auf den Weg gegeben hatte; sie erinnerten sich, daß sie auf einem Boden standen, der ihnen nicht gut gesinnt war, wo sie gefährdet waren, wenn auch ihre Namen unbekannt blieben; kamen sie ja von Kostniz, wo die ketzerischen Prädikanten die Oberhand hatten, und sie trugen ja ein Kleid an sich, das sie als Geistliche kund that.

Jetzt trat der Wirth herzu: meine Herren, bat er, warum wollet ihr so schnell abbrechen, schmeckt euch der Trunk nicht? das sollt mir leid thun, ist es ja gutes Gewächs von Anno Zehn, und reiner ächter Wein herüber von Bodmann aus dem Königsgarten. Bleibet noch ihr Herren, es ist ja noch gute Zeit bis Kostniz und Sernatingen, und sehet nur hinaus, das Wetter hat sich noch nicht entladen, ihr könntet leichtlich in den schlimmsten Zeitpunkt gerathen.

Nein, nein, erwiederte Johannes Heuglin, wir

sehen besser, denn ihr — seht ihr nicht, daß das Wetter sich ganz verzogen hat, aber wir befürchten, ein neues könnte aufziehen.

Der Wirth begann von Neuem seine Rede, und man sah aus dem Inhalt seiner Worte, daß das Geschwätz keinen andern Zweck hatte, als die Herren noch länger hinzuhalten, nicht, um dem Wirth noch ein Schöpplein abzunehmen, sondern aus andern wichtigeren Ursachen.

Auf Herrn Fromman von Bodmann schien das Gerede des Wirths eine Wirkung zu machen, denn er nahm noch ein Schöpplein an, während die Uebrigen schon ausgetrunken hatten, aber Johannes Heuglin faßte ihn am Arme, fuhr, wie aus Versehen über den Becher hin, und goß ihn über den Tisch. Nichts für ungut, mein Bruder, sprach er, aber es ist genug, und wir müssen eilen, ehe ein neues Donnerwetter losbricht. Hier die Zeche für Viere, rief er dem Wirth zu, und legte 6 Batzen auf den Tisch.

Seinen Amtsbruder am Arme, begleitet von Ambrosius Blarer und dem Domherrn, drängte er sich durch die Menge der Menschen hindurch, die aus Furcht, naß zu werden, in allen Gängen der Herberge sich aufgestellt hatten, und denen der Wirth so eifrig mit seinen Schöpplein zugesprochen hatte, daß die Wenigsten, nachdem das Wetter vorüber war, ans Heimgehen dachten.

Wo ist euer Schifflein? werthe Herren, fragte der Frühmesser, als sie am Damme angekommen waren. Hier stand es, erwiederte Ambrosius Blarer, und deutete auf die Stelle, wo der Schiffmann das

Schifflein angebunden hatte. Aber hier war weder Schifflein noch Schiffmann zu sehen. Herr Johannes Schlüpf, der Stadtpfarrer von Ueberlingen, war schon hier gewesen, hatte erfahren, durch wen die beiden Herren, welche er persönlich kannte, hergeführt worden waren, und hatte Schiff und Schiffmann unter Dach gebracht.

Hab's doch gedacht, ihr Herren, sagte der Frühmesser — ihr Beide seyd einem gewissen Herren aus der Stadt werth gewesen, denn er hat es für gut befunden, euch das Mittel zur Abfahrt wegzunehmen, auf daß ihr genöthiget wäret, bei ihm zu bleiben. Nun, daraus soll nichts werden. Wenn ihr euch meiner Hand anvertraut, so hoff' ich, euch so sicher gen Kostniz zu bringen, als euer Schiffmann, der vielleicht in geistlicher Hut ist. Und es hat Eile — seht, dort oben wohnt der hochehrwürdige Johannes Schlüpf, welcher uns alle von der Thür aus, aber nur im Stillen begrüßte. Den Kostnizer Geistlichen ist er nicht grün, wie ihr wohl wissen werdet — mehr brauch' ich euch nicht zu sagen.

Ambrosius Blarer, Hans von Botzheim und Herr Frommann stiegen ohne Widerrede in des Frühmessers Schifflein. Der zog das Segel auf, denn ein günstiger Wind blies von Sernatingen her. Kundig lenkte Johannes Heuglin das Steuerruder. Schon hatten sie beinahe die Insel Mainau erreicht, da sahen die Herren im Schifflein, wie mehrere andere Schiffe ihnen folgten. Nur eine halbe Stunde mochten sie von ihnen entfernt seyn.

Diese Schiffe kenne ich, rief der Frühmesser —

es sind Ueberlinger, und die darinnen sitzen, das sind Solche, die uns begleiten wollen, aber nicht der Ehre wegen. Die sendet der Herr Stadtpfarrer, um uns zu schmählen, daß wir nicht bei ihm angekehrt. Aber jetzt, ihr lieben Herren, die Arme gerührt, die vielleicht nur die Feder gewohnt sind.

Schnell waren die noch übrigen Ruderstangen im Wasser. Herr Ambros Blarer griff kräftig zur Arbeit, ebenso Herr Frommann, den der Wein mit neuer Kraft ausgerüstet hatte. Auch der Domherr arbeitete, wie noch nie, denn der Frühmesser ließ es nicht an Zuspruch fehlen, und gar oft sprach er die Worte: wenn wir nicht arbeiten, ereilen sie uns, und wir sind verloren.

Gottlob! rief der Frühmesser, als Kostniz mit seinem Dome vor ihnen lag, wir haben es überstanden. Sehet, unsre Feinde nehmen den Rückweg, denn sie sind auf fremdem Wasser.

Von selbst ließen sie jetzt das Schifflein zum Damme gleiten. Dort stand Margarethe Blarer. Mehr als eine Stunde war sie an dem Ufer auf und abgegangen, und hatte lange kein Schifflein erblickt. Schon der Sturm, der auf dem See ausbrechen wollte, hatte ihr bange gemacht. Wie freudig schlug jetzt ihr Herz, als ein Schifflein dem Damm nahte. Aber eben so schnell kam wieder ihre Traurigkeit, als sie sah, daß das Segel eine andere Farbe, als die von Kostniz, führte. Doch nicht lange war sie traurig, denn bald stiegen vier Männer an's Land, unter denen sie sogleich ihren Bruder und den Domherrn erkannte.

Gott willkommen, rief sie, und lag in ihres Bru-

ders Armen — Gott sey Dank, der euch aus dem Sturm des Sees errettet. Und aus der Hand unsers Todfeind's zu Ueberlingen, sprach Blarer, vor dem du uns, liebe Schwester, nicht umsonst gewarnt. Danke diesem Manne — er deutete auf den Frühmesser, der hat uns nächst Gott aus der Hand unsers Feindes errettet.

Freudig nahte Margarethe dem Frühmesser — also euch gebührt der Dank? nun so nehmt ihn aus dem Herzen eines Mägdleins, dem ihr einen theuren Bruder wiedergegeben, nehmt ihn für eine ganze Gemeinde, denen ihr zwei Männer erhalten, die sie innig verehret.

Meine Pflicht hab' ich gethan, tugendsame Jungfrau, erwiederte Johannes Heuglin, ob ich gleich noch nicht die Freude habe, die zu kennen, denen ich meine Hand geboten.

So laßt euch danken von zween Männer, sprach der Domherr, die euch bisher nicht kannten, und doch schätzten. Das ist mein Freund, Herr Ambrosius Blarer, Prediger der neuen Gemeinde zu Kostnitz, und ich, Hans von Botzheim, den das Kapitel verfolgt, weil er glaubt, was sein Freund lehret.

So sey gesegnet die Stunde, rief Heuglin, wo ich mit euch zusammentraf, werthe Herren; und ich preise mich zehnfach glücklich, daß ich von Gott erlesen war, euch meine Hand zu bieten zur Rettung. O Gott! wie oft sehnte ich mich, euch Beide nur zu sehen

Nun, werther Amtsbruder, sprach Ambrosius Blarer, so habt ihr uns nicht nur gesehen, sondern auch ein Verdienst um uns erworben, das nur Gott euch genugsam vergelten mag. Bedürfet ihr einmal

meiner im Leben — mein Herz und meine Hand steht euch bereit. Dieß zum Unterpfand unserer Freundschaft — er nahm einen Ring von seinem Finger, und steckte ihn an Heuglins Hand.

Ambrosius Blarer wollte die beiden Herren nöthigen, bei ihm die Herberge zu nehmen. Der Frühmesser lehnte das Anerbieten ab, denn nur die Nacht, sprach er, mag uns schützen vor der Verfolgung Herrn Schlüpf's, die er jetzt auf uns richten wird.

Mit der Dämmerung saßen sie ins Schifflein, und kamen in später Nacht ein jeder in seinem Hause an.

Am Morgen kehrte der Schiffmann, welcher die beiden Herren von Kostniz gebracht hatte, in die Stadt zurück, und erzählte ihnen, welches Loos Herr Schlüpf ihnen bestimmt hatte, so er ihrer habhaft geworden wäre — nämlich ewige Einkerkerung. So möge du es lohnen dem edeln Manne, Vergelter dort oben, sprach Ambrosius Blarer — und dankend blickte er gen Himmel.

XI.

Auf der südlichen Seite der Burg Hohentwiel ragt, auf Felsen gegründet, ein Thurm von größerem Umfange, als alle übrigen, die im Umkreis derselben stehen. Herzog Ulrich hatte ihn erbaut, um diese Seite der Burg, die weniger abschüßige Felsen hat, gegen die Feinde zu decken; so lange aber kein Feind die Feste beunruhigte, war dieser Thurm, das sogenannte Rondel, zur Werkstätte für den Stückgiesser bestimmt, welchen der Herzog schon mehrere Monate auf Hohentwiel angestellt hatte, um Geschütze für den bald beginnenden Feldzug zu gießen. Hier, gleichsam von der eigentlichen Feste losgetrennt, konnte er bequem

seiner Arbeit pflegen, und, wenn je ein Unglück bei seinem Geschäfte sich ereignet hätte, berührte es nicht die Feste, da dieses Rondel viel niederer, als die übrigen Gebäude lag.

Oft hatte Leonhard Zeller, der Stückgießer, Besuche von der Feste, denn es war eine Lust, zuzusehen, wie er seine Formen bereitete, wie er das Metall schmelzte, und in die Formen goß. Einer der häufigsten und neugierigsten Besucher war Johannes Gailing, Prediger der Besatzung, der seit längerer Zeit wieder auf der Feste weilte.

Wenn die Zeit seines Berufs vorüber war, erging sich Johannes Gailing im Umkreis der Feste; nach diesem Spaziergange stieg er dann gewöhnlich hinab ins Rondel, und stand oft ganze Stunden bei Meister Leonhard, bei dem er über dieß und jenes sich erkundigte, was in Leonhards Beruf einschlug. Aber nicht nur war es Neugierde, was bisher den Prediger so oft zu Meister Leonhard geführt hatte, er hatte noch wichtigere Dinge mit ihm zu besprechen. Der Meister stammte aus jener Gegend des Schwabenlandes, wohin noch kein Lichtstrahl der neuen Lehre gedrungen war. Als ein Mann, schon vorgerückt in Jahren, hielt er fest am Alten, und er ging fleißig in die Kirche zu Singen. So kräftig Gailings Vorträge waren, so schwer fanden sie Eingang im Herzen des Mannes, der nur im Nothfalle, wenn ungünstiges Wetter war, wo er nicht nach Singen hinabsteigen konnte, in die Kirche zu Hohentwiel sich begab.

Was Gailing in der Kirche nicht auf den alten

Meister wirken konnte, that er gerne im traulichen Gespräche, und das war hauptsächlich der Grund, daß er sich heute wieder in der Werkstätte des Stückgiessers einfand. Ausserdem hatte er gehört, daß der Meister dieser Tagen ein Geschütz fertige, welches besonders merkwürdig sey wegen der Schilderei und Devise, die es enthalte. Freudig stieg er die hölzerne Treppe hinab, die auf das Rondel führte; von dort kam er auf einer steinernen Wendeltreppe in die Werkstätte des Stückgießers. Guten Tag, lieber Meister, begann Gailing zu dem Stückgießer, der eben im Begriff war, die Form eines Stücks einzudammen, die er in diesen Tagen gefertigt hatte — werde doch noch die Form sehen können, die so schön gerathen seyn soll?

Es ist die letzte Zeit, sprach Leonhard Zeller, in wenigen Augenblicken wäre sie im Sand gewesen.

Das ist schön, bemerkte Gailing, daß ich noch bei Zeit komme, aber jetzt werde ich freilich euch, mein lieber Meister, ein wenig in Anspruch nehmen, denn ich möchte auch einmal genau wissen, wie es mit der Form gethan ist.

Das soll geschehen, entgegnete der Meister, wenn ihr genau auf mich merken wollet. Leonhard Zeller führte Herrn Johannes Gailing an eine Grube, in der ein cylinderförmiger Pfahl, mit Thon überzogen, eingesetzt war. Sehet, Herr Pfarrer, sprach er, das ist der sogenannte Kern des Stücks. Die Metalldicke habe ich schon davon abgeschält, und nun werdet ihr sehen, wie der hohle Raum zu Stande kommt, in dem das Stückgut gegossen wird.

Nun nahm der Meister eine in der Nähe liegende

Form aus Thon, die einer wirklichen Kanone nicht unähnlich war; sie war der Länge nach getheilt, aber so, daß beide Hälften genau zusammenpaßten. Die eine Hälfte stellte er um den schon eingesetzten Kern, die andere hielt er Herrn Gailing hin, auf daß er sie genau betrachten konnte. Herr Pfarrer, erklärte der Meister, beschauet diese Form, die mit der andern den Mantel bildet, recht genau, und ihr werdet finden, was die Schilderei meines Stücks seyn wird.

Gailing betrachtete die Höhlung der Form, und ersah, daß, gleich einem Petschaft, Figuren sammt einer Schrift eingegraben waren.

Ihr werdet wohl nicht recht erkennen, was diese Schilderei bedeuten soll, sprach der Meister — sie ist aber gut ausgefallen. Die Wachsfiguren, die ich auf die Metalldicke aufgetragen, haben sich in dem Thon gut abgedrückt, und sind in der Wärme rein wieder herausgeschmolzen. Betrachtet es recht, sehet ihr nicht einen Mann im Fürstenmantel?

Ja wohl, erwiederte Gailing, und so viel mir däucht, ist über ihm ein Vogel, der ihm Krone und Scepter mit dem Schnabel und in der Klaue darbringt.

Und die Unterschrift, fragte der Meister, die heißt?

Gailing las — Providentia Dei.

Nun, so habt ihr ja die ganze Geschichte, sagte lächelnd der Meister. Aber jetzt, saget mir auch, Herr Pfarrer, wie gefällt euch der Gedanke? von der Zierlichkeit der Schilderei kann ich erst reden, wenn der Guß vollendet ist.

Der Gedanke gefällt mir, denn von Oben erhalten die Fürsten Scepter und Krone, nicht durch ihr Zuthun.

So hab' auch ich gedacht, und darum habe ich dieses Bild mir geschaffen. Was der Bildner denkt, drückt er im Bilde aus; was er nicht sagen darf oder mag, läßt er sein Bild sprechen. Euch, Herr Pfarrer, will ich nicht verhehlen, was ich unter dem Bilde meine — vielleicht wisset ihr es schon, eh' ich es sagen will; euch will ich darlegen, wie ich auf den Gedanken gekommen bin.

Sagt an, lieber Meister, ihr sollt an mir einen Zuhörer finden, der jedes Wort in sein Herz aufnimmt.

Der Mann im Fürstenmantel, so begann Leonhard Zeller seine Erklärung, das ist unser gnädigster Herr, Herzog Ulrich; wohl liegt noch der Fürstenmantel um seine Schultern, er steht noch in der Reihe der Fürsten des Reichs, aber Krone und Scepter sind ihm entwendet. Er sucht das Entwendete, er schlägt jeden Weg ein, um es wieder zu erlangen, er wählet jetzt den Weg durch Waffengewalt — darum stehe ich ja hier, um ihm die Werkzeuge zu fertigen, womit er gegen seine Feinde ziehe — aber glaubt mir, Herr Pfarrer, es wird Alles umsonst seyn. Die Stunde ist noch nicht gekommen, die nach Gottes Rath bestimmt ist. Und diese ist, wenn unser gnädigster Fürst nach mancher harten Prüfung zu der Ueberzeugung gelangt ist: nicht das Schwert, was ich in den Händen führe, nicht das Geschütz, wodurch ich meine Feinde niederdonnre, wird mir verhelfen zu meinem Rechte, sondern der Starke und Mächtige über uns. Von Oben nur ist Hülfe, von Oben wird

er Krone und Scepter wieder empfahen, wenn die Stunde gekommen ist. Ein Bote Gottes wird ihm den Herzogshut wieder aufsetzen, und den Herzogsstab in seine Hände geben. Darum habe ich auch die Schrift eingedrückt — durch Gottes Fürsorge.

Ihr könnet Recht haben, lieber Meister, bemerkte Johannes Gailing, daß Waffengewalt unserm Herrn nichts nützen wird, daß er nur durch Gottes Gnade auf dem Wege des Friedens wieder in sein Erbe kommen mag; aber mit dem, was ihr zuletzt ausgesprochen, daß die Stunde noch nicht da sey, wo unser Herr zur Ueberzeugung gelangt, wie nur von Oben Hülfe komme — mit dem, lieber Meister, bin ich nicht recht einverstanden. Ich glaube, es fehlt ihm nimmer viel zu dieser Ueberzeugung. Das Elend hat ihn genug geprüft, es ist schon jetzt mit seinem Herzen anders geworden, als es früher stand.

Das mag seyn, und ihr könnet es wohl besser wissen, als ich, seyd ja sein Beichtiger und Herzensfreund. Aber ich glaube, was ich glaube, o! ich kenne zu gut meinen Herrn — sein Haupt ist noch nicht gebeugt, wie es gebeugt seyn soll, unter den Willen Gottes; es müßte wunderbar mit ihm gegangen seyn. Herr Pfarrer, schon 30 Jahre bin ich in seinen Diensten, hab' ihn noch gesehen als Knaben, hab' ihn gesehen als Jüngling, da er noch nach Nürtingen seinem Lieb zu Hofe ritt; er blieb immer, wie er war, auch die Liebe konnte den Wilden nicht milder machen. Von seinem späteren Thun und Treiben wißt ihr ja selbst, und er fühlet es jetzt mit Schmerz — daß es aber auf einmal mit seinem stürmischen Wesen so

ganz anders geworden — nein, Herr Pfarrer, das kann ich nicht glauben. Und wo der Sinn nicht milder wird, da kann auch noch nicht die Rede seyn von rechter Demuth gegen Gott, vom Vertrauen auf ihn, und nicht auf seine eigene Faust. —

Und doch, mein Freund, sprach Johannes Gailing, ist es anders mit ihm geworden. Sein Elend hat wohlthätig auf ihn gewirkt, und noch Andres hat seinen Sinn gemildert. Es ist das Wort von Oben, das Evangelium, so wir verkündigen. Das hat mehr an seinem Herzen gethan, als Alles, es hat Wunder gethan. Denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer, denn ein zweischneidiges Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne unsers Herzens.

Und doch, entgegnete Leonhard Zeller, bei all der Demuth, bei all dem Vertrauen, was er von euch und euerm Worte gelernt, das ihr verkündiget, doch hat unser gnädigster Herr erst gestern wieder den Befehl von Mümpelgard ergehen lassen, daß nächster Tage sämmtliche Stücke müssen gegossen seyn. Nicht, daß mir dieß zuwieder wäre — es ist mein Beruf, und ich thu' es mit Freuden — 's ist ja für meinen lieben Herren, dem ich mit Treue anhänge bis zum letzten Athemzuge; aber, ich will nur so viel sagen, wenn man gegen seine Feinde zu Feld ziehen will, so ist es doch noch ein Zeichen, daß man vom Schwert und Geschütz Hülfe erwartet.

Mein lieber Meister, ihr sehet einen Widerspruch im Thun des Herzogs, wo keiner ist. Glaubt ihr,

das sey das rechte Vertrauen auf Gott, wenn man die Hand in den Schooß legt, und wartet, bis Hülfe kommt. So ist es nicht gemeint; der Mensch muß Hand anlegen, und von Oben kommt der Segen. Der Mensch muß wollen, muß zuthun, was er vermag, dann kann er auf Hülfe von Oben hoffen. Ich will euch ein Bild aus euerer Nähe geben. Sehet, lieber Meister, ihr habt eine Form in Händen, die ihr mit vielem Fleiße gearbeitet, vielleicht manchen Tag lang.

Ja wohl, die Form hat mir mehr Mühe gemacht, als der ganze Guß noch mit sich bringen wird.

Das ist nun eure Arbeit, das ist euer Zuthun beim Werke, aber von Oben kommt der Segen zur Arbeit. Ihr habt Alles mit Fleiß vorbereitet, und nun könnet ihr auf Freude hoffen. So wie ihr zum Guß, dessen Gelingen in Gottes Hand steht, nach Kräften Alles vorbereiten müsset, so muß der Mensch auch in andern Dingen Müh' und Arbeit aufwenden, daß etwas Gutes gefördert werde. — Der Herzog will das Erbe seiner Väter, sein rechtmäßig Eigenthum, wieder gewinnen — glaubt ihr nun, dieses werde geschehen, wenn er zu Mümpelgard hinsitze, und keine Hand rege? o nein, so würde es nie dazu kommen; darum ist es seine Pflicht, daß er alle Vorkehrungen treffe, wodurch das Werk eingeleitet wird. Lange hat er den Weg der Güte gewählt, es war umsonst; ich selbst, der den Frieden verkündigen soll, mußte ihm rathen, den Frieden zu brechen. Und so hat er sich nun aufgemacht, und will mit Waffengewalt erobern, was man ihm in Frieden nicht geben will.

Darum wirbt er Söldner, darum müßt ihr, lieber Meister, so viele Geschütze gießen, und ohne Unterlaß arbeiten.

Das schadet nichts, bin das Arbeiten gewohnt; könnt' ich nur meinem Herrn Stücke gießen, womit er auf Einen Schuß den Wall der Feinde durchbrechen könnte, die sein Erbe umschließen.

Aber, lieber Meister, bei alle dem trägt er die feste Ueberzeugung in sich, daß dieß Alles nur dann von Erfolg seyn werde, wenn der ihm zur Seite stehet, der eine feste Burg, eine gute Wehr und Waffen ist, wenn der für ihn streitet, den Gott selbst erkoren, das ist Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott, das Feld muß er behalten.

Ihr habt nicht Unrecht, Herr Pfarrer, und doch muß ich euch leider sagen, daß dieser Feldzug, zu dem sich unser Herr mit Macht rüstet, nicht von glücklichem Erfolg seyn wird.

Könnet ihr prophezeien, werther Meister?

Das nicht, aber dennoch behaupte ich es; ein Traum hat es mir angedeutet. Höret ihn, und ihr werdet darin zugleich finden, wie ich auf den Gedanken kam, solche Schilderei der Form einzudrücken.

Ermüdet von des Tages Last und Mühe legte ich mich gestern zur Ruhe. Beinahe war die Form des letzten Stückes fertig geworden, der Kern und die Metalldicke war schon durchs Feuer gehärtet, ich schritt an das Verfertigen der Schilderei, aber der Abend überraschte mich, und ich ward verhindert, an der Arbeit fortzufahren. Mit dem Gedanken, welche Bilder ich für das neue Stück wählen sollte, war ich

entschlafen. Da däuchte mir im Traume, als wandelte ich im Umkreis der Feste. Mein Blick wandte sich gegen Norden — vor meinem Auge lag des Krähenbergs wunderbar gestalteter Kegel. Morgendämmerung umgab den Berg — es wurde ein wenig lichter, und in diesem Lichte erschaute ich einen Mann im Fürstenmantel, der mühsam die Höhe des Berges hinanstieg. Noch blickte keine Burg von der Felsenstirne des Krähenbergs. Gestrüppe und Dornhecken umgaben seinen Fuß, und nirgends war nur ein kleiner Fußpfad sichtbar. Der Mann im Fürstenmantel wand sich durch all diese Gesträuche und Dornhecken — ich sah deutlich, wie er im Gehen oft strauchelte, aber mit neuer Kraft wieder hinanstrebte. Endlich hatte er mit Mühe beinahe die Höhe erreicht; rüstig stieg er über die Felsen, die zum Kulm des Berges führen. Er stand oben, und nun richtete er seinen Blick gen Osten. Die Dämmerung war nur um Weniges gewichen — der Osten trübte sich, und es schien, als ob die Sonne hinter den Wolken in's Leben treten würde. Der Mann im Fürstenmantel setzte sich nieder auf der Stelle, zu welcher er so mühsam empor gestrebt hatte. Noch nicht wollte die Sonne sich aus ihrem Gewölk erheben; der Mann stützte das Haupt mit der Hand, und man sah wohl, daß er traurig wurde, dieweil er so mühselig gestiegen war, und doch nicht der Freude theilhaftig werden sollte, die Sonne in ihrem ersten Glanze zu erschauen.

Da auf einmal leuchtete das Firmament von einer hellen Röthe — ein Vogel, gleich einem Adler, hob sich aus den Lüften, umkreiste lange das Haupt des

Mannes; der richtete sich auf, und wendete seinen Blick gegen Aufgang. Ein Blitzstrahl tauchte aus der Tiefe, und die Königin des Tages erschien in ihrer vollen Herrlichkeit. Aber der Vogel stand über der Scheitel des Mannes, in seinen Füßen glänzte eine Krone, in deren Edelsteine die ersten Strahlen der Sonne fielen, und in seinem Schnabel hielt er ein goldnes Scepter, das weithin erglänzte. Die Krone ließ der Vogel niedersinken auf das Haupt des Mannes, und seine Hand, auf die er sich zuvor so traurig gestützt hatte, empfing den Scepter aus dem Schnabel des von Oben Gesendeten.

Ich erwachte, und das Bild drückte sich in meine Seele — am Morgen nahm ich Wachs, und bildete meine Figuren; diese sollen jetzt mein letztes und schönstes Stück zieren. Das, Herr Pfarrer, war mein Traum. — Der Mann im Fürstenmantel, so hab' ich mir den Traum selbst erklärt, ist unser lieber Herzog; der Berg, den er hinansteigt durch Gestrüppe und Dornhecken, ist sein Leiden und Ungemach; er überwindet diese Leiden, aber noch nicht ist er am Ziel, wenn er durch Alles sich hindurchgerungen. Er ist oben, er freut sich, schon am Ziele zu seyn, und bald die Sonne zu sehen in früherem Glanze, aber nein, er muß noch warten, und trauern eine Zeit lang; er sitzt auf dem Felsen, die Hand unter das Haupt gestützt, aber die Sonne bleibt nicht aus, sie geht herrlich vor ihm auf, und mit ihr bringt ein Bote vom Himmel Krone und Scepter. Nicht durch sich, sondern aus Gottes Hand wird er sie empfahen.

Ein schöner Traum, lieber Meister; ihr habt seine

Deutung gefunden. Die Sonne wird wieder aufgehen über dem Haupt unsers unglücklichen Fürsten, der bisher in der Nacht der Trübsal gesessen, und durch manche Dornhecke sich gewunden; er wird wieder sein Erbe empfangen aus Gottes Hand, die es ihm zuerst gegeben—wenn es seinem heiligen Willen gemäß ist.

Und die Stunde gekommen ist, fügte Leonhard Zeller hinzu.

Das Gespräch war auf kurze Zeit geendet, der Meister schritt an die Vollendung seines Werks. Er stellte die beiden Form-Hälften so zusammen, daß sie, wie zuvor, ein Ganzes bildeten, und jede Seite der Form vom Kern gleichweit entfernt stand. Johannes Gailing hielt die Form, während der Meister rings um dieselbe Sand schüttete, bis die Grube angefüllt war. Der Sand wurde immer dichter angehäuft, bis Kern und Mantel fest eingedammt war. Jetzt legte der Meister einen runden Deckel auf Kern und Mantel, so daß nichts mehr, als eine Oeffnung sichtbar war, durch die das Stückgut eingegossen werden sollte. An dieser Oeffnung wurde eine kleine Rinne angebracht, die bis zu dem Kessel geleitet war, in dem das Stückgut geschmolzen wurde.

Die Form wär' nun fertig, Gott sey Dank, begann der Meister mit fröhlichem Blicke. Meine Sache wäre gethan, jetzt ist das Werk in Gottes Hand. Kommt, Herr Pfarrer, wenn ihr Schmelzen und Gießen sehen wollet. Da wird's euch warm werden, wenn ihr auch keinen Finger dabei reget.

Nun, 's ist für mich nichts Neues, sprach Gai-

ling, bin schon oft in Hitze gestanden; freilich in einer andern.

Nahe bei der eingedammten Form war der Schmelzofen errichtet. Auf einem eisernen Roste stand ein Tiegel von harter Erde, die den Guß jeglichen Metalles aushielt. Meister Leonhard hatte schon mit dem Frühesten des Tages den Ofen gefeuert, und das Metall in den Tiegel geworfen. Als die Form eingedammt war, hatte er nicht mehr lange zu warten, bis das Eisen geschmolzen war.

Wie weit ist das Metall geschmolzen? fragte Gailing.

Sogleich will ich es euch zeigen, sprach der Meister. Er nahm einen Stab, der unten etwas eingebogen war, und tauchte ihn in den Tiegel. Das Metall war schon gesintert, und es war nur eine Kruste sichtbar, die sich in dem ganzen Tiegel verbreitete. Meister Leonhard zog seinen Stab zurück, und lüftete diese Decke. Reines Metall im Flusse, hellleuchtend wie ein Blitzstrahl, glänzte unter der verschlackten Metall-Decke hervor; schnell wendete der Meister den Stab, und ließ die Decke wieder sinken.

Das ist also die Schlacke, welche wir im Tiegel sehen, und unten ist das reine Metall? fragte Gailing.

Ja wohl, erwiederte Meister Leonhard.

Aus was besteht diese Schlacke?

Sie ist dasselbe Metall, welches ich in den Tiegel geworfen, durch die Einwirkung der Luft aber hat die Oberfläche des gesinterten Metalls gelitten und ist verschlackt worden. Darum, Herr Pfarrer, hab' ich, wie ihr gesehen, den Stab so schnell zurückge-

zogen, denn hätte ich das geschmolzene Gut lange der Einwirkung der Luft blos gegeben, so wäre wieder seine Fläche verschlackt worden, und ich verlöre des Metalls einen großen Theil. Aus diesem Grunde schäume ich nie ab, ehe ich den Zapfen ausstosse, das Verschlackte bleibt von selbst zurück, und das Stückgut wird der Luft nicht Preis gegeben.

Ich verstehe euch, denn ich suche unter dem, was mir gegeben ist, ein Bild, das viel Aehnlichkeit mit dem Schmelzen eures Metalls hat. Ihr wißt, ein jeder hat ein ander Handwerk im Leben, und so sucht er sich das, was ausser ihm ist, verständlich zu machen aus dem, was ihm näher liegt, aus seinem eigenen Berufe. — Das Metall, so man in den Tiegel wirft, vergleiche ich mit dem Wort unsers Herrn und Heilandes, mit dem geschriebenen Evangelium. Als es unser Herr und Meister in die Welt brachte, da war es reines gediegenes Gold, dessen Glanz so viele finstere Herzen erleuchtete. Er legte diesen köstlichen Schatz in die Hand derer, welche er sich zu Aposteln erkoren hatte, und diese theilten ihn Andern mit, die zu lehren, von ihrem Herrn und Meister ihnen geboten war. So ging das köstliche Gold von Hand zu Hand, es kam in reine, aber auch in unreine Hände, und nach und nach wurde der Glanz dieses reinen gediegenen Goldes trübe. Als der Jünger der Liebe Jesu, der Apostel Johannes, mit dem Worte „liebet euch unter einander" seiner Gemeinde, die er gegründet, und der Erde Lebewohl gesagt hatte, da war der Glanz des Goldes getrübt, und das Wort war nimmer dasselbe, wie es aus dem Munde

des Heilandes gekommen war. Da warf unser göttlicher Meister das Gold in den Tiegel — hoch schlug das Feuer um den Tiegel der Läuterung — auf dem Scheiterhaufen bewährte sich das Gold in den Herzen der Bekenner des Heilandes; ihr Blut, das unter dem Schwerte der Henker floß, reinigte wieder das Gold vom Trüben, und stellte es in seinem ersten Glanze wieder dar. Die erste Läuterung des Goldes der köstlichen Lehre des Heilandes war vorübergegangen. Aber, lieber Meister, so ist es nicht geblieben. Die Schlacke war vom Golde genommen, die rechte Lehre des Heilandes war geschieden vom Falschen — das, was ihren Glanz verdunkelt hatte, die Menschenlehre, welche sich an das Göttliche im Lauf der Zeit angehängt hatte, wurde verschlackt und hinweg genommen — man sah wieder das reine Wort in seiner ganzen Herrlichkeit, im Tode der Märtyrer, die von ihm gestärkt den Martern froh entgegenblickten. Aber nicht lange behielt es seine Herrlichkeit. Von Aussen kam wieder eine böse Einwirkung auf das Geläuterte. Ihr nennet es den Luftzug, der die Fläche des Geläuterten ergreift und verschlackt — ich nenne es den bösen Hauch, der aus dem Munde derer kam, die Menschliches statt Göttliches lehrten. War früher der Glanz des Goldes getrübt, er wurde es jetzt noch mehr. Die Decke, die sich über das reine Gold im Lauf der Zeiten zog, wurde immer dichter, die Menschensatzungen verunstalteten immer mehr das Göttliche, daß man kaum mehr das Wahre herausfinden konnte. Sehet, lieber Meister, so war der Zustand der Kirche und ihrer Lehre, als der unschein-

bare Mönch, Martin Luther, hervortrat — und der war berufen, auf's Neue das Gold zu läutern. Er ahnte, daß unter der Decke von Menschenlehren, die wie Rost das Gold umgaben, ein heller Kern sey; er stand an den Tiegel, und warf das Gold mit seiner Zuthat hinein. Er hat es geschmolzen, und die Decke hat sich gesondert vom reinen Metall. Wie ihr es macht, so hat er die Decke gelüftet; er sah das reine Gold, wie es vor Zeiten war, und sein Herz freut sich jetzt noch, daß er wieder reines Gold gewonnen, wie ihr euch freut, daß euer Metall so schön geschmolzen. Mit Einem Worte, lieber Meister, er hat die Lehre des Heilandes wieder gereinigt von menschlicher Zuthat, und nichts Neues gegeben, wie man so unrecht von ihm urtheilt. Auch ihr schaffet ja durch das Schmelzen nichts Neues, sondern nur etwas Gereinigtes.

Ich muß gestehen, Herr Pfarrer, ihr habt nicht Unrecht. Eure Rede ist schön, und sie will mir dießmal besser zu Herzen gehen, als in all euern Predigten, die ich bisher gehört; ihr habt mir's aus meinem Handwerk verständlich gemacht. Aber doch möcht' ich noch ein Wort in eure Rede sprechen. Ich habe euch kurz vorher gesagt, das auch das Geläuterte wieder vom Einfluß der Luft leiden kann, ich hab' es euch gezeigt, indem ich die verschlackte Decke schnell lüftete und wieder sinken ließ — wird wohl das, was geläutert ist, geläutert bleiben, wird sich in späterer Zeit nie mehr eine Verschlackung ansetzen, wird es nicht auch wieder Menschensatzungen erhalten?

Gailing besann sich eine Weile, man konnte glauben, das Wort des Meisters hätte ihn ein wenig in Verle-

genheit gesetzt, aber dem war nicht so, sondern bald fragte er: wie erhaltet ihr das Stückgut in seiner Reinheit?

Das sollt ihr bald sehen, erwiederte der Meister. Nochmals prüfte er mit dem Stabe. Freude zeigte sich in seinem Blicke — man sah, daß jetzt das Werk seiner Vollendung entgegen ging. Er nahm das Baret vom Haupte, und faltete die Hände. Betet auch ihr mit mir, daß das Werk gedeihe, sprach er zu Gailing.

Mit Freuden folgte der fromme Prediger, dem ja das Gebet sein liebstes Amt war.

Nach vollendetem Gebet trat der Meister dem Tiegel näher. O Herr hilf, laß wohl gelingen, rief er, indem er den Zapfen ausstieß. Wie ein Blitzstrahl ergoß es sich aus der Oeffnung, ein Feuerstrom floß durch die Rinne bis in die Form. Der Raum, der schon in abendlicher Dämmerung lag, wurde durch und durch erhellt wie von vielen auf einmal angezündeten Lichtern.

Sehet hier die Schlacke, sprach der Meister, und deutete auf die verschlackte Decke, die jetzt unten im Tiegel lag. Das Geläuterte ist in der Form.

So ist es auch bei uns, bemerkte Gailing, wenn das Wort in des Menschen Herz aufgenommen ist — in ein reines Herz — so bleibt es rein, und kein Einfluß von Aussen, keine böse Lehre kann sich daran ansetzen, und es verschlacken. Und es erleuchtet dann das Herz des Menschen, wie das Metall im Flusse diesen Platz erleuchtet hat, mit wunderbarer Herrlichlichkeit. Auch in euerem Herzen, lieber Meister, würde es eine reine Stätte finden, wo es rein bliebe.

Der Meister schwieg, und man sah wohl, daß wunderbare Gedanken durch sein Herz zogen.

So gebt mir dieses Wort, sprach er nach langem Stillschweigen.

Hier ist es, sprach Gailing, und er hielt ihm ein Buch hin, dergleichen er einst dem Frühmesser zu Sernatingen eines dargerreicht hatte.

Dank euch zum Schönsten — das will ich lesen — Gottlob, ich hab' es in der Jugend gelernt. Aber jetzt will ich auch euch eine Freude machen, wenn es Gottes Wille war, daß der Guß gelungen.

Schnell legte er Hand an die eingedammte Form; mit vieler Mühe, wobei ihm auch Gailing behülflich war, wurde die Form herausgenommen. Mit dem eisernen Stabe zerbrach der Meister den Mantel, und im schönsten Glanze lag das gegossene Stück vor dem Auge. Zierlich hatten sich die Figuren ausgedrückt, auch die Inschrift war deutlich. Gottlob, rief der Meister, während er den Kern herauszog: das Werk soll den Meister loben, und der Herr soll sich freuen dieser Arbeit.

Mög' auch mein Werk, wie das euere, den Meister loben, und der Herr der Herren sich freuen der Arbeit — sprach bedeutungsvoll Johannes Gailing, und verließ den Meister.

XII.

Zwischen der Feste Hohentwiel und dem dreizackigen Stofflerberg lagert sich das liebliche Dorf Hilzingen. In den frühesten Zeiten soll es in den Umkreis Hohentwiels gehört haben — im X. Jahrhundert

kam es, wahrscheinlich durch die schöne Alemannen-Herzogin Hadewig, an das Kloster Petershausen, um das sie sich durch manche andere Vergabungen verdient gemacht hatte. Mit den das Dorf umgebenden Höfen wurde Hilzingen eine so wichtige Besitzung des Klosters, daß man es für der Mühe werth hielt, in diesem Dorfe eine eigene sogenannte Statthalterei zu errichten, von der aus die Besitzungen des Klosters beaufsichtigt, und die Gefälle der Gegend gehoben wurden. In einem ansehnlichen Gebäude, nach Art der Herrenhäuser aufgeführt, wohnte der jeweilige Statthalter, der immer einer aus den älteren Klostergeistlichen seyn mußte, die Aemter trugen. Ihm zur Seite standen zwei bis vier jüngere Klosterherren, welche, da der Statthalter die weltlichen Angelegenheiten besorgte, in der Kirche des Dorfs und der Hauskapelle des Schlosses dem Gottesdienst oblagen. Seit Hohentwiel in Herzog Ulrichs Händen war, herrschte als Statthalter zu Hilzingen Herr Lorenz Lauer, früher Kellerherr des Klosters Petershausen. Auf keinen Besseren hätte die Wahl des Konvents fallen können, denn schon im ersten Jahre seines Amtes hatte sich ein Ueberfluß an Einkünften für das Kloster ergeben, wogegen früher manchmal ein kleiner Deficit zu Tage gekommen war. Wenn er einen Schilling an Früchten oder am Weine von den reichen Schweizer-Nachbarn mehr lösen konnte, als von den Armen des Dorfs, die ihn oft flehentlich baten, so hielt er es für einen wichtigeren Beitrag zur Gottseligkeit, als wenn er Morgens oder Abends aus seinem Breviere die Andacht verrichtete — füllte

er ja dadurch wieder den Säckel des Klosters, der ohne Boden war. Dabei versäumte er aber sich selbst keines Wegs. Seine Nase, auf der sich schon seit einiger Zeit etwelche Kupferröthe angesetzt hatte, verrieth, daß er immer noch jener Liebhaberei huldigte, die er schon als Kellerherr getrieben hatte, und sein anwachsendes Bäuchlein zeigte wohl, daß der hochwürdige Herr Statthalter Lorenz Lauer auch kein Verächter von guten Bißlein war. Dessen pflegte er aber hauptsächlich an Tagen, die gleichsam das Privilegium dazu 'gaben, z. B. an Hochzeiten und Taufschmäusen, zu denen immer der hochwürdige Herr Statthalter mit seinen Geistlichen eingeladen wurde — und die Bauern des Dorfs hielten es für eine Ehre, wenn die Herren erschienen — Lorenz Lauer aber erschien deswegen so pflichtmäßig bei solchen Gelegenheiten, weil dadurch des Konvents Gut geschont wurde, indem dann keine Mahlzeit zu Hause von Nöthen war.

Aber am 10. des Erndtemonds hieß es allemal anders — da gings aus dem Säckel des Klosters — und der Herr Statthalter sah nicht darauf, wenn ein Schilling mehr oder weniger in die Rappuse ging. Da war der sonst so genaue Herr über die Maßen wohlthätig und freundlich, wenigstens gegen seine nächste Umgebung. Und dies war der Tag des heiligen Laurentius, als welchen der Herr Statthalter als Namens- und Geburtstag zumal feierte. Auf den freute sich die ganze Dienerschaft des Statthalters, aber nicht so Frau Ursula, die Gattin des Hausmeisters in der Statthalterei, denn diese konnte

14 Tage zuvor nie der Ruhe pflegen, indem ihr Geist alle Zeit beschäftiget war, durch welch' schmackhafte Speislein sie dießmal den gestrengen Herren erfreuen möchte. Noch weniger freuten sich darauf die Bewohner des Dorfs, denn sobald mit dem 1. Erndtemond ein dicker Rauch aus der Statthalterei emporstieg, war es wieder ein sicheres Zeichen, daß der Tag des Herrn Statthalters herannahe, und jeglicher Wohlhabende darauf bedacht seyn dürfe, mit welchem Geschenk er das Herz des gestrengen Herrn erfreue.

Schon zum fünftenmal war dieser wichtige Tag erschienen. Im großen Saale der Statthalterei war eine lange Tafel mit wenigstens 30 Gedecken aufgestellt. Zu oberst saß der Herr Statthalter, rechts und links die beiden Konventualen, Fidelis Hager und Antonius Katzenmeier, welchen für dieses Jahr das angenehme Loos geworden war, am Hofe des Statthalters des Amts zu pflegen. An diese Beiden schloß sich die ganze Zahl der Höhgauer Pfarrherren an, deren keiner es unterlassen mochte, an solchem Tage dem vornehmen Herrn Nachbar seine Glückswünsche darzubringen. Mitunter war es auch eine kleine Neugier, die guten Bißlein wieder kennen zu lernen, die Frau Ursula zu Tage fördre, so wie die fremden Weine, welche an diesem Tage nie auf dem Tische fehlen durften. Wirklich hatte Frau Ursula für dießmal aller Kochkunst aufgeboten, die sie sogar an fürstlichen Höfen erlernt hatte. Verwundernd sahen sich die Herren an, als in schönster Ordnung Gerichte auf der Tafel erschienen, die ihnen bisher weder durch Sehen noch Hören bekannt gewesen wa-

ren. Die Aachforelle, der beste Fisch, so man in ganz Oberschwaben findet, lag in ihrer goldgelben Brühe so lockend auf der großen Platte, daß die Herren kaum so lange der Lockung widerstehen konnten, bis der Hausmeister das schöne Gericht in Stücklein zerschnitten hatte. Aller Mund rühmte, daß dieß das beste Bißlein gewesen, was seit langer Zeit ihnen unter die Zähne gekommen. Nicht minder köstlich war das Wildpret zubereitet — das Reh- und Hasenfleisch zerfiel im Munde, und die dicke Rahmbrühe war so gewürzig, daß sie für Gaumen und Nase zu gleicher Zeit Genuß war. Und wenn man noch die verschiedenen Gattungen von Geflügel übersah, welche die Tafel zierten, da war es kein Wunder, wenn bei jedem der Pfarrherren eine Art von Verzückung in den Blicken lag. Hier lag ein halbes Dutzend Rebhühner auf der Platte, die der Hausmeister des Statthalters auf den wichtigen Tag im Revier des Dorfs erlegt hatte; dort schliefen neben einander zwei Kapaunen von ausgezeichneter Größe, welche Frau Ursula schon 10 Wochen im Küchengatter herangemästet hatte. Hier lag ein Dutzend gefüllter Täublein, die, ehe sie der unbarmherzigen Köchin anheim fielen, so manches nährende Korn von der Hand des Herrn Statthalters empfangen hatten; dort schön gebratene Lerchen, von denen, ungeachtet ihrer unzähzige in der Platte lagen, nicht eine einzige nur einen kleinen verbrannten Flecken hatte. Kurz alle Gerichte, die das Aug erblickte, lockten zur fröhlichen Verspeisung, und das lange Stillschweigen aller Gäste, die nur auf das sahen, was in ihren Händen lag, war ein

seliger Triumph für Frau Ursula. Diese war erst dann an die Thüre des Saals getreten, um zu sehen, wie ihre Speisen den Gästen schmecken, als Alles in gehöriger Ordnung auf den Tisch gekommen war. Selbstgefällig blickte sie jetzt nur zur geöffneten Thüre herein, und hörte das stille Lob, so ihr von tausend Lippen dargebracht wurde. Neben ihr stand ein junges Mädchen, das aber nur zur Hälfte sichtbar war; zuweilen sah man, wie sie ihr blondes Köpfchen drehte, und verstohlen hereinblickte, um die geschäftige Tischgesellschaft zu betrachten. Das ersah der Herr Statthalter. Herein, rief er mit freundlicher Stimme, herein, mein Kind, du darfst dich nicht scheuen, meine werthen Gäste zu betrachten. Das Mägdlein trat jetzt hervor hinter dem breiten Rocke der Frau Ursula, welcher sie bisher verdeckt hatte, und stand in der geöffneten Thüre. Wem gehörst du, mein Kind? fragte der Statthalter. Frau Ursula nahm das Wort: ehrwürdiger Herr, es ist eigentlich meines Mannes Schwestertochter, und, so zu sagen meine Nichte; sie ist aber auf dem Lande geboren und erzogen. Sie wollte euch eben Glück wünschen zu euerem Geburtstag — wenigstens hat sie etwas der Art aufgesetzt, aber es ist ein so gar schüchternes Ding, daß ich mich beinah schämen muß. Ei, so komm heran, mein Kind, rief der Statthalter, brauchst dich nicht zu scheuen. Nachdem die Muhme manchmal dem Mägdlein mit den Augen gewinkt, sie endlich sogar am Aermel gezupft hatte, trat Annele aus der Thüre, und nahte, indem sie sich sittig verneigte, dem Sitze des Statthalters. Sie zog etwas

Bedecktes unter ihrer Schürze hervor, und überreichte es dem Statthalter mit den Worten: dieß, ehrwürdiger Herr, mein Wunsch zu euerem Geburtstage. Es war ein schön geflochtenes Blumen-Kränzlein auf einem Teller, und im Grunde des Tellers lag ein Streifen Papier mit dem Verslein:

Gesunder Leib und froher Muth,
Ein Herz erbarmungsvoll und gut,
Zufriedner Sinn, Gewissen rein —
Das möge bis an's End' euch seyn.

Der Statthalter las die Worte, die auf dem Papierstreifen standen, mit Aufmerksamkeit, steckte es sogleich zu sich, und stellte Teller sammt Kränzlein neben sich hin. Er betrachtete lange das Mägdlein, ohne ein Wort zu sprechen; Annele aber schlug die Augen nieder, und man sah ihr an, daß sie sich von dieser Gesellschaft wegwünschte, in der sie sich etwas unheimlich fühlte. Von da und dort her fielen Blicke auf sie, die kund thaten, daß die Herren, die um den Tisch saßen, nicht alle so gar geistlich gesinnt wären. Schon wollte sie sich neigen zum Abschied, um den lüsternen Blicken so Mancher, die sie vom Fuße bis zum Kopfe maßen, zu entgehen, da brach der Statthalter sein Stillschweigen: woher, mein Kind, sprach er, hast du dieses Sprüchlein, das du mir gebracht? Ich hab' es auswendig gelernt in der Schule, erwiederte Annele, ohne ihren Blick zu erheben; es hat mir gerade gefallen, und da dachte ich, es würde zu einem Wunsch für euch sich schicken. Und Niemand hat dir's angegeben, fragte der Statthalter forschend,

indem er noch fester in Anneles Auge blickte, die dießmal seinen Blick treuherzig erwiederte. Frau Ursula nahm für Annele das Wort, und sprach: Herr Statthalter, ihr müßt es dem Mägdlein zu gut halten, wenn sie auch etwas Ungeschicktes geschrieben, ich konnte es eben nicht lesen, sonst wär' es nicht vor euch gekommen. Müßt dem Mägdlein seine Thorheit für Verstand annehmen.

Ei, Frau Ursula, sprach der Statthalter, es ist nichts Ungescheidtes, im Gegentheil nur zu gescheidt für ein solch Mägdlein, darum glaubt' ich, es wäre ihr in die Feder gegeben. Das Sprüchlein ist gut, Frau Ursula, und, daß ihr sehet, wie es mir wohlgefällt, so soll die Schreiberin deß aus meinem Becher trinken.

Das ist zu viel Ehre für diese Bauerndirne, ehrwürdiger Herr, sprach Ursula — doch, weil ihr es gütigst erlaubt! — nun Annele, so trink', und halt' es für eine große Gnade.

Schüchtern nahm Annele den Becher; zum Wohlseyn, Herr Statthalter! sprach sie, that einige Züge, und gab ihn dankend dem Statthalter wieder zurück.

Während Annele den Becher zurückgab, nahte ihr Oheim, der Hausmeister, dem Statthalter, und sagte ihm leise etwas ins Ohr. Annele ergriff diese Gelegenheit, neigte sich vor dem Statthalter, und trippelte schnell der Thüre zu, froh, dieser unheimlichen Tischgesellschaft endlich entgangen zu seyn.

Unter den Gästen war es indessen lebhaft geworden. Die Kanne mit Hohentwieler-Trunk hatte fleissig die Runde gemacht. Auch manches Fläschlein

aus der Markgrafschaft, so wie edler Ueberrheiner hatte den geistlichen Herren so ziemlich die Zunge gelöst — Gesundheiten auf Gesundheiten wurden getrunken. Zuerst hieß es, indem man die Becher bis oben einschenkte, und dem Statthalter sich zuwendete: — „Noch fünfzig Jahre, wie heute!“ — und Herr Lorenz Lauer lächelte nicht wenig, bei dem Trinkspruch, der ihm galt; denn wohl mochte er bei sich denken: es mag nichts schaden, wenn noch so fünfzig Jährlein hinzukommen, in denen mir Essen und Trinken so wohl schmeckt, wie heute. Aber bei den andern geistlichen Herren mag der Wunsch aus gutem Herzen gekommen seyn, denn wohl mochten sie bei sich denken, daß es der Statthalter nur wenige gäbe im Höhgau, bei denen man so wohl und in Freuden leben könnte. Und nun kam die Reihe an Frau Ursula. Die feine Köchin soll leben! rief der Pfarrherr von Duchtlingen, mit etwas heiserer Stimme, denn eben war ein fett Bißlein von einem Rebhuhn durch seine Kehle gegangen; er hob den vollen Becher in die Höhe, und von Allen wurde das Wohlseyn der Frauen Ursula getrunken, und dieselbe einstimmig für die fürtrefflichste Köchin im ganzen heiligen römischen Reich deklarirt.

Nicht wenig schmollte Frau Ursula, welche die Thüre noch nicht verlassen hatte, um etwa hülfreiche Hand zu leisten, wenn ihr Eheherr beim Zerschneiden des Geflügels nicht Meister wäre. Wie himmlische Musik klang der Trinkspruch in ihr Herz und Seele, und gerne wollte sie die 14 Nächte schlaflos zugebracht haben. Die Dritte, deren Wohlseyn von dem be-

redten Munde der Zecher getrunken wurde, das war Annele, die wohl auch einiges Verdienst bei dem heutigen Schmause sich zuschreiben durfte, indem sie der Base Ursula hülfreich in der Küche zur Seite gestanden war. Herr Fidelis Hager war der erste, der ihre Gesundheit ausbrachte. Dem braven Mägdlein, rief er, dieß volle Glas! — laut erklangen die Becher auf Anneles Wohlseyn. Die aber hörte es nicht, denn sie war schon wieder in der Küche beschäftiget, und so sie es auch gehört hätte, wäre sie nicht stolz darauf geworden.

Während die geistlichen Herren Gesundheiten über Gesundheiten tranken, war Herr Lorenz Lauer mit etwas ganz Anderm beschäftiget. Bald, nachdem ihm der Hausmeister etwas ins Ohr geflüstert hatte, war es laut geworden im Hausgange, und der Hausmeister verließ den Tisch, indem er seinem Herrn ein schwarzes Täfelein sammt Griffel hinlegte. Dieses Täfelein hatte jetzt Lorenz Lauer vor sich liegen. Er schaute von Zeit zu Zeit gegen die Thüre, bis wieder Jemand an derselben vorüberging, und einen Gruß bot, dann machte er einen Strich auf dem Täfelein, und schaute wieder auf die Thüre, bis wieder Jemand vorüberging, und dann machte er allemal wieder ein Strichlein, und so ging es fort wohl ein gutes Stündlein.

Alle Zinsleute des Klosters waren nach und nach vorübergegangen, und hatten dem Herrn Statthalter Geburtstags-Geschenke gebracht, die der Hausmeister in Empfang nahm. Lorenz Lauer hatte die Namen all der Zinsleute auf dem Täfelein notirt — er hatte

mit scharfem Auge alle beobachtet, welche ihre Pflicht erfüllt hatten, und jedesmal ihren Namen durchstrichen — nur Ein Name war undurchstrichen, als der Statthalter aufstand, um seine Geschenke zu besehen. Freudig trat er vor die Thüre des Saals. Die Hausflur war in einem Stündlein gleichsam in einen Marktplatz verwandelt worden. Da lag ein Schock Gänse in einen Korb gebunden, und schnatterte dem Herrn Statthalter einen Wunsch zum Geburtstage, dort stand ein Käfich mit jungen Hühnern, die laut ihr Loblied dem gestrengen Herren gackerten. In einer Ecke der Hausflur krähten ein Paar rüstige Hahnen, um vielleicht einige der Herren aus dem Schlaf zu wecken, in den sie durch die Macht des Weins versunken waren. So that sich da und dort Leben kund, und dem Herrn Statthalter war es ein süßerer Ton, als derjenige, der ihn unter seinen Amtsbrüdern umgab, wenn sie seine Gesundheit tranken. Aber nicht nur das Ohr, auch das Auge des Herrn Statthalters konnte sich weiden. Da und dort waren Wannen und Fässer aufgestellt. Die Wannen waren bis an den Rand voll mit Eiern von Hühnern, Gänsen und Enten; von den Fässern waren einige von unten bis oben mit reinlich bereiteter Butter angefüllt, in andern lagen geräucherte und ungeräucherte Schinken, und Würste aller Art, die man kaum zählen konnte. So waren auf allen Seiten Gegenstände jeder Art aufgehäuft, und es schien, als ob alle Vorrathskammern von Hilzingen zumal auf diesen Tag geleert worden wären, um des gestrengen Herrn Statthalters Aug' und Herz zu erfreuen. Die Geschenke verfehlten auch ihren

Zweck nicht: dankend blickte der Statthalter aufwärts — Thränen traten in seine Augen, doch ließ er es nur in wenigen Worten, die er an den Hausmeister richtete, kund werden: der Herr hat uns reichlich gesegnet, darum laß uns dankbar seyn. Kaum hatte er noch diese Worte gesprochen, so fiel sein Blick auf das Täfelchen, und er fragte: mein lieber Hausmeister, Einer der Bauern ist auf meinem Täfelein noch nicht durchstrichen — ich glaub', es ist der Hans Maurer — hat der Nichts gebracht? Ach! entgegnete der Hausmeister, es ist ein armer Teufel — was er euch bringt, wird euch wenig frommen. Er ist da gewesen, und steht noch vor der Hausthüre. Auf einen Wink des Statthalters mußte Hans Maurer eintreten. Ein Bäuerlein erschien, dem man an seinem kummervollen Blicke wohl ansah, daß er nicht zu den Beglückten des Dorfs gehöre. Er nahte zitternd dem Statthalter, und sprach, indem er sich tief verneigte: Gottes Segen, ehrwürdiger Herr Statthalter! langes Leben, einen gesunden Leib und frohen Muth wünsch' ich euch zu euerm heutigen Geburtstage.

Ist das Alles, was du bringst? sprach der Statthalter spottend.

Alles, erwiederte Hans Maurer, und Besseres, wenn es erfüllt wird, als was ich euch geben könnte, so ich nicht blutarm wäre. Nehmet den Wunsch aus gutem Herzen.

Mit dem komm' ich nicht weit — und was die Armuth anbelangt, so scheint es noch nicht so übel mit dir zu stehen. Wenigstens im Wirthshaus zum

Kreuz und zum Ochsen ist Hans Maurer der blutarme immer noch fleißig hinter dem Schöpplein.

O Herr! nichts für ungut, da täuschet ihr euch — seit vielen Jahren weiß ich nimmer, wie der Wein schmeckt — bin froh, wenn die 7 Kinder zu Haus einen Bissen Brod haben. Reicht mein Verdienst ja kaum hin, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, wie würd' es mir in den Sinn kommen, ins Wirthshaus zu sitzen. Wenn ich je etwas erübrige bei der Arbeit, so muß ich es zurücklegen, um meinen Zins zu bestreiten, der auf Feld und Haus liegt.

Der Statthalter blickte in sein Täfelein, und fuhr in rauhem Tone fort: bringst mich gerade darauf, du Aushauser — da streck' deinen Kopf herein, und schau', wie du noch einen Zins vom letzten Jahr her schuldest. Aber, bei St. Velten, ich will dir jetzt zu Leib gehen, daß du an mich denken wirst. Du hast, als Alle meines Tags gedachten, dich nichts um mich bekümmert. Nun will ich dir auch zeigen, wie ich gegen Solche bin, die meiner nicht achten. Ich will sehen, ob der blutarme Hans Maurer keine Mittel hat, seinen rückständigen Zins zu bezahlen. Wart, ich will dich zahlen lernen, daß es dir auf lange vergehen wird, hinter das Schöpplein zu sitzen.

Ehrwürdiger Herr, bat Hans Maurer, o seyd doch nicht so strenge gegen mich: glaubet nur auch meinen Worten, daß ich bei all meiner Arbeit nur kärglich meine Kinder ernähren kann. Wohl bin ich vom letzten Jahre noch den Zins schuldig — ein Mißjahr, in dem mir Alles zu Grunde ging, hat mich so weit zurückgebracht — bekomme ich nur ein

Jahr wieder Luft, so will ich bei Heller und Pfenning den Zins berichtigen, ich will euch gewiß bei euerm nächsten Geburtstage, den euch Gott gesund erleben lassen möge, mit Etwas erfreuen — aber für dießmal habt Nachsicht mit mir.

Du bittest umsonst, sprach der Statthalter mit kaltem Herzen — höre, was ich dir sage, und richte dich darnach. Wenn innerhalb einer Frist von dreien Tagen, von heute gerechnet, dein verfallner Zins noch rückständig ist, und dein Name noch im Täfelein steht, so laß ich dir Haus und Hof verkaufen, dann magst du das Bettel-Säcklein nehmen — dabei bleibt es, bei St. Velten, und nun geh' deiner Wege, du Aushauser.

O so habt doch nur drei Wochen noch Geduld, Herr Statthalter, bat Hans Maurer; ich will Tag und Nacht arbeiten, um den Zins zu verdienen. Ihr dürft euch darauf verlassen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

Drei Tage! rief der Statthalter drohend, ich sag' es dir noch einmal — sind diese vorüber, und du hast nicht bezahlt, so laß ich dir auspfänden.

Der Statthalter wendete sich der Thüre zu, Hans Maurer folgte ihm, und warf sich ihm zu Füßen.

Herr Statthalter, rief er weinend, habt Gnade, und erbarmet euch meines Kinder-Häufleins, wenn ihr euch meiner nicht erbarmen wollet. In 14 Tagen will ich euch befriedigen.

Es bleibt bei meinem Wort — dieses sprechend, stieß der Statthalter den Bauern, der seine Kniee umfaßt hielt, von sich, und trat wieder in den Saal

zu seinen Gästen. Sein Blick war aber nicht mehr so heiter wie zuvor, auch der Wein wollte ihm nicht mehr munden — vielleicht war Schuld daran der drohende Blick, den ihm Hans Maurer zuwarf, als er, von dem Statthalter zurückgestossen, wieder aufstand und der Hausthüre zuging.

Der größte Lärmen der Tafel war vorüber — die meisten der Gäste lehnten ruhig auf ihren Sitzen. Einige lallten noch mit den Zungen unverständliche Worte; nur Fidelis Hager, saß wacker an des Statthalters Seite. Der Hausmeister trat in den Saal, und überreichte dem Statthalter ein Schreiben. So eben, sprach er, ist ein Bote von Engen eingetroffen, der dieses Schreiben überbringt.

Der Statthalter verließ den Tisch, trat in eine Ecke des Saals und, erbrach das Schreiben, das folgenden Inhalts war:

Gott zum Gruß!

Ehrwürdiger Herr Statthalter, getreuer Freund!

Nunmehr uns kund geworden ist, wie daß des Reichs Feind, der geächtete Herzog Ulrich, demnächst Mümpelgard verlassen, und auf die Feste Twiel ziehen wird, um von dort aus sein Land wieder zu erobern, so haben wir es für rathsam erachtet, auf andere Fug und Weise diesem seinem Unternehmen zuvorzukommen. So am besten geschehen könnte, wenn besagtem Herzog Ulrich auf seinem Weg gen Twiel aufgepaßt, und er sodann niedergeworfen würde, wodurch viel Müh' und Unkosten erspart werden könntet. Zu euch, lieber Getreuer, versehen wir uns,

daß ihr in diesen Dingen euren Beistand uns nicht versagen werdet, sintemalen Herzog Ulrich nicht nur ein schädlicher Nachbar für euch seyn möcht', sondern er, wie sich verlauten läßt, gar ein Verächter des alten Glaubens und ein Anhänger der lutherischen Sekte geworden: wo es nicht mehr, denn Gottes Willen wäre, wann solch' schädlicher Mensch ausser Stand gesetzt würde, ferner Unheil anzurichten. Solltet ihr, mein lieber Getreuer, gewappneter Hülfe bedürfen, so wendet euch nur an die beiden Herren, Jörgen von Frondsberg und Rudolfen von Sulz, Hauptleuten des schwäbischen Bundes, die euch in jede Weiß förderlich seyn werden.

Datum, Stuttgardten
im 5. Erndtmond Anno. XXV.

Wilhelm Truchseße zu Waldburg,
Statthalter und Regent des Fürstenthums
Würtemberg.

Der Statthalter las das Schreiben, und las es wieder — er winkte dem Konventualen Fidelis Hager, und theilte ihm den Brief mit. Unwillig legte ihn dieser wieder hin, als er ihn durchlesen. Er hat groß Vertrauen zu euch, Herr Statthalter, der dieß schrieb, sagte er nach einigem Stillschweigen. Darum will ich mich auch des Vertrauens werth machen, rief Lorenz Lauer mit freudiger Stimme. Das ist ein Dienst, der hundert Messen aufwiegt, wenn ich zum Verderben dieses ketzerischen Fürsten die Hand biete. Da irrt ihr euch, bemerkte Fidelis Hager: Herzog Ulrich ist wohl verbannt aus seinem Erblande, er mag der neuen Lehre zugethan seyn, aber darum ge-

hört er noch nicht zu denen, gegen die man meuchlerisch verfahren darf — gegen diesen Mann, der wahrhaft unglücklich ist, so zu handeln, das kann kein Verdienst vor Gott erwerben. Bedenkt euch recht, Herr Statthalter, ehe ihr handelt, wie es für einen Diener Gottes unwürdig ist. Aber, sagte der Statthalter, wenn es Befehl der Regierung ist — soll ich dem entgegenhandeln? Gottesdienst geht über Herrendienst, Herr Statthalter, sprach Fidelis Hager — und was ihr thut, thut ihr ohne mich. Der Statthalter wollte in anderm Tone ihm antworten — Fidelis Hager sagte „Gute Nacht!“ und verließ den Saal.

XIII.

Im gemeinen Sprichwort sagt man: unter zehn Uebeln ist nur Eines, an dem nicht die Weiber Schuld sind. Auch jene traurige Begebenheit, in welcher so manche schöne Gegend des Schwaben- und Frankenlandes verheert, und so mancher Tropfen Blut vergossen wurde, der leidige Baurenkrieg, hatte seinen Ausbruch der Laune eines Weibes zu verdanken. Gerade war die Hafererndte, wo die Landleute in der Gegend von Stühlingen vom frühen Morgen bis in den späten Abend mit ihrer Arbeit beschäftiget waren; da waren der Gräfin von Lupfen, die mit ihrem Gemahl, Sigmund von Lupfen, auf dem schönen Schlosse Stühlingen residirte, die Schneckenhäuschen ausgegangen, auf die sie gewöhnlich ihr Garn zu winden pflegte. Um einen neuen Vorrath solcher Schneckenhäuschen aufzusuchen, bat sie ihren Gemahl, die Bauern des Orts aufzubieten. Jeder Unterthan bekam sogleich vom

Grafen Befehl, alle nöthigen Feldgeschäfte im Augenblicke stehen zu lassen, und Schneckenhäuschen aufzusuchen, damit hierin der Wunsch seiner Herrin willfahrt würde. Aber dießmal hatte sich der Graf in dem guten Willen seiner Unterthanen verrechnet — sie leisteten keine Folge, und sezten ihre Feldgeschäfte fort. Als der Graf sie dazu zwingen wollte, brach das Feuer los, das schon lange in den Herzen der schwergedrückten Bauern klomm. Sie rotteten sich bei 600 zusammen, und verweigerten dem Grafen nicht nur das Frohnden, sondern auch jegliche Jagd-, Fall- und Lebenspflicht. Bald schlossen sich an sie auch die Bauern des Grafen von Sulz an, so daß sie in kurzer Zeit 1200 Mann stark waren. Sie führten eine Fahne roth weiß und schwarz, und zogen zuerst an Bartholomäi gen Waldshut. Dort vereinigten sie sich mit einem andern Haufen, der, angeregt durch die mißverstandenen Predigten Balthasar Hubmeiers, welcher Luthers Lehre von der evangelischen Freiheit verkündigte, sich zu gleicher Zeit zusammen rottete, und den Bauern Hans Müller von Bulgenbach zum Anführer hatte. In Verbindung mit diesen wurde nun eine sogenannte evangelische Bruderschaft errichtet. Wer ein Mitglied derselben werden wollte, mußte wöchentlich einen Batzen beitragen. Dieses Geld verwendeten sie zu einer Korrespondenz in beinahe alle deutschen Lande bis hinab gen Trier, indem sie ihren Entschluß verkündigten, keinen andern Herrn mehr haben zu wollen als den Kaiser, und andere Bauernschaften zu gleichem Abfall aufforderten.

Der Graf von Lupfen suchte theils selbst, theils durch

vermittelnde Freunde seine Unterthanen wieder zur Ordnung zurückzubringen. Allein alle Versuche scheiterten, und das Landvolk wurde nur störrischer. Nun wendete sich der Graf an den Erzherzog, als seinen Schutz- und Schirmherrn. Dieser befahl den Bauern durch ein Mandat, sich ruhig zu verhalten, und ihre Beschwerden einer von ihm ernannten Kommission vorzutragen. Die dazu ernannten Kommissarien waren Georg von Frondsberg, der Graf Rudolph von Sulz, Christoph Fuchs von Fuchsberg und Hans Immer von Gilgenberg. Der lezte August war es, an dem sich die Bauern zu Zell einfinden sollten, um in Güte zu handeln. Aber es erschien keiner der Bauern; ebenso wenig hatten sie dem Mandat des Erzherzogs Folge geleistet, und waren auseinander gegangen.

Nun wurde eine zweite Abrede auf den 5. September nach Radolphzell veranstaltet. Da wurde nun beschlossen, daß in den nächsten acht Tagen zuvörderst in der Stadt Schaffhausen noch Unterhandlungen mit den Bauern gepflogen werden sollten, wenn aber diese fruchtlos abliefen, so sollte alsbald der Zug gegen die Bauern vor sich gehen. Mittlerweile aber wäre von sämmtlichen Verbündeten auf schickliche Weise die Gesinnung und der Plan der Bauern, ihre Stellung und Stärke, verläßig auszukundschaften, und zu berichten.

Die Schaffhauser Verhandlung blieb fruchtlos — die Bauern wollten nicht einwilligen, ihre Fahne dem Grafen von Lupfen auszuliefern, auf den Knieen ihr Unrecht abzubitten, und den verursachten Schaden zu vergüten. Demnach wurde beschlossen, nunmehr die

Empörer mit Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Zum Angriff wurden bestimmt 4 Stückbüchsen, 6 Schlangen, 100 Hackenbüchsen sammt 25 Bäken, welche aus dem Zeughaus zu Lindau genommen werden sollten. Der Erzherzog Ferdinand hatte bereits dafür gesorgt, daß 200 Pferde und 1500 Fußknechte aufgeboten wurden, welche theils die vom Schwabenbunde, theils einige andre Grafen und Herren, so wie die Regierung in Stuttgardt liefern sollten.

Der Truchseße Jörg von Waldburg versprach allein 200 Reuter zu diesem Zuge ins Feld zu stellen. Die Malstatt für den reisigen Zeug wurde nach Hüfingen, für das Fußvolk aber in der Nähe der Stadt, nach Pforen, Neidingen und andre Orte bestimmt. Ueber das Kriegsvolk wurde Jakob von Landau, Landvogt zu Nellenburg, bestellt.

Schon sollte der Zug gegen das Wuttachthal und die Baar, die Hauptsitze des Aufruhrs beginnen, da ließ der Kanton Schaffhausen durch Abgeordnete den Kommissarien in Zell nachdrückliche Vorstellungen dagegen machen. Man stellte den Zug ein, und nahm den Antrag der Schaffhauser Deputirten an, in Vereinigung mit ihnen noch einmal den Weg der Vermittlung mit den Bauern einzuschlagen. Dießmal war man auch so glücklich, die Bauern zu einem Vergleich zu bewegen, und mit ihnen eine Art von Vertrag abzuschließen.

Eben war im Ritterhause zu Zell diese Verhandlung beendigt worden, die Herren Kommissarien, so wie die übrigen Herren, begaben sich in die Herberge zur Sonne, die nicht weit von dem Ritterhause ent-

fernt lag. Dort hatten sich die Herren Abgeordneten verabredet, mit den Deputirten der Stadt Schaffhausen einen kleinen Freudentrunk zu halten, dieweil die Sache mit den Bauern nun in Minne abgethan wäre.

Als sämmtliche Herren an der Herberge zur Sonne ankamen, beabschiedete sich Einer aus ihnen. Es war ein ältlicher Herr von kräftiger Statur, dem man ansah, daß er seine fünfzig Jahre nicht ohne Ruhm vollbracht hatte. Das Baret, auf dem 3 weiße und 2 rothe Federn schwankten, bedeckte eine hohe Heldenstirne, auf der noch manche Narbe sichtbar war, die er im fernen Italien geholt hatte. Dießmal war sie nicht so frei, wie sonst, auch sein Blick nicht so heiter, wie er immer gewohnt war — eine Wolke voll Unmuth lag auf ihr ausgebreitet.

Warum wollt' ihr euch schon auf euere Herberge verschließen, Herr von Frondsberg? sprach Graf Rudolf von Sulz, und wollte den Herrn bereden, bei der Gesellschaft zu bleiben.

Um Alles in der Welt nicht, ewiederte Georg von Frondsberg, und wendete seine Schritte der Herberge zum Hirschen zu, die neben der Sonne lag. Sagt den Herren, mir seye unwohl.

Nun, so begleite ich euch, rief der Graf von Sulz, ließ die Gesellschaft der Herren und schloß sich an den Frondsberger an.

In den ersten Stockwerken der Herberge zum goldnen Hirschen, da war ein kleines Gemach, von dem man weit über die Stadt schauen konnte. Das hatte sich Georg von Frondsberg zu Aufenthalt erwählt, während ihn seine Geschäfte zu Radolfzell

hielten. Dort war er ungestört von dem Getümmel des Marktplatzes, der unweit seiner Herberge lag.

Müßt jetzt eben vorlieb nehmen mit meiner kleinen Behausung, Herr Graf, wenn ihr auf einige Augenblicke bei mir verweilen wollet, begann Georg von Frondsberg, und er hing sein breites Schwert, das er im Rathe, wie im Felde trug, an die Wand auf. Wie die Herren drüben in der Sonne, so können auch wir uns gütlich thun — mein Gastwirth läßt es mir auch nicht an einem guten Trunke fehlen. Georg von Frondsberg zog an einer Glocke, und ein Diener trug Wein und Brod auf.

Nun, Herr Graf, laßt es euch hier schmecken, sprach der Ritter, indem er dem Grafen einen vollen Humpen hinrückte — statt in Gesellschaft der hochweisen Deputirten von Schaffhausen, trinket ihr jetzt in der trockenen Gesellschaft eines alten Haudegens.

Wünsch' mir keine bessere, erwiederte Graf Rudolf — sitz' nicht gern' unter den Schweizer-Herren.

Darum habe ich mich auch aus dem Staube gemacht; mir ist übel geworden, als ich mit ihnen im Rathe saß, und fürwahr beim Trunk mit ihnen wär' es mir nicht wohler geworden. Bin froh, daß ich ihre hochweisen Gesichter nicht mehr anschauen darf.

Kann's euch nicht verargen, Herr Ritter, wenn ihr nach der heutigen Berathung über Uebelkeit klaget. Weiß auch nicht, wo es mir am wehsten gethan hat, ob im Kopf oder Magen.

Fürwahr, das ist eine Verhandlung gewesen, daß Gott erbarm'. Die Schweizer haben Alles geleitet, wie wann sie die Betheiligten wären. Haben sauber

an dem gehalten, was sie erklärten, als wir am 14. des Monats ein Schreiben nach Schaffhausen sandten. Mit der Bauern Wesen, haben sie geantwortet, befassen sie sich nicht; thäten die Ihrigen dergleichen, so wollen sie dieselben ebenmäßig dafür bestrafen. Heute hat man's gesehen: sie standen mehr auf der Bauern, als auf unsrer Seite. Sie halten so Viel auf den Frieden, und wollen überall vermitteln — o, sie wollen nur den Ruhm der Friedensrichter davon tragen, um ihres Vortheils willen.

Das bin ich auch der Meinung, Herr Ritter — die Schaffhauser haben Besitzungen in der Grafschaft Stühlingen. Da befürchteten sie, es könnte etwas daran geschädigt werden, wenn wir die Bauern in der Grafschaft aufsuchen — darum war es ihnen so sehr an einer Vermittlung zwischen uns und den Bauern gelegen, und sie haben deswegen sich selbst, die sonst so stolzen Herren, dazu hergegeben. Hätten wir durchgeführt unsre Absicht, und wären eingerückt in die Grafschaft — ich glaube, die Herren wären gegen uns selbst gestanden, und hätten uns mit Krieg überzogen.

Und doch hätte man sollen fortmachen, wie man angefangen. Man hätte den hochweisen Herren erklären sollen: so sey es einmal beschlossen, man finde es für gut, mit Gewalt Gewalt zu verdrängen, und damit Punktum. Hätten die Herren kurze oder lange Gesichter geschnitten, das hätte uns wenig bekümmert. Aber der Herr von Landau hat's so in der Gewohnheit — er sitzt lieber in Ruhe auf seiner Nellenburg, als daß er seinen Arm regt, und doch verbat er sich

nicht die Ehre, zum Hauptmann des Zugs gewählt zu werden. Er war der erste, der zum Frieden rieth, ehe er noch seine Hand ans Schwert gelegt hatte. Schade, daß der Truchseße Jörg von Waldburg nicht im Rathe saß, da wär' es anders gegangen.

Ihr seyd also nicht einverstanden mit dem, was verhandelt wurde?

Mit nichten, Herr Graf, und keiner, der es gut meint, wird daran Gefallen haben. Ihr habt gewiß nicht gehört, daß ich Ja sagte, und wenn ich es sagte, so ist es nur im Schlafe geschehen, denn fürwahr bei dieser langweiligen Unterhandlung konnt' ich mich manchmal des Schlafs nicht erwehren. — Herr Graf, wohl bin ich ein Kriegsmann von Jugend auf, der Glanz des Schwertes entlockte mir das erste Freudenlächeln in meinem Leben, aber doch liebe ich auch den Frieden. Ich habe schon manchen Strauß mitgefochten, und will mir nicht erst im Bauernkrieg meinen Ruhm sammeln; aber ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß ein Wort des Friedens zu rechter Zeit mehr Werth hat, als ein unüberlegtes Dareinschlagen, aber hier könnt' ich nicht zum Frieden rathen, denn es ist nicht gut gethan?

Auch ich, Herr Ritter, habe nur ungern mein Wort dazu gegeben, denn ich bin ja derjenige, der nach dem von Lupfen bei der Sache betheiligt ist. Als der Graf von Lupfen die Hand zum Frieden bot, was konnt' ich zurückbleiben?

Ich hätte es nimmermehr gethan, wenn es mich angegangen hätte, Herr Graf. Was können Andre mich zwingen, wenn ich Schaden leide, dem es nach-

zusehen, der mich in den Schaden bringt? Mit Einem Wort — der Vergleich mit den Bauern will mir nicht gefallen, die Folgezeit wird es lehren. Ihr wißt noch, als sie das erstemal eingeladen wurden, um ihre Beschwerden vorzutragen — sie thaten, wie wenn sie die Sache nichts anginge, und erschienen nicht. Jetzt stellen sie sich ein, sie sind geneigt zu einer Vermittlung, und schließen einen Vergleich. Was sie auf einmal so kirre gemacht, kann ich mir nicht erklären — da liegt etwas zu Grunde, was wir später, aber fürwahr nicht zu unserm Vortheil erfahren werden. Durch unsere wiederholte Einladung zur Vermittlung sind sie auf Gedanken gekommen, auf die man sie nie hätte bringen sollen. In der Nachgiebigkeit der Regierung erblicken sie die Gerechtigkeit ihrer Sache; darin, daß wir zaudern, gegen sie zu ziehen, vermuthen sie unsre Schwäche. Was meint ihr, Herr Graf, daß dieß für Folgen für uns haben werde? Den Zug, den man beschlossen, hätte man sollen ausführen, dann hätten sie gesehen, daß man Ernst aus der Sache mache, sie hätten gesehen, daß es nicht an Mitteln fehlt, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Hätten die Bauern das Wiehern unserer Streithengste vernommen, hätten sie die Helmbüsche so vieler edlen Herren herannahen sehen, das hätte gewiß bessern Eindruck auf sie gemacht, als die Verhandlung im Ritterhause, wo man nicht wußte, wer Meister war, die Herren oder die Bauern; das hätte einen bessern Eindruck auf sie gemacht, als das leere Drohen der Herren Kommissarien und des beleidigten Grafen von Lupfen, wenn die Bauern nicht

nachgäben. Aber der hohe Ton, in dem die Herren Anfangs sprachen, ist so tief gesunken, daß er endlich in einen schmählichen Vergleich endete, den die Bauern nur so lang halten werden, als es ihnen gut dünkt.

Gegen den werden sie doch nicht handeln, Herr Ritter, sie würden ja zum zweitenmale des Treubruchs sich schuldig machen.

Herr Graf, wer Einmal zum Treubruch fähig war, dem wird es auch das zweitemal nicht schwer fallen. Glaubt mir, was ich sage, die Schlauen benützen die Zeit des Vertrags, um sich zu stärken und neue Haufen zu werben — wenn dieß geschehen, wenn sie sich kräftig genug fühlen, dann beginnen sie von Neuem den Tanz. Denket an mich, wann die Zeit kommt.

Ihr seyd ein schlimmer Prophet, Herr von Frondsberg.

Herr Graf, ihr saßet heute mit mir im Ritterhause, und habt Herren und Bauern beobachtet. Habt ihr nicht gesehen am Schlusse der Verhandlung, als der Vergleich zu Stande kam, wie der Anführer des Haufens, Hans Müller, dem Grafen von Lupfen nahte, und ihm die Hand bot gleichsam zur Abbitte? Fürwahr, das ist ein reumüthig Gesicht gewesen, der Bauer konnte kaum sein schelmisches Lachen unterdrücken, während der Graf so ernst und gutmüthig den Handdruck erwiederte. Und so die meisten Andern. Mir kam es vor wie ein Fastnachtsspiel, wo die Leute einander die Hände drücken und küssen, während das Herz nichts davon weiß. Und bei euch war es

der nämliche Fall, nur hatte der Bauer beim erstenmale es schon gelernt, beim zweitenmale besser seine Schelmerei zu verbergen. Herr Graf, das Fastnachtsspiel wird noch einen traurigen Ausgang nehmen.

Daß es Gott verhüten möge, sprach der Graf von Sulz — er wollte weiter reden, da trat ein Dritter in das Gemach, mit dem auf einmal die Unterredung abgebrochen war.

Es war Dietrich Meier, der Hausmeister des Statthalters zu Hilzingen.

Finde ich hier den edlen Herrn von Frondsberg? fragte der Eintretende.

Als Georg von Frondsberg es bejahte, übergab ihm Dietrich Meier ein Schreiben. Einen freundlichen Gruß, setzte er hinzu, von meinem Gebieter, dem Herrn Statthalter zu Hilzingen. Georg von Frondsberg erbrach das Schreiben, worin noch ein zweites eingelegt war. Schnell überlas er es.

Eine schöne Zumuthung von euerm Gebieter, rief der Frondsberger, als er das Schreiben überlesen hatte — hätte gute Lust, dieses saubere Geschreibe über das Kamin zu halten, und zu verbrennen, daß es keinem Ehrenmanne unter die Hand kommt; auf daß Niemand es erfahre, wie ein geistlicher Herr fähig seyn kann, einem ehrlichen Kriegsmann etwas der Art zuzumuthen. Leset, Herr Graf, und staunet, wie weit man es der Zeit in der Bosheit gebracht hat. Er streckte dem Grafen das Pergament hin, und man sah ihm wohl an, daß das Schreiben seinen Unmuth im höchsten Grade erregt hatte.

Also euer Gebieter, fragte der Ritter von Fronds-

berg nach langem Stillschweigen, in dem er seinen Unmuth verbeissen wollte, euer Gebieter ist der Herr Statthalter zu Hilzingen, Bruder Laurentius von Petershausen? Nein, den hätte ich doch für einen Bessern Mann gehalten, als ich ihn einmal sah, da er noch Konventual war. Hätte auch geglaubt, er hätte mich für einen Bessern gehalten, als daß er mir Solches zumuthete.

Leset die Inlage, edler Herr, sprach der Hausmeister, und ihr werdet finden, was ihn zu dieser Zumuthung bestimmte.

Der Ritter von Frondsberg las das inliegende Schreiben, das von dem würtembergischen Statthalter, Wilhelm Truchseß von Waldburg, nach Hilzingen ergangen war.

So, so, lachte der Frondsberger, als er das Schreiben gelesen hatte, von Oben kommt der Antrag, von dem Truchseß Wilhelm von Waldburg. Nun dem kann man so Etwas nicht verargen, der ist die Praktiken gewohnt, und weiß nur solche krumme Wege zu wählen, weil er es nicht gelernt hat, auf geradem Wege zu gehen.

Was meint ihr, Herr Graf — der Herr Truchseß Wilhelm von Waldburg möchte sich vor Herzogen Ulrich, an dessen Statt er gegenwärtig im Würtemberger Lande schaltet und waltet, sicher stellen, d. h. ihn nur so mir Nichts dir Nichts bei Seite schaffen, um desto länger am Ruder zu sitzen. Er nimmt den Vorwand „um Müh' und Unkosten zu ersparen." Fürwahr ein sorglicher Reichsverweser, der, um der Regierung Kosten und Müh' zu ersparen, denjenigen,

welcher ihm im Wege steht, schnell aus dem Aug' der Lebendigen schaffen will, daß kein Hahn darnach kräht. Und dazu will er Andre wählen, die ihm die Hand bieten. Wenn er Pfaffen zu seinen Helfershelfern wählt, die haben, leider Gott! die Hand gegenwärtig bei Allem im Spiel — das geht mich nichts an, aber daß er Ehrenmänner zu seinen Absichten brauchen will — Herr Graf, heißt das recht gehandelt von einem Rittersmann?

Ihr kennet den Wilhelm von Waldburg, bemerkte Graf Rudolf, und weiter brauch' ich euch nicht zu sagen.

O! es ist weit gekommen in unsern Tagen, rief Georg von Frondsberg aus, es ist weit gekommen mit dem edeln Ritterthum. Einst trat der Feind dem Feinde kühn ins Angesicht, und es war ein ehrlicher Kampf, jetzt verbirgt man sich in sein Gemach, und brütet auf Mittel, wie man dem Feinde auf andere Weise beikommen und ihm obsiegen kann — man nimmt zu Praktiken Zuflucht, und stellt Leute auf, die dem Feinde aufpassen und ihn niederwerfen. — Du ritterlicher Held, Kaiser Max, könntest du hervorblicken aus deinem Grabe, und schautest, wie deine Ritterschaft so tief gesunken, wie ihr List lieber geworden ist, als ehrliches Thun — du würdest bereuen, daß du ein so schönes Vorbild des Ritterthums in dir gezeigt, und niedergelegt in deinem Theuerdank, den die Ritter jetzt ihren Knaben zum Spielen geben. — Soll mich wundern, wenn der edle Waldburger nicht auch unserm Erzherzog seinen klugen Gedanken mitgetheilt hat. Aber der müßte kein Habsburger seyn,

müßte keinen Tropfen Blut von dem edeln Max haben, wenn er seines Statthalters Antrag nicht mit schmählicher Antwort erwiedert hätte. — Was meint ihr, Herr Graf, wenn der vertriebene Herzog solche Praktiken-Jäger, wie den Waldburger, sich gegenüber hat, dann darf er sich freuen, denn mit solchen Männern wird er bald fertig werden, die ihm nicht die Spitze des Schwerts, sondern nur einen verschmizten Kopf entgegen bieten.

Das ist auch meine Meinung, sprach der Graf von Sulz, auf Praktiken halt' ich nicht viel; wenn wir zu diesen Zuflucht nehmen sollen, so wird es mit unsrer Sache gegen den Herzog übel gethan seyn.

Aber, gnädiger Herr, bemerkte Meier, wenn's erlaubt ist, daß ich auch darein rede, wie meint ihr, daß es gehen wird, wenn Herzog Ulrich auf seine Burg kommt, und gemeinsame Sache mit den Bauern macht, die nur eines rechten Anführers bedürfen, um mit Erfolg losbrechen zu können? Da wäre doch die Ansicht des Herrn Statthalters zu Stuttgart nicht so sehr zu verwerfen. Guter Rath ist dann theuer, und dieser Weg immer noch der leichteste, um grössserem Uebel vorzubeugen. Und in diesen Tagen wird der Herzog auf Hohentwiel eintreten.

Ihr seid ein guter Wortführer eures Herrn, sprach Georg von Frondsberg, nud in die Grundsätze eures Meisters tüchtig eingeweiht. Wir taugen nicht zusammen, darum ist es gerathen, wenn ihr so bald als möglich wieder eurem geistlichen Gebieter eine Antwort bringt. Und diese lautet so — merket euch mein Wort, ich habe durch das Schwertführen eine

etwas schwere Hand bekommen, darum gebe ich meine Antwort mündlich — Herzog Ulrich ist wohl unser Feind, aber ein ritterlicher Mann, an dem wir auch als Ritter handeln müssen. Auf dem Schlachtfelde will ich ihm begegnen mit dem Schwert in der Faust, wenn es seyn soll, aber nicht auf der Straße im Dunkel der Mitternacht, um ihn meuchlings nieder zu werfen. Braucht der Herr Statthalter zu Stuttgart dann meinen Arm, so werd' ich nicht ermangeln, zu erscheinen. Im Uebrigen hoff' ich aber, daß er es künftig unterlassen wird, diejenigen auf meine Hülfe zu verweisen, welche etwa Lust bezeugen, ihm als Werkzeug bei Ausführung eines Bubenstücks zu dienen. Das möge euer Gebieter, wenn er will, an den Statthalter zu Stuttgart berichten. Eurem Herrn aber saget nur so Viel: wenn er so wenig Gewissen hat, um ein solches Bubenstück zu üben, in der Hoffnung sich großes Verdienst oder hohen Ruhm zu erwerben, so möge er sich selbst einige Stündlein den Schlaf abbrechen, und an der Spitze einiger Gleichgesinnten dem Herzog auf der Straße auflauern. Doch mög' er sich gefaßt machen auf etwelche Rippenstöße von des Herzogs Schwertknauf, denn der soll, wie ich höre, sich nicht gerne knebeln lassen, absonderlich von Pfaffen. Sagt ihm kurz: wenn er je auf dem saubern Vorhaben beharrt, ich sey nicht dabei. — Meinen Gruß euerm Gebieter, und es bleibe beim Alten.

Mit diesen Worten trat Georg von Frondsberg an die Thüre, er drückte auf die Klinke, der Hausmeister verstand dieß Zeichen der Verabschiedung, und

verließ die Herren, um seinem Gebieter die wenig befriedigende Antwort zu bringen.

XIV.

Herzog Ulrich hatte Mümpelgard verlassen mit all dem Gefolge, das er um sich versammelt hatte. Von der Stadt Basel, deren Bürgerrecht er sich gleichfalls erworben, hatte er einen Paß für sein Fußvolk gefordert, und ihn erlangt. Der alte Rechberger hatte für ihn den Weg unternommen. Freundlich nahmen die Bürger zu Basel den Herzog auf. Dieß bestimmte ihn, einige Tage in der Stadt sich aufzuhalten. Er wendete diese Zeit dazu an, da und dort aus der Umgegend in der Stille Leute zu werben. In Schaffhausen sollten diese mit ihm zusammentreffen. Der Herzog sezte seinen Marsch weiter fort, und erreichte nach einigen Tagen Schaffhausen. Diese Stadt gedachte er zum Sammelplatz seiner Söldner zu wählen, ehe er gen Hohentwiel zöge. Wie in Basel, so wurde der Herzog auch hier gar freundlich aufgenommen. Seine Leute hatte er, nachdem er bei den Obern der Stadt Erlaubniß eingeholt hatte, in die Dörfer der Umgegend gelegt. Er selbst nahm seinen Abstand in der Herberge zur goldenen Krone. Als er in die Stadt ritt, begleitet von seinem Freund Philipp von Rechberg und einigen andern Rittern, erwartete ihn schon am Thor der Bürgermeister der Stadt, Heinrich von Herblingen, versicherte ihn der guten Gesinnung, welche die Stadt gegen Seine Fürstliche Gnade trage, und lud ihn noch am nämlichen Tage zu einem Abendtrunke

ein, den der ehrsame Rath der Stadt Seiner Fürstlichen Gnaden zu Ehren geben werde.

Herzog Ulrich nahm mit Freuden diesen ersten Beweis der Gastfreundschaft an, und ließ sich, nachdem er auf der Herberge sich eingerichtet, auf's Rathhaus führen. Es reute ihn nicht, als er auf demselben ankam, denn die Räthe der Stadt kamen nicht allein auf's Rathhaus, sondern ein Jeder brachte seine ehrsame Ehehälfte und ein tugendsames Töchterlein mit. Gar manche kredenzte dem Herzog mit rosigen Lippen den Becher voll wälschen Rebensafts, aber noch süßer, däuchte ihm, möchte ein Kuß von solchen Lippen seyn, denn der edle Wein, der aus den Bechern floß. Auch die sonst so rauhe Mundart der Schweizer däuchte ihm an diesem Abende nicht so widerlich, wenn etwa das jugendliche Töchterlein des ehrenfesten Bürgermeisters, oder das noch lieblichere Töchterlein des Junkers Hans Brümsi mit einer Rede sich an den Herzog wandte.

Auch dem alten Philipp von Rechberg ging das Herz auf an diesem Abend, und er söhnte sich auf lange wieder mit den Schweizer-Knaben aus, über die er noch vor kurzen Tagen mit seinem Herrn so leidenschaftlich gesprochen hatte.

Wie der erste Tag, so war fast jeder der folgenden in Gastereien und Abendtrünken zugebracht, denen der Herzog der Ehre wegen beiwohnen mußte. Dabei aber hatte der Rechberger doch nicht das Nöthige hintangesezt. Die schon versammelten Söldner wurden in gehöriger Thätigkeit erhalten; auch unterließ er nicht, von da und dorther Leute zu werben. Viele eidgenössische Söldner aus den entfernteren Kan-

tonen hörten, wie Herzog Ulrich so reichlichen Sold gebe, und versammelten sich unter seine Fahne. Hauptsächlich aber wurden Leute aus dem Kanton Schaffhausen, die den Aufwand sahen, welchen der Herzog in der Stadt machte, verlockt, in seine Dienste zu treten. Sogar edle Junker hielten es nicht für zu geringe, bei Herzog Ulrich Sold zu nehmen. Der Junker Hans Stokar, welcher sich durch seine Fahrt zum heiligen Grabe schon einen Namen unter seinen Landsleuten erworben hatte, meldete sich bei dem Herzog, und wurde als Fähndrich unter den Söldnern des Kantons Schaffhausen angestellt. Sein Vetter, Ritter Thomas von Spiegelberg, trat als Hauptmann ein. Alle diese Werbungen kosteten den Herzog wenig Mühe, meistens meldeten sie sich selbst zu seiner Fahne. Von Tag zu Tage mehrte sich die Zahl der Söldner.

Auch die Versprechungen, die der Herzog aus der Stadt und der Umgegend von Basel erhalten hatte, wurden erfüllt. Noch nicht war er 3 Tage in Schaffhausen, so zog schon der edle Ritter Schweiker von Sikingen mit 80 Reisigen und vielen Wagenpferden herbei — ihm folgten nach kurzer Zeit 400 auserlesene Knechte von Basel Stadt und Landschaft.

Bald däuchte sich der Herzog stark genug, um auf seine Veste zu ziehen, und von dort aus den Zug in sein Land beginnen zu können; doch er wollte immer noch einige Tage zuwarten, denn jeder einzelne Tag war ihm ein neuer Gewinn an Söldnerschaaren.

Bis auf diese Stunde hatten die Oberen der Stadt Schaffhausen die Verbindungen des Herzogs mit

günstigen Augen angesehen, und die Bezeugungen der Gastfreundschaft waren immer dieselben geblieben.

Eines Abends stellte sich der Herzog bei einem Abendtrunke ein, zu dem ihn der Bürgermeister der Stadt sammt seinen Rittern eingeladen hatte. Fröhlich saßen die Herren bei einander — fleißig ging der Ehrenbecher unter den Trinkenden die Runde, und der Bürgermeister suchte zum frohen Schlusse des Abends die Anwesenden noch durch einen kleinen Abendtanz zu erfreuen. Herzog Ulrich saß neben dem Töchterlein des ehrenfesten Herrn von Herblingen, und an seiner Linken saß der alte Rechberger. Ob er gleich bisher den Becher nicht verschmäht hatte, und an der Freude der Anwesenden Theil nahm, so konnte man doch auf seinem Gesichte lesen, daß es ihm nicht so wohl war, wie an sonstigen Abenden. Er sah der Freude der Tanzenden zu, und sein Blick war nicht einmal so heiter, als der des alten Rechbergers, welcher doch in einem Alter stand, wo Tanz und der Art Spiel so gleichgültig erscheint, wie dem Jüngling das Ballspiel des Knabenalters, über das er hinaus getreten ist.

Bisher hatte noch keiner der Anwesenden das Töchterlein des Bürgermeisters zum Tanze aufgefordert, denn Jeder wollte dem Herzog zuerst die Ehre lassen, mit der holdseligen Tänzerin zu tanzen. Erwartungsvoll saß die Jungfrau neben dem Herzog — gerne hätte sie ihn selbst zum Tanze aufgefordert, wenn es nicht gegen den Anstand gewesen wäre, den man in jenen guten alten Zeiten in solchen Fällen noch besser beobachtete, als in unsern Tagen. — Ei, gnädigster Herr, begann der Rechberger halblaut zu dem Her-

zog — was lasset ihr die Freude allein den Jungen? seyd doch auch noch kein so alter Herr, daß ihr wie unser einer die Freude nimmer mitmachen dürfet? Wagt auch einen Sprung — sehet die Jungfrau neben euch, wie sie wartet, bis ihr sie am Arme nehmet, um ein Tänzlein mit ihr zu machen. — Er sprach dieses leise dem Herzog ins Ohr, aber des Bürgermeisters Töchterlein, die bisher nur so verstohlen zugehört hatte, vernahm wohl das Wort des alten Herrn, und sie ward nicht böse darüber, sondern sie blickte freundlich zu dem alten Herrn hinüber, und es war, als ob sie sagen wollte: der alte Herr hat nicht Unrecht, und es wäre Zeit, daß der Herzog sich eine Tänzerin wählte.

Der Herzog that, als ob er die Rede seines alten Dieners nicht geachtet hätte — er war, wie noch nie so gleichgültig gegen den Blick der Jungfrau, dem er manchmal begegnete, wenn er aufschaute. Da begann der alte Rechberger wieder seine Rede. Gnädigster Herr, sprach er, wenn ihr nicht anfanget, so nehme ich euch die Tänzerin von der Seite weg, und zeig' euch, was ich mit meinen 70 jährigen Knochen noch vermag — und wie ich doch meinem Wahlspruch treu bleibe „im Unglück wie im Glück.“ Dieses Wort wirkte auf den Herzog. Er stand auf, faßte seine liebliche Nachbarin bei der Hand, und sprach: ist's euch genehm, werthe Jungfrau? Ja wohl, erwiederte das Mägdlein, und es tönte wie ein Seufzer, der sich schon lange aus dem Herzen Luft machen wollte. Sie legte ihre weißen Arme um den Nacken des Herzogs, und ein flinkes Tänzerpaar mehr war unter den

Tanzenden. Aber, ehe noch die Uebrigen den Herzog und seine Tänzerin recht beachtet hatten, und ihm eben Platz machen wollten, hatte er schon den Reihen wieder geendigt, und saß neben dem alten Rechberger. Der lachte nur, und sprach: wenn ich d'ran komm', dauert es länger.

Von jezt an hatte der Herzog seine Tänzerin selten mehr an seiner Seite, nur von Zeit zu Zeit sah er sie am Arm eines Junkers von Schaffhausen oder eines seiner Ritter vorüberschweben. Das leztemal sah er sie an der Hand eines Ritters, dessen Farbe ihm, während er sich in Schaffhausen aufhielt, nie vor Augen gekommen war. — Der Tanz hatte aufgehört, und des Bürgermeisters Töchterlein saß ihm wieder zur Seite. — Was war jenes für ein Ritter, der mit euch tanzte, werthe Jungfrau? fragte der Herzog. Es ist, versetzte sie, der Ritter Wolf von Homburg, der heute Abend von Engen her bei meinem Vater eingetroffen; er soll einer der österreichischen Kommissarien seyn, die sich seit einiger Zeit in der Gegend eingefunden. Ach, der ist's, lachte der Herzog, den sollt' ich kennen, aber seine Bekanntschaft gehört nicht zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Ein Warum lag der Jungfrau auf den Lippen, da ward es laut an der untern Tafel, wo die Ritter des Herzogs und die Junker der Stadt Schaffhausen saßen. Der edle wälsche Rebensaft hatte an den Herren seine Kraft erzeigt. Vivat Ulrikus von Würtemberg! rief Junker Hans Stokar, hob den mächtigen Tummler in die Höhe, und sämmtliche Schweizer-Junker, so wie die Ritter Herzog Ulrichs ließen hell ihre Becher klingen. Wenn's so hergeht,

rief der alte Rechberger, so bleibt unser einer auch nicht dahinten. Er schenkte seinen Humpen voll, hielt ihn in die Höhe — Herr Bürgermeister, rief er, und ihr Herren hier oben, laßt uns trinken auf's Wohl meines gnädigen Herrn — es lebe Herzog Ulrich von Würtemberg. Es lebe Herzog Ulrich von Würtemberg, riefen sämmtliche Rathsherren, die sich an Herrn Heinrich von Herblingen anreihten, und sie alle tranken ihre Humpen aus bis zum lezten Tropfen. Aber Einer hob nicht seinen Becher, Einer sprach kein Wort, und trank keinen Tropfen. Das war der Ritter Wolf von Homburg, welcher nicht ferne vom Herzog unter den Rathsherren Platz genommen hatte. Da hob auch der Herzog seinen Humpen. Meinen Dank, rief er, für eure edle Gesinnung, ehrenfeste Herren und Freunde, und er leerte ihn bis zum Grunde.

Zufällig langte der Ritter von Homburg nach seinem Becher — er sezte ihn an den Mund — da rief der alte Rechberger, und sein blitzendes Auge wandte sich auf den Ritter von Homburg: euch gesegn' es der Teufel, daß ihr meinem lieben Herrn den Abend verdorben.

Ritter Wolf von Homburg sprach kein Wort auf des Rechbergers Rede. Der Herzog nahm den alten Ritter beim Arm, stand auf, und beurlaubte sich bei der Gesellschaft.

Dießmal, sprach der Herzog, als sie in die Herberge traten, war der Junge doch klüger, als der alte Graubart: gelt, mein Lieber, ich habe Recht.

Wie ihr es nehmen wollt, gnädigster Herr, aber dem Wilflein hätte ich mögen den Humpen am

Kopf zerschmettern. Muß denn der Bube überall uns entgegentreten mit seiner Widerwärtigkeit! Zuerst hat er den armen Heinrich von Klingenberg am kaiserlichen Hofe verschwäzt, weil er euch die Burg Twiel überantwortet; dann hat er alle Praktiken geleitet, um die Veste wieder aus eurer Hand zu spielen, und jezt tritt er uns auch noch in einem Orte, wo wir einer gastfreundlichen Aufnahme uns erfreuen, wie ein böser Geist entgegen, und wer weiß, was er gegen uns im Schilde führt.

Darum hättest du ihn nicht noch mehr reizen sollen, guter Alter. Wenn er noch nichts Feindliches gegen uns im Sinne hatte, so haben wir ihm jezt Veranlassung dazu gegeben. Er ist vom schwäbischen Bund, und, wie mir des Bürgermeisters Töchterlein sagte, seit neuerer Zeit einer der österreichischen Kommissarien. Was meinst, der wird jezt seine Kommission, die nur gegen mich gerichtet ist, pünktlich ausrichten.

Das schadet uns wenig, die Söldner sind geworben — wir haben, was wir brauchen — wenn sie uns also verbieten, weiteres Volk zu werben, so gilt es uns gleich. Im höchsten Fall können uns die Herren, veranlaßt durch unsre Feinde, statt künftig zu ihrem Abendtrunk zu laden, etwas grob schweizerisch sagen: auf Hohentwiel, das nicht ferne ist, habt ihr Brod, das so gut schmeckt, als unser Schweizerbrod, und der Wein, so an eurem Berg wächst, wird nicht weniger munden, als der unsere, den wir aus Wälschland herführen, um Gäste umsonst zu bewirthen. Das mag Alles seyn, was uns geschehen kann. Und bei St. Görgen, ich glaub jezt nicht anders, als daß

es so geschehen wird, d'rum sagt' ich zu dem Wölflein, das sich in den Schafstall drang: gesegn' es euch der Teufel, und würd's noch jetzt zu ihm sagen dem Unglücksvogel. Aber den Humpen um den Kopf hat der Bube verdient, daß er euch verunehret, als man eure Ge'undheit ausbrachte.

Was Herzog Ulrich geahnt, was der alte Rechberger als gewiß prophezeit hatte, ging auch wirklich in Erfüllung.

Kaum hatte der Hahn sein Morgenlied gekräht, und die Sonne ihre ersten Strahlen durch die runden Fensterscheiben des Gemachs geworfen, wo der Herzog schlief — nur durch die Wand getrennt von seinem lieben Rechberger — so stand schon ein Rathsdiener vor seiner Thüre, der ihm vom Herrn Bürgermeister einen Morgengruß und ein Schreiben mit kaiserlichem Sigill überreichte. Schnell erbrach es der Herzog; er rief dem Rechberger, und hielt ihm das Schreiben hin, das er eben durchlesen hatte. Bist fürwahr ein guter Prophet, sprach der Herzog. Nur hätte ich nicht geglaubt, daß deine Prophezeihung so bald in Erfüllung gehen würde. — Das Schreiben, welches der Herzog eben erhielt, war an den Bürgermeister der Stadt Schaffhausen gerichtet, und ging von da zu den in Engen versammelten österreichischen Kommissarien. Ritter Wolf von Homburg hatte es, damit es sicher überantwortet würde, noch am gestrigen Abend dem Bürgermeister der Stadt selbst überbracht.

Sein Inhalt war: da die zu Engen versammelten Kommissarien vernommen hätten, wie daß der vertriebene Herzog Ulrich von Wirtemberg bei der Stadt

Schaffhausen so gastfreundliche Aufnahme gefunden, auch allda mit aller Macht seine Werbungen zum Nachtheil seiner Majestät, des Erzherzogs, betreibe, so wollen die zu Engen versammelten Kommissarien den ehrsamen Bürgermeister und Rath freundlich erinnern, wie Solches gegen den Beschluß laufe, der schon auf der Tagsatzung zu Luzern gefaßt worden wäre, daß nemlich denselben Einhalt geschehen solle. Beinebens ermahnen sie auch strenge Bürgermeister und Rath der Stadt, ihrer Verbindung mit Oesterreich gemäßer zu handeln, und gemeldtem Herzog Ulrich sowohl Aufenthalt als Durchzug aller Ernsts zu verwehren.

Und was ist nun das Wort des Herrn Bürgermeisters, das er dir aufgetragen, mir mündlich auszurichten? fragte der Herzog den Rathsdiener, nachdem er noch einmal mit sichtbarer Gemüths-Bewegung das Schreiben durchlesen hatte.

Das Wort meines Herren, gnädigster Herzog, ist kurz, entgegnete der Rathsdiener: der Inhalt des Schreibens geht euch an, also habt ihr euch nach demselben zu richten. Dem Bürgermeister und Rath der Stadt möge es Seine Fürstliche Gnade nicht verargen, wenn sie nach dem Buchstaben des Briefes handeln, sintemalen die Verbindung mit Oesterreich älter wäre, denn die mit Seiner Fürstlichen Gnaden dem Herzog von Würtemberg.

Ich will mich darnach richten, mein Freund, sprach der Herzog, und er unterdrückte das schmerzliche Gefühl, das er kaum verbergen konnte. Sag' deinen Herren, den Räthen der Stadt Schaffhausen,

insonderheitlich dem Herrn Bürgermeister, meinen freundlichen Gruß, und ich verarge es ihm nimmermehr, daß er in die Noth versetzt sey, bei der Wahl zwischen zwei Freunden um des mächtigern willen den schwächeren fahren zu lassen. Sag' besonders ihm meinen herzlichen Dank für alle Erweise der Gastfreundlichkeit, die ich mit den Meinigen empfangen, seit ich in den Mauern dieser Stadt mich aufhalte — Herzog Ulrich werde nie vergessen die frohen Stunden, die ihm bereitet worden. Nur die Eile, mit der ich mich nach dem Buchstaben des Schreibens richten werde, bestimmen mich, einem Zweiten den Dank zu übertragen, den ich noch in eigener Person vor Bürgermeister und Rath der Stadt ausgesprochen hätte. Mit diesem Auftrag entließ der Herzog den Rathsdiener.

Seht ihr, so begann der alte Rechberger, nachdem der Rathsdiener das Gemach verlassen hatte, seht ihr jetzt wieder die Schweizer-Knaben, das freie selbstständige Volk, das Niemand über sich hat. Ein Paar österreichische Kommissarien zu Engen schreiben ihnen Befehle vor, wie sie denken und handeln müssen. Ein sauberes Volk, das sich von einigen österreichischen Kommissarien Gesetze vorschreiben läßt in Dingen, von denen der Erzherzog nicht einmal eine Sylbe weiß. Und einen solchen Kanton nennt man einen Freistaat, der nach der Pfeife einer österreichischen Kommission tanzen muß. Bei St. Görgen, möcht' drüber lachen, ob es schon zum Weinen jämmerlich ist. — Ade jetzt ihr Abendtrünklein mit dem wälschen Rebensaft, Ade ihr Abendtänzlein mit den

blühenden Jungfrauen und ihren Rosenlippen! 's war bald vorüber all das Glück, all die Pracht und Herrlichkeit. Die Freundschaft hat ein Loch bekommen — mit der Gastfreundlichkeit ist bald ein Ende worden. Bei St. Görgen, dacht' es oft, während ich so recht drinn drinnen saß: wie lang wird's währen? Hab' nur halb getraut; denn die Schweizerknaben tauschen nicht auf lange ihre Natur: 's ist nur eine Ausnahme, wenn sie die edle Seite zeigen. — Du thust unsern Gastfreunden Unrecht, alter Mann, sprach der Herzog — sie haben Viel an uns gethan: 's wär' Unrecht, wenn wir ob dem Schlimmen so ganz des Guten vergäßen. So ist jetzt der Welt Lauf — man richtet sich nach den Verhältnissen. Von diesen hängt die Gesinnung der Menschen ab. Was kann ich ihnen verargen, daß sie um meinetwillen den Haß eines Nachbarstaates nicht auf sich laden wollen, da würde ich zu viel verlangen: ich, der ich ja nicht einmal weiß, ob ich je in Verhältnisse komme, wo ich das Opfer, das sie mir brächten, durch kräftigen Gegendienst erwiedern würde können. Nein, ihnen werd' ich nimmermehr zürnen. Ich geh' auf mich selbst zurück, und beurtheile nach mir die Handlungsweise Anderer. Haben mich nicht vor Kurzem auch Verhältnisse bestimmt, zwei Männer von mir zu entfernen, die mir so recht am Herzen lagen? Ich mußte thun, was ich in andern Verhältnissen nie gethan hätte. Verhältnisse bestimmen oft das Handeln des Menschen, nach diesen muß das Recht oder Unrecht seiner Handlungsweise bestimmt werden. Nein, mein alter Freund, ich werde den Schweizern nimmer zürnen, und wenn sie mir auch jetzt wehe thun.

Niemals, bemerkte der Rechberger, und wenn ihr auch noch schmerzlichere Erfahrungen machen würdet?

Nimmermehr, denn ich wäre sonst ein Undankbarer, ich wäre kein Christ, wenn ich gute Gesinnung mit böser vergelten würde. Aber, alter Freund, das schmerzt mich, daß meine Feinde mir keine Ruhe gönnen. Zuerst haben sie mich aus dem Erbe meiner Väter vertrieben, und ich mußte als Verbannter in Wäldern und Höhlen irren — nun, seitdem ich freier athme in fremdem Lande, nachdem Fremdlinge mich freundlich in ihre Mitte nehmen, und mir ein gastliches Obdach reichen — ach! nun nehmen sie mir auch diesen Trost. Ueberall ist ihr Auge, überall sind ihre Lauscher; sie lauern auf mich, wie auf ein Wild, das sie von einer Zufluchtsstätte zur andern jagen, bis es ermattet niedersinkt, und sich selbst als Beute darbietet. — Der Herzog ließ sich auf einen Stuhl nieder, und stützte sein Haupt mit der Hand. Wieder wollte eine jener düstern Stunden wiederkehren, die schon seit mehreren Tagen dem unglücklichen Fürsten ferne geblieben waren. Er sprach lange kein Wort mehr, und der alte Herr kannte zu gut das Gemüth seines Fürsten, als daß er durch weiteres Reden, und durch Zuspruch seinen Schmerz noch mehr erregt hätte. Ruhig setzte er sich nahe zu Herzog Ulrich, neigte sein Haupt über das niedergesenkte Haupt seines Fürsten, schlang seine Rechte um seinen Nacken, daß sich des Herzogs Haupt an seine Brust lehnte, mit der Linken faßte er seine liegende Hand, und hielt sie lange fest.

Lange saßen Beide in dieser Stellung; es war

anzuschauen, wie wenn ein greiser Vater im Schlachtfeld über seinen einzigen Sohn sich beugt, dem eine tödtliche Lanze die Brust verwundete. Endlich blickte der Herzog wieder auf — er begegnete dem liebevollen Blicke des alten Rechbergers, und der sprach mit sanfter Stimme: Gleich im Unglück wie im Glück. Du hast Recht, rief der Herzog, ich will mir gleich bleiben, auch im Unglück — aber heute noch verlassen wir die Stadt, wo wir unwerth sind.

Euer Wille ist mein Wille, sprach Philipp von Rechberg: will es sogleich kund thun denen unserer Leute, die hier zur Stadt sind. Um Alle zusammen zu bringen, die in den Flecken und Dörfern zerstreut liegen, dazu ist mehr Zeit erforderlich, als nur dieser einzige Tag.

Nun, so gehen wir voran, und meine Leute folgen mit dem morgenden Tag. Uebertrag' die Obhut dem edlen Schweiker von Sikingen, auf den können wir uns verlassen. Wir aber ziehen mit anbrechendem Abend ohne Gefolge durch die Stadt. Möchte nicht, daß die Straßenjungen hinstehen und gaffen, wie der verbannte Herzog wieder zur Stadt hinauszieht.

Aber, wenn uns unterwegs die Nacht überfällt? bemerkte Philipp.

Alter Freund, trägst du dein Ritterschwert erst seit gestern? Der Rechberger schwieg, wie beschämt durch dieses Wort des Fürsten.

XIV.

Hell schien der Mond über die schönen Gefilde des Höhgaus, und beleuchtete die Zinnen so mancher stattlichen Burg, die von hohem Bergkegel herab-

blickt. So lieblich auch der Mond strahlte, sein Schein war dießmal doch nicht so wohlthuend, um den Ritter hinauszulocken vor seine Burg, daß er ein Ständchen brächte dem Liebchen, das in der nachbarlichen Burg noch im stillen Kämmerlein wachte. Es wehte schon eine kühle Abendluft, und man fühlte wohl, daß der liebliche Sommer einer rauheren Jahreszeit Platz gemacht hatte.

Doch sah man auf der Straße, welche von Hilzingen nach Schaffhausen führt, noch Leute, welche aber nicht des schönen Mondscheins wegen hier zu lustwandeln schienen. Es waren zwei vermummte Reiter, welche unweit dem Dietleshof, der unterhalb den Ruinen der Burg Gebsenstein liegt, leise die Straße hin und her ritten.

Das ist schon die dritte Nacht, daß wir hier stehen und lauern, sprach der eine von den Reitern — wenn wir noch eine Stunde umsonst warten, dann reiten wir heim und kehren nimmer hieher — ein Anderer möge sich dann in dieser Sache seine Sporen verdienen.

Herr, entgegnete der zweite, es ist noch nicht über die Zeit; ich will einmal nach den Knechten sehen, ob sie wach sind, denn wir werden sie wohl brauchen. Der Reiter ritt ein wenig in den Wald hinein, an dessen Saum sich die Landstraße hinzieht. Bald kam er wieder zurück. Gut, daß ich hinritt, sprach er; die haben schon geschlafen wie die Ratzen, ich hab' sie aber sämmtlich etwas unsanft aufgeweckt.

Es sind eben Bauernlümmel, sagte der erste Rei-

ter, die man zum Jagen tragen muß — Pursche nicht einmal wie das Vieh, die nur zum Fressen, aber nicht zu etwas Anderm tauglich sind. — Aber wie kalt ist die Nachtluft — wenn nicht bald der Homburger eintrifft, so glaub' ich, daß er gar nicht des Wegs kommt. Er hat es mir doch so fest verheißen, der Wolf von Homburg, als er durch Hilzingen ritt, um Botschaft gen Schaffhausen zu bringen, daß er genau erkunden wolle, wann der Herzog Schaffhausen verlasse, und welchen Weg er ziehe; hat mir fest versprochen, sogleich die Kunde zu bringen, sobald er sähe, daß der Herzog aus der Stadt ziehe.

Kommen muß der Herzog, denn die Herren zu Engen haben ihren Brief so eingerichtet, daß er schnelle Wirkung haben muß. Ich will doch versuchen, ob ich Niemand auf der Straße vernehmen kann. — Er stieg vom Pferde, streckte sich der Länge nach auf den Boden nieder, und legte sein Ohr hart auf denselben. Ich höre Etwas, rief er, nachdem er einige Zeit still gelegen, aber es ist nur der Hufschlag von einem Pferde. Er stand wieder auf und bestieg sein Roß.

Das ist der Wolf von Homburg, sagte der erste Reiter. — Kaum war eine Viertelstunde vergangen, so hörte man den Hufschlag näher; bald sah man im Mondscheine einen Helm glänzen. Es war wirklich der Ritter von Homburg, der in gestrecktem Laufe herantrabte. Gottlob! rief der erste Reiter, als Wolf von Homburg zur Stelle war, daß ihr einmal hier seyd — kann es kaum mehr aushalten in der kalten Nachtluft.

Freilich sind das keine Geschäfte für geistliche Herren, erwiederte der Reiter, aber höret, wie es mir ergangen ist. Gestern Abend kam ich noch in die Stadt, und begab mich stracks zu dem Herrn Bürgermeister; der gab eben einen Abendtrunk dem Herzog, und es war Alles guter Dinge. Auch ich machte den Spaß mit. Nur der Herzog war nicht froher Laune — vielleicht ahnte es ihm, daß dieß das Henkermahl wäre, womit ihn die Schaffhauser dießmal erfreuen. Am Schluß des Abends trank man des Herzogs Gesundheit, aber ich ließ den Becher stehen. Da hätt' es leicht Etwas abgegeben, jedoch der Herzog war so klug, und verließ bei guter Zeit die Gesellschaft. Jetzt entledigte ich mich meines Auftrags an den Herrn Bürgermeister. Das Schreiben that gute Wirkung. Schon am frühen Morgen erhielt der Herzog das Schreiben zur Einsicht, und die freundliche Weisung, daß es jetzt andre Zeit sey. Willig fügte sich der Herr in sein Schicksal; schon um die Vesperzeit erfuhr ich von einem Diener aus der Herberge zur Krone, daß der Herzog und sein alter Rath Philipp von Rechberg auf 5 Uhr ihre Pferde bestellt haben, um über Taingen gen Hohentwiel zu reiten, aber ganz in der Stille und ohne einiges Gefolge, auf daß es kein Aufsehen mache. Ich verabschiedete mich von den hochweisen Herren der Stadt, und als ich um die vierte Stunde durch das Schwabenthor ritt, standen schon zwei Pferde bereit; es hieß für zwei fremde Ritter, die bald aus der Stadt kommen würden. Meinem Braunen gab ich die Sporen, und so bin ich hier, Herr Statthalter, und bring' euch die frohe Nachricht

daß der Herzog mit dem alten Rechberger zum mindesten in einem Stündlein die Straße kommen wird.

Noch eine Stunde, Herr Ritter, seufzte der Statthalter, da werd' ich ja vor Kälte zu Grunde gehen.

Nun, so reitet heim, sprach Wolf von Homburg, oder höret einige schnurrige Geschichten von Schaffhausen, die ich so in der Schnelligkeit aufgeschnappt, von den rosenlippigen Schweizerinnen, denen man nicht so neugierig auf die minder niedlichen Füßchen schauen muß; deren Sprache auch nicht so gar wohlthuend ist, ausser im Fall, daß ein süßer Kuß die Rede begleitet.

Zum Heimreiten war der Statthalter nicht zu bereden, so sehr ihm auch die kalte Nachtluft zusetzte. Er wollte in eigener Person bei dem wichtigen Fange seyn, und hätte durchaus keinem Zweiten es gegönnt, statt seiner hier sich den Ruhm zu erwerben. Zu dem letzteren Anerbieten konnte sich der Statthalter gerne verstehen, denn er war ein Liebhaber von schnurrigen Geschichten, und er nahm es nicht so genau, wenn sie auch ein wenig über die Schranken der Sittsamkeit traten. Hatte er doch den Vortheil dabei, daß es etwas zum Lachen gab, wodurch sein Bäuchlein einigermaßen in Erschütterung gerieth, und eine Wärme befördert wurde, die in der Herbstluft so wohl angelegt war.

Schon hatte der Ritter mehrere trollige Geschichten erzählt, die hauptsächlich seine Abentheuer ausmachten, da hörte man in der Ferne Pferdegetrapp. Es kam immer näher — man sah Waffen schimmern.

Etwas zurück in den Wald, rief der Homburger,

daß man unsrer nicht so bald wahrnimmt. Ehe noch die beiden mit dem Ritter in den Wald zurückritten, schlug schon ein Hund in der Ferne an, und laut ertönte sein Gebell durch das Thal gegen Hilzingen hin.

Wir sind verrathen, rief der Statthalter. Das ist gleichgültig, sprach Wolf von Homburg, denn wir sind die Mehrzahl. Geistlicher Herr, bleibt jezt aus dem Spiel, für eure Platte taugen nicht die Schwerthiebe; sehet nach euren Leuten. Noch sprach der Ritter, da waren die beiden Herren nahe gekommen. — Halt, schrie der Ritter von Homburg die Herren an, und stürzte mit gezogenem Schwerte auf die Beiden — haltet ihr Geächteten, ihr seyd in unsrer Hand. Zu gleicher Zeit hatte der Herzog und der Rechberger das Schwert gezogen; dem Ritter von Homburg gegenüber stand Ulrich, mit dem Hausmeister des Statthalters kämpfte der Rechberger. Kräftig schwang der Herzog sein Schwert, daß es im Mondschein strahlte, wie eine Feuerflamme. Auch der Homburger erwiederte kräftig seine Hiebe, aber er war dem gewandteren Kämpfer nicht gewachsen. Schandfleck des Ritterthums, rief der Herzog, als er im Mondschein den Wolf von Homburg in seinem Gegner erkannte. Wuthenbrannt führte er einen kräftigen Hieb auf des Gegners Haupt, und der Ritter stürzte von seinem Pferde. Ungleicher war des Rechbergers Kampf mit Dietrich Meier; der war ein Mann in den kräftigsten Jahren, und in den Waffen nicht ungeübt — Philipp von Rechberg hatte schon lange das Schwert zur Ruhe gelegt. Leicht wäre er im Kampfe unterlegen, aber ein Genosse gesellte sich ihm. Das war der große Rüde, der ihn

auf allen seinen Wegen begleitete. Als er seinen Herrn im Kampf mit einem Gegner sah, fiel er wüthend dessen Pferd auf die Brust. Das Pferd bäumte sich, warf seinen Reiter ab, und deckte ihn im Falle. Frei standen die beiden Herren, und waren vor ihren Gegnern in Ruhe, da brach der Statthalter an der Spitze seiner Knechte aus dem Walde. Die umzingelten die Herren, als sie gerade ihren Pferden die Sporen geben wollten. Ergebet euch, rief der Statthalter. Aber keinem Schurken, war des Herzogs Antwort, und er hieb nach dem geistlichen Herrn im Eisenkleide. Sein Hieb fehlte, und der Statthalter zog sich hinter seine Leute. Jetzt begann ein wüthender Kampf. Obgleich die beiden Herren sahen, wie sie von mehr den zwanzigen umringt waren, sie ließen doch ihr Schwert nicht ruhen. Wie zwei Löwen, umzingelt von den Jägern, suchten sie mit dem Schwert sich Bahn zu machen. Mancher Knecht stürzte unter ihren Schwerthieben, nicht Wenigere riß des Rechbergers Rüde, der vor Wuth schäumte, von hinten zu Boden, und das edle Thier scheute keine Schwertstreiche. Doch die Uebermacht gewann. Die Pferde der beiden Herren wurden niedergestochen; sie stürzten zusammen, und hinderten ihre Reiter, weiter zu kämpfen. Die Herren wurden niedergerissen und gebunden. Man warf ihnen Binden um die Augen und schleifte sie von dannen. Auf dem Kampfplatz blieb der edle Rüde zurück, denn ein Kolbenschlag hatte ihn niedergestreckt, daß ihn die Knechte für todt liegen ließen.

Eine kleine Strecke wurden die Herren geschleppt, da brachte man einen Karren herbei. Auf diesen wur-

den beide geladen. Bald klirrte der Karren über die Straße eines Dorfs — nach einer kleinen halben Stunde hielt er stille. Man lud die Gefangenen ab; sie wurden mehrere Treppen hinab durch ein unterirdisches Gewölbe geführt. Der Riegel einer Thüre rasselte, man nahm den beiden Herren die Binde von den Augen, und stieß sie in ein enges Burgverließ, dessen Thüre klirrend hinter ihnen zufiel. Jezt erst erkannten die beiden Gefangenen, wohin sie gebracht worden waren. Es war ein enges Kerkerloch, das kaum Platz hatte, daß ein Einziger wenige Schritte auf und abgehen konnte. In beiden Ecken waren Strohlager auf den Boden hingestreut, und ein Wasserbecher zwischen beiden Lagern. Oben an dem Gewölbe des Burgverließes war ein kleines Loch, durch welches der Mond sein blasses Licht herabsandte. Die Gefangenen warfen sich nieder auf das Strohlager. Lange kam kein Laut über ihre Lippen, denn Wuth und Ingrimm hielt noch ihren Mund verschlossen.

Ach! daß ihr nicht auf meine Warnung gehört, gnädigster Fürst, begann der Rechberger seufzend auf seinem Strohlager. Mir ahnte Böses, als ihr die Nacht zur Reise gewählt.

Dießmal hätte ich dir folgen sollen, mein Freund und Unglücksgenosse, aber nun ist es geschehen. Jezt haben meine Feinde gewonnen Spiel, und mit mir ist es alle. — Der Herzog schwieg eine Zeit lang, und ein Gefühl von Wuth und Schmerz gemischt, durchzog sein Inneres. — So, ihr erbärmliche Feinde, jezt seyd ihr am Ziel eurer Wünsche, denn ihr habt den Geächteten gefangen, nach dem ihr schon lange gejagt, gefangen durch Meuchelmörder. O! ich ahnte es an

jenem Abend, als ich zum letztenmal froh seyn sollte, ich konnt' es nicht, es war mir so bang um's Herz, ich fühlte, daß ich meinem Unheil nahe war. — O ihr verrätherischen Feinde, ich hielt euch für meine Verfolger, die auch edel denken, ihr seyd Schurken, daß ihr solche Wege gegen mich eingeschlagen. — Grimmig rollte sein Auge, und er streckte seine Hand aus, wie wenn er das Schwert fassen wollte. Er sank zurück auf das Strohlager, der Grimm hatte ihn bisher gleichgültig gemacht gegen die vielen Wunden, aus denen er blutete; erschöpft vom vielen Blutverluste schloß er die Augen. Der alte Rechberger, gleichfalls schwer verwundet, hatte schon längst sein Haupt auf das Strohlager gesenkt, und war nicht ferne von seinem unglücklichen Fürsten eingeschlummert.

XV.

Im Garten der Statthalterei zu Hilzingen gieng Annele spazieren, sie genoß gewöhnlich hier das Angenehme des Morgens, und heute war die Sonne gar lieblich aufgegangen. Ein Winseln wie von einem Hund drang zu ihren Ohren. Annele gieng, wo die Straße des Dorfs am Garten vorbeiführte. Da hinkte vorüber ein schöner Hund von ungewöhnlicher Größe, grau und schwarz gefleckt. So oft er sich wieder einen Schritt weiter schleppte, winselte er laut, daß es durch Mark und Bein drang. Als Annele durch die Gartenthüre trat, und den Hund näher betrachtete, sah sie, wie ihm das Blut stromweise von dem Halse rann, und den einen Fuß schleppte er nach sich, an dem eine Wunde bis ins Bein

klaffte. Mitleidig lockte Annele dem Hunde in den Garten hinein, um etwa für seine Verpflegung zu sorgen, aber der Hund hörte nicht auf das Rufen, und kroch mit Mühe immer weiter. Er nahm die Richtung der Straße, die gen Staufen und Hohentwiel führt. Annele folgte ihm auf dem Fuße. Als er am sogenannten Gönnersbohl, dem lieblichen Rebhügel auf der rechten Seite der Straße, ankam, stellte sich der Hund ein wenig hin und spürte rechts und links. Er wählte einen Hohlweg, der links hineinführte. Es gieng eine Zeit lang eine Höhe hinan, und bald stand Annele mit dem Hunde an den Ringmauern der kleinen Burg Staufen. Rings um die Mauern schnoberte der Hund, er stand endlich stille an einer kleinen Oeffnung, die wie ein Kellerloch aus dem Boden ragte. Jetzt scharrte er mit seinen Pfoten, und strengte alle Kraft an, um die Oeffnung zu erweitern. Er schlug mit seiner Ruthe weite Bogen, legte sich mit der Schnauze an die Oeffnung, und winselte lauter als zuvor. Aber dießmal war es nicht das klägliche Winseln, wie bisher, es tönte wie ein Freudenlaut, und man sah dem Hunde deutlich an, wie wenn er sich freute, einen Ort, den er schon lange suchte, gefunden zu haben. Annele trat an die Oeffnung und schaute hinunter; sie sah nichts, als graue Mauerwände, die in ein tiefes Gewölbe hinabreichten, aber was unten war, konnte sie nicht unterscheiden.

Eben waren die beiden Gefangnen auf ihrem harten Strohlager vom Schlafe erwacht. Eine schreckliche Nacht, begann der Jüngere, so hab' ich noch

keine verlebt seit frühsten Zeiten — wie ist es mit dir, alter Unglücksgenosse? Nicht so, gnädigster Fürst, erwiederte der Rechberger — ich hatte einen sanften Schlaf, denn ich träumte von einer schönern Zeit, wo ich meinen lieben Herrn im Erbe seiner Väter schauen werde, aber, als die Kühle des Morgens kam, hat mich der Schmerz aus meinen süßen Träumen gerissen — ach! die Halunken haben doch meine alte Knochen wacker zusammengehackt. — Du träumst von bessern Zeiten, sprach der Herzog, ich hoffe sie nimmer. Die so gewiß kommen, als wir in Bälde wieder unsrer Haft entlassen seyn werden, bemerkte der Rechberger. Aber, mein Fürst, was mir noch weher thut, als meine Wunden, ist, daß ich meinen treuen Fingal unter den Händen der Weglagerer mußte fallen sehen — solch' treues Thier werde ich nimmer finden. Der Redende hielt ein wenig inne und lauschte. Habt ihr nichts gehört, mein Fürst, fuhr er fort — ich meine ein Winseln wie von einem Hunde zu vernehmen — wenn mich meine Ohren nicht täuschen, so ist's mein getreuer Fingal. Freudig erhob sich der Rechberger von seinem Lager und eilte gegen die Oeffnung, von wo herab das Winseln kam. Fingal! rief er mit lauter Simme, Fingal, Fingal! Ein freudiges Gebell ließ sich jetzt hören, und der Kopf des treuen Thieres wurde oben an der Oeffnung des Kerkers sichtbar. Er ists, rief freudig der alte Rechberger, freut euch mit mir, mein Fürst, daß ich den Hund wieder habe. Als Fingal den Ruf seines Herrn hörte, fiel er wie wüthend an die Oeffnung. Er krazte mit den Füßen, daß Erd'

und Steine unter seinem Fuß zerstoben. Mit Gewalt wollte er das enge Loch auseinander drängen, aber das feste Mauerwerk widerstand all seinem Streben.

Annele sah lange mit Freude dem Treiben des Hundes zu, und erkannte jetzt, daß dieß das Burgverließ wäre, das wohl wichtige Gefangne in sich beherberge. Oft wollte sie hinunter rufen, aber der treue Hund gestattete ihr nie Raum, um an die Oeffnung zu treten. Endlich gelang es ihr, sie beugte sich zur Oeffnung nieder, und ihr Ruf: wer ist unten? drang in das tiefe Burgverließ. Zwei unglückliche Gefangne sind in dieser Haft, erwiederte die Stimme des Rechbergers, aber wer bist du? bist du Freund oder Feind? Eine, die es redlich meint, rief Annele hinunter, und jetzt erst erkannten die Herren die sanfte Mädchenstimme. Es begann nun zwischen den Gefangnen und Annele eine gegenseitige Mittheilung, die freilich nur mühsam war, und durch das immerwährende Scharren und Bellen des Hundes oft unterbrochen wurde.

Wo sind wir, gutes Kind, fragte zuerst der Herzog, der sich jetzt auch von seinem Lager begeben hatte?

Auf der kleinen Burg Staufen, nahe bei Hilzingen, erwiederte Annele.

Also nicht ferne von Hohentwiel?

In einer kleinen halben Stunde steht ihr im Hofe der Burg.

Jetzt wissen wir, bemerkte der Rechberger, bei wem wir zur Herberge sind — dem Statthalter zu Hil-

zingen gehört die Burg, der hat gewiß seine Hand im Spiel, denn es müßte sonst kein Pfaffe seyn. Seht mein Fürst, es hat keine so große Noth, wir sind in der Nähe unsrer Freunde.

Nun, wenn die Burg Hohentwiel so nahe ist, sprach er hinauf zu Annele, so könntest du uns einen großen Dienst thun, lieb Mägdlein, wenn du anders willst, und nicht mit unsern Feinden in Verbindung stehst.

Wohl bin ich, so rief Annele hinab, meinem Oheim, der des Herrn Statthalters Diener ist, verpflichtet, aber, wo die Stimme des Unglücklichen an mich ergehet, da höret diese Pflicht auf. Was ich beitragen kann zu eurer Rettung, das soll geschehen. Aber, wie soll ich es anfangen?

Du liebes Mägdlein, rief der Herzog, du willst also deine Hand bieten zu unsrer Rettung, so thu' also. Geh' hinauf zur Feste Hohentwiel und sag' dem Hauptmann, Herrn Friz von Schweinsberg: im Burgverließ zu Staufen schmachtet euer Herzog, mit seinem Getreuen, sendet ihm schnell Hülfe. Nur dieß Wort, und hundert Hände werden bereit seyn, um ihren Herrn zu retten aus diesem Kerkerloch.

Das soll geschehen, sprach Annele — in kurzer Stunde kehr' ich wieder und bring' euch Hülfe, ihr unglücklichen Herren.

Eben wollte sie den Weg antreten, und der Feste Twiel zu eilen, da rief noch einmal der Rechberger: Noch Eines, liebes Mägdlein. Hast du keine Linnen, um Wunden zu verbinden, zuerst reich' uns hierin deine hülfreiche Hand, daß du nicht mit der

rechten Hülfe zu spät kömmst. Euch mein' ich damit, mein Fürst — er wandte sich zum Herzog — seht, wie es mit euern Wunden so übel gethan ist.

Erst jetzt sah der Herzog, auf was er bisher nicht geachtet hatte. Wo die Kniescheibe theils vom Saum des Wappenrocks, theils vom oberen Schluß der Fußschiene noch gedeckt ist, da war durch einen scharfen Schwertstreich eine tiefe Wunde gehauen. Während der Schlafesruhe hatte sich die Wunde ein wenig geschlossen, als aber der Herzog sich schnell vom Lager aufrichtete, sprang die Wunde wieder auseinander, und ein Blutstrom floß über das Knie hinab; ein schneller Verband war nothwendig. Kaum hatte Annele den Ruf des Rechbergers gehört, so zog sie schnell ihr linnenes Schweißtüchlein aus der Tasche, und ließ es durch die Oeffnung gleiten. Dank dir, gutes Kind, rief der Herzog, während der alte Rechberger zu seinen Füßen kniete, und sorgsam wie ein Wundarzt das Tüchlein um das blutende Knie seines Fürsten wand — mög' dir Gott vergelten, was du Gutes an uns thust, aber ich werd' es in's Herz schreiben.

Annele wollte gehen, da rief der Rechberger noch einmal: nimm doch auch meinen Hund mit, der mag dir dienen zum Zeugniß, daß du von uns gesendet seyest *).

Annele lokte dem Hunde, und erzeigte alle möglichen Liebkosungen gegen ihn, auf daß er ihr folgen möchte, aber das treue Thier ließ sich nicht ver-

*) Die Loosung auf der Burg oben ist: Hie in alweg gut Würtemberg.

leiten. Er legte sich über die Oeffnung des Verließes, und achtete nicht auf die Schmeichelworte des Mägdleins. Fingal! rief sie noch einmal mit schmeichelnder Stimme, komm lieber Fingal! da stand ein anderer vor ihr, dessen Gegenwart sie dießmal nicht gewünscht hatte. Es war Dietrich Meier, des Statthalters Hausmeister. Annele schreckte zusammen, als sie ihn erblickte, denn sie durfte sich jetzt auf einen groben Empfang gefaßt machen. Was machst du hier? war sein erstes Wort, das er mit rauher Stimme an sie richtete. Er stellte den bedeckten Korb und Krug hin, den er bisher auf der Achsel getragen hatte.

Ich habe mich in der angenehmen Morgensonne ergangen, war Annele's Antwort, aber mein Spaziergang ist etwas länger geworden, als ich glaubte.

Das sind faule Fische, rief Meier, dich haben andere Gründe hieher geführt; gesteh' es nur, Dirne, dein Gesicht scheint mir zum erstenmal nicht so unbefangen, wie ich es immer gewohnt war, zu sehen. — Jetzt erst blickte Dietrich Meier auf den Hund, und sah, daß es jener Rüde war, der gestern Theilnehmer des Kampfes gewesen.

So Bestie, du bist hier? fuhr er fort, du hast die Spur gut gefunden, und vielleicht die Dirne auf Etwas geführt, was sie nicht zu wissen braucht.

Herr Oheim, bemerkte Annele, was recht ist, darf Jedermann wissen, nur unrechte Handlungen müßen das Tageslicht scheuen.

Dietrich Meier schwieg, und wollte jetzt näher an die Oeffnung treten, um in einer Sache völlige Gewißheit zu erhalten, die er im ersten Augenblick ge-

ahnt hatte. Wüthend fuhr der Hund in die Höhe und zeigte seine Zähne, als Dietrich Meier der Oeffnung nahen wollte. Es schien, als ob der Hund gefühlt hätte, daß dieser Mann seinem lieben Herrn und ihm als Gegner gegenüber gestanden wäre, als ob er wüßte, daß dieser es war, der an seinen Herrn Hand gelegt hatte, um ihn zu binden und in den Kerker zu schleppen, über dessen Oeffnung er sich hinstreckte. Dietrich Meier zog sich schnell zurück.

Bleib' an dieser Stelle, sprach er in etwas befehlendem Tone zu Annele bis ich wieder aus der Burg kehre, aber geh' nicht von dem Platze. Auf daß ich es versichert bin, betheure es mir bei Allem, was dir heilig ist.

Das werde ich nimmer thun, erwiederte Annele — ich bin Gehorsam schuldig dem Bruder meiner Mutter, und diese Pflicht habe ich stets erfüllt, auch heute werd' ich es thun, aber einen Schwur zu leisten — dazu bringt ihr mich nicht; wenn ich euch verspreche, daß ich nicht von der Stelle gehe, so könnt ihr damit zufrieden seyn.

Dirne, brummte Dietrich Meier, willst du mir über den Kopf wachsen? wer hat dich aufgenommen und dir bisher zu essen gegeben?

Annele erwiederte nichts auf dieß Wort ihres Oheims, das wenig Zartgefühl verrathen hatte. Dietrich Meier wandte sich, und bog mit seiner Last um die Ringmauer der kleinen Burg. Zu dieser, die schon lange unbewohnt geblieben war, hatte er allein den Schlüssel, und dieser öffnete nicht das gewöhnliche Portal, das sonst zur Burg führte, sondern nur ein kleines Pfört-

lein, das an der Südseite der Burg lag. Dietrich Meier drängte sich lange durch Gebüsch und Gesträuche, endlich fand er das eiserne Pförtlein, das hinunter in's Burgverließ führte. Er schloß es auf und stieg mehrere Treppen hinab. Es zeigte sich ein langer Gang, der zur eigentlichen Kerkerthüre führte. Als Dietrich Meier an dieser ankam, öffnete er ein kleines Schiebfenster, durch das er den Wasserkrug sammt dem schwarzen Brodlaib schob, den er in dem Korb getragen hatte. Eben setzte Dietrich Meier mühsam das Gebrachte hinein, da hörte er hinter sich ein Geräusch; er blickte um sich, und vor ihm stand ein Lauscher, den er nicht erwartet hatte. Es war der treue Fingal. Dießmal folgte er ungeheißen dem Manne, und jemehr er ihm folgte, desto sicherer hatte er die Spur gefunden, die sein Herr gegangen war. Kaum hatte sich Dietrich Meier umgewendet, so hatte sich der Hund schon hinter ihn gedrungen, richtete sich auf, und streckte seine Schnauze sammt beiden Füßen in die Oeffnung. Dietrich Meier zog sich zurück, und gewann so keine Zeit mehr, das Schiebfensterchen, das von der Seite zugeschoben werden mußte, wieder zurückzuschieben. Vergebens waren alle seine Versuche, den Hund wegzulocken, um wenigstens das Schiebfensterchen zurückzuschieben; Fingal geberdete sich ganz freudig gegen die Oeffnung hin, wenn aber der Hausmeister sich ihm nahte, so wandte er sich, und zeigte ihm sein weißes Zähnepaar.

Jetzt begab sich Dietrich Meier auf den Rückweg, wohl wissend, daß dieß Schiebfensterchen den Gefangnen kein Mittel werden würde, um zu entkommen. Er lockte

den Hund, um ihn wegzubringen, aber der hörte wenig auf seinen Ruf, denn er hatte seinen Herrn erschaut, der sich an der Fenster-Oeffnung gezeigt hatte.

Nun so bleib', rief der Hausmeister, wenn du durchaus bei deinen Kumpanen seyn willst — du kannst neben ihnen Platz nehmen, und wirst mir dann kein Verräther, dafür sorgt das eiserne Pförtlein. Aber der Hausmeister täuschte sich. Noch nicht stand er am Pförtlein, so war schon der treue Hund neben ihm. Schnell wollte Dietrich Meier durch das Pförtlein und es zuschlagen, aber Fingal kam ihm zuvor und legte sich zwischen Pforte und Thürangel. Jetzt war des Hausmeisters Absicht vereitelt. Es wurde ihm nimmer möglich, nur auf Schritte dem Pförtlein zu nahen, viel weniger zuzuschließen. Aergerlich drängte er sich mit seinem Korbe wieder durch Gesträuch und Gestrüppe, und trat den Heimweg an. Aber der treue Fingal hatte jetzt hinlänglich Raum von der Kerkerthüre bis zum Pförtlein, und er benüzte von nun an diesen Raum, um wie eine Schildwache auf- und abzugehen, und ein treuer Wächter seiner Herren zu seyn. Und die vergaßen nicht des treuen Wächters vor der Thüre; denn durch das Schiebfensterchen konnten sie ihm manches Bröcklein Brod reichen, das ihnen für mehrere Tage dargereicht war.

Während der Hausmeister in das Burgverließ hinabgieng, war Annele an die obere Oeffnung des Kerkers getreten, und hatte mit den Gefangnen gesprochen. Mit wehmüthiger Stimme eröffnete sie ihnen, daß sie jetzt wohl nicht so baldige Hülfe

werde bringen können, indem ihr Oheim wohl eine Vermuthung bekommen haben könnte, die ihn bestimmen würde, alle Mittel und Wege ihr abzuschneiden. Doch vertröstete sie sie, daß sie vielleicht Jemand Anderen finden könnte, der den Weg gen Hohentwiel für sie unternehmen würde. Kann mein Wort, war ihre letzte Rede, kann meine Hand für jetzt euch Unglücklichen keine Hülfe reichen, ich will für euch beten, daß euch von oben Rettung komme, bei ihm ist ja Zuflucht und Rettung für alle betrübten Herzen. Mit diesem Trostwort trat sie wieder an ihre vorige Stelle, denn der Oheim keuchte heran; nicht konnte sie verhindern, daß er noch sah, wie sie sich wegwandte, und hinter der Ringmauer hatte er noch den größten Theil ihrer Rede mit angehört.

Brav Dirne, sagte er mit verstellter Freundlichkeit zu Annele, sei jetzt so gut, nimm mir den Korb ab und begleite mich nach Hause. Annele gieng langsam hinter ihm her, und seit jener Zeit, da sie mit Schmerz ihren theuern Freund in Sernatingen verlassen hatte, war sie nimmer so traurig gewesen. Es war, als ob sie geahnt hätte, was ihr bevorstand.

Als sie zu Hause ankamen, sprach der Hausmeister zu Frau Ursula: hier ist die Dirne, die schon in der Frühe Gänge macht, die nicht nöthig sind. Halt' sie besser in der Zucht Ursel, sonst verdienen wir keinen Dank bei den Eltern. Was hat's denn gegeben, fragte Frau Ursula staunend. Nichts, brummte Dietrich Meier, nur die Morgenluft ist dem Mädel nicht gut bekommen: drum soll sie für 8 Tage die

Stube hüten, so hat's der Arzt verordnet. Ursel, du stehst mir für sie, und wenn du sie über die Schwelle lässest binnen 8 Tagen, so machst du wieder einmal mit der Hundspeitsche Bekanntschaft. — Die gute Ursula kannte diese Waffe, die ihr roher Eheherr manchmal in Händen führte, und befolgte pünktlich sein Gebot. Annele sah mehrere Tage nicht mehr den Hofraum.

XVI.

Was Georg von Fronsberg unmittelbar nach dem Tage von Radolphszell in Betreff der daurenden Gesinnung der Bauern ausgesprochen, hatte im vollsten Sinne seine Richtigkeit, denn jener Vergleich, den die Bauern geschlossen, war nur eine listige Verabredung, die sie unter sich selbst getroffen hatten. Sie wollten den Rüstungen der Herren gegen sie Einhalt thun, und so Zeit gewinnen, sich selbst zu verstärken, um besser losbrechen zu können. Während ein Theil des Ausschusses der Bauernschaft aus der Landgrafschaft Stühlingen zu Zell ganz demüthiglich Abbitte leistete, hatte sich ein anderer Theil in die Dörfer der Umgegend gelegt, und da und dort Zunder des Aufruhrs in die Gemüther gelegt. Wie ein Lauffeuer griff es um sich, und Müller von Bulgenbach hatte, noch ehe er Zell mit den Seinen verließ, schon die freudige Ueberzeugung, daß seine Abgeordneten nicht umsonst den Saamen der Unzufriedenheit in die Gemüther ausgestreut hatten. Beinahe alle Gemeinden um den Untersee, so wie um Ueberlingen, ausgenommen die Dörfer, welche zur Herrschaft Bodmann

gehörten, schlugen sich zu den Unzufriedenen. Im Dorfe Sernatingen hatten diese Ansichten besonders Anklang gefunden. Heuglins Vorträge hatten denselben in mancher Hinsicht den Weg gebahnt. Wohl hatte er, getreu seinen Grundsätzen, die er gegen seinen Freund und Nachbar, den Pfarrer zu Bodmann, ausgesprochen hatte, kein einziges Wort von Aufruhr vorgetragen, aber wunderbarer Weise waren seine Vorträge ganz übereinstimmend mit dem, was Hans Müller von Bulgenbach durch seine geheimen Abgeordneten den Gemeinden vortragen ließ. Dieser hatte ihnen, vielleicht wohl wissend, daß solche Ansichten schon von Kostniz her den Gemeinden der Umgegend nicht unbekannt waren, sagen lassen, wie daß ihr, sein und des zu Zell versammelten Bauern-Ausschuß Vorhaben nichts anderes vom Anfang an gewesen sey, und noch sey, als das heilige Evangelium durch Gottes Gnade zu erhöhen, damit dasselbige klar, und ohne menschliche Zusätze, nach dem alten und neuen Testamente geprediget werde, wider welches wir als die Unterworfenen der von Gott eingesetzten menschlichen Gewalt, unser Obrigkeit geistlichen (als wir sie nennen) oder weltlichen in keinem Weg Abbruch zu thun begehren.“ Dieselben Worte hatte Johannes Heuglin gelehrt, es mußten also solche Ansichten, die der Pfarrer des Orts öffentlich vorgetragen hatte, desto leichter Eingang finden, und es war auch ganz natürlich, daß die Bauern zu Sernadingen bald ihren Pfarrer nicht nur zum Mitwisser dessen machten, was ihnen Hans Müller durch seine Abgeordneten hatte vortragen lassen, sondern auch, daß sie ihm sogar in

ihre Verbindung, die sie mit Hans Müller schlossen, hinein zu ziehen suchten, weil er ihnen mit seinem Kopfe an die Hand gehen konnte. Martin Weinmann, so war der Beschluß der Sernatinger Bauern, als sie sich eines Tages versammelten, sollte dem Frühmeßer den Antrag machen, sich an sie anzuschliessen. Er war es ja, der sonst im freundschaftlichsten Verhältniß mit Johannes Heuglin gestanden war. Martin Weinmann, der ohne dieß kein Anhänger des Alten war, der sich mit Willen zu der neuen Partie geschlagen hatte, übernahm diesen Auftrag gern, und eine Gelegenheit, die Sache vorzubringen, erschien bald.

Es war an einem Sonntag morgens, da hielt Johannes Heuglin, wohl ohne es eigentlich gesucht zu haben, einen Vortrag, dem ein Gedanke zu Grunde lag, der bisher das Gemüth der meisten Bewohner des Dorfes beschäftiget hatte. Er sprach von der Freiheit des Christen, vermöge der er in geistlichen Dingen seinem Gewissen keinen Zwang anthun lassen soll. Nur zu begierig hörten dießmal die Bauern auf des Pfarrers Worte, wie sie es aber verstanden, das zeigte sich an Martin Weinmann, der nicht zu den unklugsten des Dorfes gehörte; dieser hatte sich noch während des Gottesdienstes an die Sakristei-Thüre gestellt, um sogleich dem Pfarrer zu folgen, wenn er die Kirche verlassen werde. Der Gottesdienst war beendigt, und Johannes Heuglin trat in die Sakristei, um von dort aus in sein Haus zu gehen. Martin Weinmann folgte ihm auf dem Fuße. Kaum hatte der Frühmeßer den Fuß in sein Zimmer gesetzt, und seinen Priesterrock abgelegt,

so war schon Martin Weinmann hinter ihm eingetreten.

Nichts für ungut, Herr Pfarrer, daß ich so unberufen in eure Stube trete, begann Martin, ich habe eure Predigt gehört, und da ist mir so Manches vorgekommen, worüber ich nähern Aufschluß möchte, zugleich habe ich auch einen Auftrag an euch.

So nehmet Platz, sprach der Frühmeßer, und bot ihm einen Stuhl an.

Nun Herr Pfarrer, begann Martin seine Rede, ihr habt heute gesprochen von der Freiheit des Christen, die ein jeder haben soll, d. h. daß Niemand einen Zwang ertragen darf.

Ja, mein Freund, Solches habe ich gesprochen, aber versteht mich wohl, ich meinte darunter die Freiheit des Gewissens in Glaubenssachen.

Auch ich habe es so verstanden — nun aber Herr Pfarrer, wenn der Pfarrer von Ueberlingen, ihr kennet wohl den wackern Herrn, befiehlt, man soll fest am Alten hangen, z. B. man soll die Lehre vom Fegfeuer, vom Fasten u. d. gl. als Wahrheit vom Himmel für recht annehmen, darauf leben und sterben, was soll man thun?

Der Christ ist frei, darum darf er keine Lehre, die nicht mit seiner Ueberzeugung, seinem Gewissen, übereinstimmend ist, annehmen.

Gottlob, zu dieser Ansicht sind jetzt Manche gekommen, aber, wie wird es gehen, wenn der Herr Stadtpfarrer in seinem Sprengel nicht mehr Meister wird über jene, welche falsche Ansichten hegen? Er wird sie verfolgen Herr Pfarrer, und wer wird ihm

die Hand dabei reichen? der Ueberlinger Rath, unsere gnädigen Herren, die ohne dieß uns nächstens die Haut über die Ohren ziehen, die uns mit ihren Abgaben schröpfen wie die Blutigel. Was sollen wir dann thun? Die Gewissensfreiheit ist uns seit Jahr und Tag genommen; jetzt ist es Zeit, daß wir sie zu behaupten suchen, das habt ihr uns ja selbst gelehrt. Gebt uns jetzt ein Mittel an, Herr Pfarrer, wie wir uns sicher stellen, wenn die im alten Schlendrian eingewurzelten Herren uns zwingen wollen, von dem abzustehen, was wir für wahr halten in Glaubenssachen; gebt uns einen Rath, darum bin ich hier im Namen der ganzen Gemeinde.

So weit wird es nicht kommen, mein Lieber, die Ueberlinger werden euch keinen Zwang anlegen, wenn ihr an der als wahr anerkannten Lehre fest hanget.

Doch, Herr Pfarrer, wird es geschehen, ich gebe euch mein Wort darauf. Die Ueberlinger sind nicht wie die Konstanzer. Die Konstanzer haben ihrem Domkapitel samt Bischof den Abschied gegeben, weil die neue Lehre ihnen zusagte, aber die Herren zu Ueberlingen haben die ganze Sippschaft mit Freuden aufgenommen. Diese Herren dominiren jetzt, und haben ein kräftiges Werkzeug an dem Herrn Stadtpfarrer. Unter ihnen steht der Rath der Stadt, nach ihrer Pfeife muß er tanzen. Denket daran, Herr Pfarrer, ich, der einfältige Bauer hab's gesagt, und gebe mein Wort darauf. Vielleicht kommt auch an euch ein Brocken, den ihr schwer verdauen möget,

denn euch sind die Ueberlinger nicht grün, das weiß die ganze Gemeinde.

Ich weiß dieß wohl, mein Lieber, aber darum fürchte ich mich dennoch nicht, mag kommen, was da will.

Da denken wir Bauern anders, wir sichern unsern Rücken, denn unsere Haut ist uns lieb. Ihr gebt uns also keinen Rath, darum wollen wir euch einen geben. Schlaget euch zu uns, und tretet in die Gesellschaft, die wir mit dem Anführer der Bauernschaft, Hans Müller von Bulgenbach, geschlossen. Ihr könnet uns mehr leisten, als Viele, dazu seyd ihr gesichert, die ganze Pfaffheit zu Ueberlingen kann euch dann nichts anhaben.

Ihr habt eine sonderbare Meinung von mir, wenn ihr mir Solches zutraut. Meint ihr, ich werde in Gemeinschaft treten mit einem Manne wie Hans Müller?

Der eben die Grundsätze ausspricht, wie ihr, Herr Pfarrer. Er will nur, daß das heilige Evangelium erhöht, und zwar, klar und ohne menschliche Zusätze nach dem alten und neuen Testamente gelehrt werde.

Das nimmt er zum Vorwand, lieber Martin, um über seine aufrührerischen Absichten einen Deckmantel zu legen. Das Evangelium ist nicht das, was er erhöhen will, sondern sich selbst, das ist seine Absicht.

Ihr verkennt ihn, Herr Pfarrer. Nun aber, daß ich weiß, was ich meiner Gemeinde zu berichten habe,

so entscheidet euch, was ihr thun wollet. Wollet ihr zu uns treten, und an unserem Bund zur Aufrecht- haltung christlicher Freiheit Theil nehmen?

Nimmermehr, mit Solchen, die mit Hans Müller in Gemeinschaft treten, werde ich es niemals hal- ten, denn Hans Müller ist ein Aufrührer ge- gen seine Obrigkeit, und Solches ist vor Gott mißfällig. Mit Aufrührern will ich nichts gemein haben. Der Frühmeßer sprach die letzten Worte mit fester und kräftiger Stimme, daß man sie leicht vor der Thüre hören konnte; dort standen mehrere Zuhö- rer, die unberufen erschienen waren.

Als Martin Weinmann dem Frühmeßer folgte, hatten sich einige der Unruhigsten leise hinten nach geschlichen. Sie traten stille in die Hausthüre des Frühmeßers, und horchten vor der Thüre auf das Gespräch, welches der Bauer mit dem Pfarrherrn be- gann. Immer folgten Mehrere ihrer Spur, und bald hatte sich die ganze Hausflur mit Bauern gefüllt. Sie wollten warten, was der Martin für eine Ant- wort vom Frühmeßer bringe. Endlich dauerte es ihnen zu lange. Einer unter ihnen, ein hitziger junger Mann, Namens Ulrich Schmidt, konnte kaum seine Geduld zähmen, daß er nicht in das Zimmer des Frühmeßers trat. Die Uebrigen hielten ihn lange zurück. Als er hörte, wie das Gespräch zwischen Bei- den hitzig wurde, drückte er auf die Klinge, und als er die letzten heftig ausgesprochenen Worte des Früh- meßers „Aufrührer“ vernahm, stand er mit grimmigem Blicke im Zimmer. Mit ihm traten auch die meisten Uebrigen ein.

Ohne durch das Eintreten der unberufenen Gäste betreten zu werden, sprach Johannes Heuglin in sanftem Tone: was habt ihr für ein Anliegen meine Freunde?

Wir wollen zu den Bauern, antwortete Ulrich Schmidt mit etwas grober Stimme, die aber doch den Frühmeßer nicht aus seiner Fassung bringen konnte.

Lieben Freunde, sprach der Frühmeßer gleichsam mit bittender Stimme: seyd eingedenk der Treue, so unsere Herren von Ueberlingen gegen euch erzeigt, und ferner noch euern Kindern geschehen mag; hal- tet euern Eid, den ihr geleistet, und thut als fromme Leute.

Da sprach Ulrich Schmidt mit beissendem Tone, wie wir's halten wollen, daß wird euch wenig küm- mern, aber von euch wollen wir wissen, ob ihr mit uns wollet, wir könnten euch brauchen. Was wollt ihr thun? Auf der Stelle wollen wir Antwort.

Nimmermehr will ich zu euch, erwiederte Heuglin mit fester Stimme. Wollet ihr euern Eid brechen — ich bin Priester, und werde nimmermehr treulos werden gegen meine Herren von Ueberlingen.

Vielleicht, sprach Ulrich Schmidt spöttelnd bei dieser Rede, kommen wir besser zu unserem Zweck, wenn wir in dieser Angelegenheit statt dem alten Martin das Annele schicken, die mag mehr, als wir alle, bei ihrem alten Freund richten.

Johannes Heuglin blikte verächtlich den Ulrich Schmidt an, und wendete sich ab von ihm. Noch-

mal richtete sich Martin Weinmann an den Frühmesser mit überzeugenden Reden, aber er blieb bei seinem Worte.

Komm Märte, sprach Ulrich Schmidt zu Martin Weinmann, indem er ihm beim Arme nahm, mit dem ist nichts zu machen, potz Marter und Kraft, merkst du es nicht? der Pfaffe ist ein Ueberlinger. Was wär's, setzte er halblaut hinzu, wenn wir den Pfaffen todt schlügen.

Johannes Heuglin hörte die letzten rohen Worte des Mannes. Er wandte sich noch einmal gegen den Haufen, und sprach: ihr könnt mich todt schlagen, aber dennoch will ich ein redlicher Mann bleiben, und weder mit Worten noch Werken meiner Obrigkeit treulos werden. Mög' auch euch der Herr Christus vor einer Untreue behüten.

Froh athmete der Frühmesser, als die unberufenen Gäste wieder seine Stube verlassen hatten, aber er gedachte auch zur Stunde der Worte, die sein Nachbar, Herr Pfarrer Frommann von Bodmann, in Betreff der Bauern ausgesprochen hatte. O Gott! seufzte er, warum habe ich diesem Volke die Augen geöffnet, auf das es desto sichrer in sein Verderben renne? wie hat es das schöne Wort von evangelischer Freiheit so gar mißverstanden und zum Unrecht verkehret, daß ich selbst den ersten Schmerz daran erlebe. —

XVII.

Der Samstag nach Michaelis war ein ersehnter Tag für Alt und Jung im Dorfe Hilzingen, denn nach diesem fiel die Kirchweihe, welche nirgends in

der Umgegend mit so viel Lustbarkeit gefeiert wurde, wie in diesem Dorfe. Da blieb am Abend Niemand zu Hause vom Kleinen bis zum Großen, und Alles gieng dahin, woher die Fidel oder Zither ertönte, die sich auf allen Seiten hören ließ. Wo nur ein Tannenbüschlein über dem Fenster winkte, oder ein gemaltes Becherlein sich schauen ließ, da stand auch ein Harfner oder Geigerlein am Fenster, und lokte zum fröhlichen Tanze. Vor Allem aber gieng es lustig her in der Herberge zur güldnen Krone. Das war der Ort, wo sich gewöhnlich die wohlhabendsten Hilzinger Bauern einfanden, um des Abends eines oder auch zwei Schöpplein zu trinken, aber am Kirchweihtagen hielt man meistens kein so gar strenges Maaß. Im großen Saale, wo die Zither laut tönte, da drehten junge Bursche die schmuken Mägdlein im Tanze, und unten im Hofraum war eine Kegelbahn; da belustigten sich die älteren der Männer mit Kegelschieben. Unter ihnen war auch der Hausmeister des Statthalters, der sonst selten vom Hause sich entfernen durfte, doch an so außerordentlichen Tagen machte der Statthalter eine Ausnahme, und er entließ seinen Diener, auf daß er sich eine Freude gönne.

Ei, sprach ein fremder Bauer, der eben zu den Spielenden trat, wer macht mit mir ein Spiel? Der Hausmeister, der gerade am Spiel der Uebrigen nicht Theil genommen hatte, erbot sich zu seinem Genossen. Der Fremde ließ den Hausmeister anspielen, aber er fehlte die Kegel. Besser schob seine Kugel der Fremde, und so oft er wieder schob, traf er seine 5 bis 6

Kegel, manchmal einen Kranz und nicht selten den König heraus. Der Fremde war dem Hausmeister gegenüber stets im Vortheil, und doch hatte der Fremde nie Etwas gewonnen — so zeigte es wenigstens das Täfelein, auf dem der Hausmeister die Rechnung führte.

Das will mich doch wundern, begann der Fremde, daß ich so gut schiebe, und doch keinen Gewinn davon habe. Da geht's nicht mit rechten Dingen zu — er warf, indem er dieß sprach, den Blik auf das Täfelein, das er bisher nicht angeschaut hatte.

So eine Rede könnte man übel nehmen, bemerkte der Hausmeister, aber ich nehme die Worte Anderer nicht so genau.

Das ist es gerade, rief der Fremde, der jetzt bemerkte, daß Dietrich Meier nicht gar redlich die Kreide geführt hat, das ist's gerade, daß es euch gleich gilt, ob man euch einen Halunken oder einen ehrlichen Mann nennt; wo es so ist, da ist es gewöhnlich kein gutes Zeichen.

Mäßiget eure Ausdrücke, sprach Dietrich Meier, ich bin des Herrn Statthalters Hausmeister.

Wohl bei dem, lachte der Fremde, habt ihr so schön das Rechnen gelernt. Die Bauern, welche die Beiden umgaben, lachten bei diesen Worten, aber der Hausmeister verbiß den Aerger. Als der Fremde immer beissender über den Statthalter spöttelte, konnte sich der Hausmeister nimmer halten — laßt meinen Herrn, den Statthalter, in Ruhe, sprach er, oder es könnte euch schlimm gehen. Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, so strekte der Fremde

die Hand aus, und der Hausmeister fühlte eine derbe Ohrfeige. Geh' jetzt heim, Männlein, setzte er dieser Gabe bei, und sag' deinem saubern Brodherrn, wie Hans Müller von Bulgenbach die Halunken zu behandeln wisse, sag' ihm, daß er sich bereit halte mit gutem Trunk und Essen, denn Genannter sei hieher gekommen, um diesen Abend bei ihm Kirchweihe zu halten.

Hans Müller von Bulgenbach! riefen erstaunt die Bauern, die um den Tisch saßen. Einer aber, der sonst nie in die Krone kam, sondern nur heut beim Schöpplein saß, stand vom Tische auf, gieng auf Hans Müller zu, und bewillkommte ihm mit frohem Handschlag. Willkommen Hans, sprach er, du bist pünktlich eingetroffen, hätt' nicht geglaubt, daß du so schnell Wort halten würdest. Es war Hans Maurer, der so sprach, und schon wußte, daß Hans Müller eintreffen müßte, indem ein Abgeordneter Müllers, der sich an ihn gewendet, diese Zeit und Stunde verheissen hatte.

Aber wo sind deine Genossen? fragte Hans Maurer.

So eben, erwiederte Müller, müßen sie in's Dorf einziehen, sie sind dieser Zeit in Singen gelegen. Aber ihr Nachbarn und Freunde! was seyd ihr gesonnen? Wollt ihr mit mir ziehen? Auf dieß bin ich hieher kommen, denn Hans Maurer hat mir von eurer Bereitwilligkeit berichtet.

Der Wein hatte allen so ziemlich gemundet, zur ruhigen Ueberlegung waren die Meisten im Augenblik nicht gerade aufgelegt, darum stimmte einer in

des andern Ja. Da setzte sich Hans Müller zu Tische, und er ließ eine Kanne Wein nach der andern auftragen, bis die ihm Umgebenden so kräftig die Macht des Weines verspürten, daß sie voll Begeisterung mit Hans Müller Alles zu wagen versprachen.

Indessen lief Hans Maurer in das Haus des Meßmers, welches nicht fern von der Herberge lag. Nur des Meßmers Eheweib war zu Hause; er überredete sie, mit ihm zu gehen, und die Kirche zu öffnen, da er beim letzten Gottesdienste etwas Wichtiges an seinem Plaze zurükgelassen habe. Diese öffnete ihm die Kirche, aber, statt einem der Sitze, lief er dem untern Theile des Kirchthurms zu, wo die Glocken hängen. Er ergriff ein Glocken-Seil, und läutete aus allen Kräften die Glocke, welche gewöhnlich die Bauern zu einer Einung versammelte.

Gerade saß der Statthalter nebst den beiden Petershäuser Konventualen an wohlbesezten Abend-Imbiß. Eben hatte er von seinem Hausmeister die traurige Kunde vernommen, daß der berichtigte Müller von Bulgenbach das Dorf betreten — kaum vermochte er noch den Bissen zum Munde zu bringen. Und jetzt ertönte auf einmal von der Kirche her das Geläute der großen Glocke. Was soll das bedeuten, rief er, der sich kaum noch von der Hiobspost des Hausmeisters erholt hatte. Folget mir, werthe Herren — er stand auf — wir wollen sehen, was geschiehet. Er gieng in Begleitung der beiden Herren, so wie des Hausmeisters, dem Kirchhof zu. Dort stand Hans Maurer, der eben das Glockenseil aus den Händen gelassen hatte. Wer hat geläutet? rief

der Statthalter. Ich, lachte Hans Maurer, ich habe geläutet und will läuten, und käme der Pabst auf den Kirchhof.

Eben wollte der Statthalter dem Bauern, den er besonders seit seinem letzten Geburtstag wohl kannte, seine Frechheit verweisen, da sah er, wie von allen Seiten her Menschen der Kirche zuliefen. So stark war nie, auch bei den wichtigsten Angelegenheiten, ein Kirchengang gewesen. Besonders aber sah er, wie sich von der Herberge zur Krone ein großer Zug auf den Kirchhof bewegte. Er unterließ es, dem Bauern Hans Maurer eine Strafpredigt zu halten, und hielt es für gerathener, sich wieder in seine Wohnung zurückzuziehen. Mit jenem Volkshaufen hatte sich Müller von Bulgenbach, an der Spitze der Seinigen, so wie derjenigen, die sich in der Herberge an ihn angeschlossen hatten, bald vereiniget.

Der Troß der Bauern war auf dem Kirchhof versammelt. Hans Müller stellte sich auf einen etwas erhöhten Platz, und begann seine Rede: Fried und Gnad durch Christum Jesum, unsern Herren, liebe Freunde und Nachbarn, von mir Hans Müller von Bulgenbach, Obersten des Schwarzwälder Haufens. Sintemalen durch Gottes Gnade uns zu Theil geworden, daß das heilige Evangelium wieder lauter und pur ans Licht gezogen worden ist, so soll es demnach ohne menschliche Zusätze nach dem alten und neuen Testamente gepprediget werden. Das hat gelehret der ehrwürdige Bartholomä Hubmeier zu Waldshut, und er hat zu Stadt und Land viel An-

hang funden, aber nicht minder viel Gegner unter den Herren. Da bin ich, Hans Müller, dem das göttliche Wort die Augen geöffnet, Oberster worden unter den Landleuten, die dem ehrwürdigen Mann Bartholomä Hubmeier anhängig wurden, und hab' sie gen Waldshut geführt, um uns zu vereinen mit den Bürgern daselbst, die ihm anhiengen, und zu schützen den schwächeren Theil, zur Erhöhung des göttlichen Evangeliums. Da kamen die Bauern aus der Grafschaft Stühlingen, so wie die Unterthanen des Grafen von Sulz, die waren schwer gedrückt durch Frohnden, Jagd, Fall und Lehenspflicht. Die haben sich mit uns vereint zu einem Bund, und wir haben versprochen, sie zu erhalten in der Freiheit von ihrem Oberherren, dessen Joch sie abschütteln, und wollen alle die schützen und vertheidigen, die gleich ihnen unter dem Druck ihrer Herren schmachten. Denn der Christ ist frei, so lehret das göttliche Evangelium, und wir sind gleich geboren wie die Herren, die uns achten als das Vieh, das sie an den Pflug spannen. Und zu der Freiheit, die das göttliche Evangelium verkündet, wollen wir euch verhelfen, lieben Freunde und Nachbarn, so es euer Wille ist, und ihr werdet seyn wie wir, die wir nur so weit der geistlichen und weltlichen Gewalt unterworfen seyn wollen, als es Gottes Gebot ist, und der Wille seines Sohnes Jesu Christi, dem da sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Frei wollen wir seyn, wie ihr, rief Hans Maurer, der sich jetzt neben Müller stellte, frei wollen wir seyn, so riefen mehr als hundert Bauern, die

vom Kirchweihtrunk so viel zu sich genommen hatten, daß sie kaum noch lallen konnten.

So folget mir liebe Freunde und Nachbarn, rief Hans Maurer, gen Zell, dort liegen unsre Hauptgegner, die Herren Kommissarien von Oesterreich, die mich, den Obersten dreimal beschieden, um mit mir zu handeln wegen der Sühne, aber erst das drittemal bin ich kommen, und hab' mich zu einer Sühne bereden lassen. Seht liebe Nachbarn und Freunde! die Herren haben wohl eingesehen, daß das Recht auf unsrer Seite ist, sonst hätten sie uns nicht so oft zu sich gebeten. Aber sie erkennen, daß sie uns bisher geplagt wie das Vieh, darum schlägt ihnen das Gewissen, sie sind nachgiebig geworden, und wählen einen gütlichen Weg. Das hab' ich gesehen, drum habe ich zur Sühne ja gesagt — wie lange sie dauren wird, das werden die Herren sehen, wenn Hans Müller vor den Mauern der Stadt liegt. Wollt ihr mit ausziehen, liebe Freunde und Nachbarn? — Die Orte am See bis zur Stadt Ueberlingen hin, sind unser: Sernatingen und Sipplingen, Böringen, Ueberlingen am Ried, Gaienhofen und Bohlingen. Alles ist unser, und sie vereinigen sich mit mir im Angesicht der Stadt. Dann wollen wir die Herren zwingen, nach unsrer Pfeife zu tanzen, und wir wollen ihnen in die Feder geben, nach was für Gesetzen sie uns zu regieren haben, und das Alles vermöge der Freiheit, die uns gegeben ist durch Gottes Gnade in dem heiligen Evangelium, wie es nunmehr pur, klar und ohne menschliche Zusätze nach dem alten und neuen Testament geprediget wird,

durch unsern Herrn Jesum Christum, welchem sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Wir folgen dir, wohin du uns führst, rief wieder Hans Maurer aus vollem Halse, und hundert heisere Kehlen stimmten mit ihm ein. Aber, fuhr er fort, ehe wir abziehen, wollen wir den Imbiß holen beim Statthalter, und wollen unsre Habersäcke füllen, denn der Weg nach Zell ist eine gute Strecke.

Hans Maurer hat Recht, rief einer der zunächst Stehenden. Der Pfaff hat so noch Nichts zum Besten gegeben am Kirchweihtag.

Den Zehentwein, sprach ein Zweiter, kann er kaum aufheben, den er heuer uns abgenommen; wir wollen ihn leer machen

Sein weiß Brod, spöttelte ein Dritter, das er aus unsrer besten Frucht gebacken, wird uns auch nicht übel schmecken, und vielleicht hat die Ursula gute Pastetlein gebacken, die selten an uns kommen.

Kommt, laßt uns darnach sehen, wie der Pfaffe mit seiner Sippschaft Kirchweih' hält, rief noch einmal Hans Maurer, und Hans Müller mit seinen Genossen lachte laut auf.

Maurers Rede fand Anklang bei den Meisten, denn mehr oder weniger waren Viele schon lange dem Statthalter im Stillen gram gewesen, bei den Meisten war es die Lust, im Ueberfluß des Statthalters sich heute einen angenehmen Kirchweihtag zu machen.

Hans Maurer stellte sich an die Spitze, — einen bessern konnte man nicht finden, da es gegen den

Statthalter gieng, denn er hatte seine Mißhandlung am St. Lorenzentag sich hinter die Ohren geschrieben. Nicht weit hatte der Zug bis in die Statthalterei, denn Kirche und Schloßgebäude war nur durch die Straße getrennt. Jauchzend und lärmend zogen sie in den Schloßhof, wo ihnen Niemand hindernd in den Weg trat.

Schon freute sich Hans Maurer darauf, wie er dem Statthalter zur Kirchweih aufspielen würde, er wandte sich sogleich nach dem Speisesaal, wo der Herr Statthalter noch lang zu tafeln pflegte. Aber Alles war ausgeflogen. Noch war die Tafel mit Speisen besetzt, die kaum angerührt worden waren. Frau Ursula hatte es am heutigen Kirchweihtage an Nichts fehlen lassen; freilich hatte sie nicht gedacht, daß solche unberufene und unfläthige Gäste sich einfinden würden. Doch diese nahmen wenig Rücksicht darauf, ob für sie oder für andere die Tafel gedeckt war; sie setzten sich ohne große Schüchternheit nieder, und jetzt gieng es an ein Essen und Trinken, wie es bisher noch wenig in diesem Saale vorgekommen war.

Hans Müller von Bulgenbach hatte trotz dem, daß er zu den wohlhabenderen Schwarzwäldern gehörte, selten etwas anderes auf seinem Tische gesehen, als ein Stück geräucherten Speck und frisches Sauerkraut. Er hatte dieses Gericht immer für das kräftigste und fürnehmste gehalten — wie giengen ihm nun heute die Augen auf, als er die feinsten Gemüse erblikte, von welchen er noch nie in seinem Leben

gehört hatte, und auf diesen fein zerlegte Fleischschnittchen, die so köstlich in seine Nase dampften. Wo er hinblickte, standen die herrlichsten Speisen, von denen er nie geträumt hatte, und er sammt seinen Schwarzwälder Kameraden wußte kaum, wie er sie angreifen sollte, ob mit dem Löffel oder mit der Gabel.

Besser war damit bekannt sein neuer Bundsgenosse Hans Maurer sammt Sippschaft. Wohl war bei ihm schon lange Zeit schmale Kost im Schwange gewesen, aber manchmal hatte er in Zeiten, da der Statthalter noch in gnädigem Vernehmen mit ihm stand, bei der Tafel den Zuschauer machen dürfen, wenn er dem gestrengen Herrn Statthalter ein Anliegen vorzutragen hatte. Da hatte er es bei den Herren abgesehen, nach welchen Bißlein man sich zuerst wende, und ob man sie mit der Gabel oder dem Löffel zum Munde führe. Auch denen, die ihm zunächst saßen, waren es bekanntere Dinge, besonders dem, der vor wenig Augenblicken noch so große Lust nach den von Frau Ursula bereiteten Pastetlein verspürt hatte. Mit einer Art von Heißhunger suchte er diese aus dem reichlich aufgetischten Backwerk hervor, aber leider unterließ er es, zuvor zu untersuchen, was der süße Inhalt solcher Pastetlein war. Manchmal schnitt er ein höchst grämliches Gesicht, wann er ein ganzes Pastetlein zum weitgedehnten Munde führte; — denn zuweilen ergriff er ein solches, dessen Fülle noch siedend heiß war.

Als sich sämmtliche Bauernschaft mit ihren beiden Anführern so ziemlich am Kirchweihschmauß des Herrn Statthalters erlabt hatte, da gieng es an den Trunk. Der entsprach weniger ihren Erwartungen. Nur kleine Flaschen nebst ähnlichen Becherlein standen in der Mitte der Tafel. Die waren wie Tropfen ins Meer. Hans Müller leerte jede Flasche, ohne abzusetzen, in der Meinung, daß es nur ein besonderes Hilzinger Gewächs, etwa Wein aus dem Weinberg vom Gönnersbohl wäre. Erst Hans Maurer belehrte ihn und die übrigen, während er nicht minder schnell die Flaschen leerte, daß dieß Wein sey, der aus fremdem Lande komme, und den man mit gehörigem Verstand trinken müsse. Solcher war freilich bei Wenigen mehr zu finden, und dennoch lallten die nie zu stillenden Kehlen, welche nur mit Essen ein kleines Zwischenspiel begonnen hatten, jetzt an einem fort nach Wein, nicht nach den süßen und kraftlosen Tröpflein, die sie bisher wie Wasser getrunken hatten; sondern Kannen mit ächtem Hilzinger Gewächs so etwas reizenderer Natur, sollten jetzt erscheinen. Da müssen wir selbst den Kellermeister machen, wenn wir solchen wollen, rief Hans Maurer. Flugs stand er auf, und ihm folgte die ganze Schaar der Immerdurstigen. Da man den Kellerschlüssel in der Eile nicht hatte auffinden können, so wurde die Axt zu Hülfe genommen. Klirrend zerfiel die gewaltsam geöffnete Kellerthür. Wie solche, die seit 8 Tagen Durst gelitten, fielen die Bauern über die Fässer her. Da schenkte man nicht lange in Krüge und Kannen, die Bauern legten sich unter die Fässer

und tranken nach Herzenslust, nicht so sehr darauf achtend, ob auch manchmal der edle Wein daneben floß, oder der Faßhahn geöffnet blieb. Jauchzend und lärmend waren die Bauern in den Keller gezogen, jetzt wurde es nach und nach ruhiger. An den Fässern hatten die Immerdurstigen endlich den Durst gestillt. Die Meisten lagen in der Stellung, wie sie sich nach der Oeffnung des Hahnens gerichtet hatten, unter den Fässern, und man sah an ihnen kaum mehr ein Lebenszeichen. Bis über die Knie reichte ihnen der Wein, der aus den offen gebliebenen Hahnen floß. Einige waren nicht einmal mit dem zufrieden gewesen, was aus den Hahnen strömte, sie schlugen mit den Aexten noch größere Oeffnungen in die Fässer, und manche derselben wurden gänzlich zerschlagen. — Nur wenige der Zecher retteten sich aus der ungeheuren Weinfluth, die durch den Keller strömte. Sie waren noch einigermaßen bei Besinnung, ob sie gleich nimmer fest auf den Füßen stehen, und nur undeutlich lallen konnten. Die zogen sich aus dem Keller zurück, aber nur, um sich den Ausbrüchen der Rohheit noch länger zu überlassen, als die im Keller Liegenden, denen der Wein die Kraft dazu genommen hatte. Jetzt wurde im Saale der Statthalterei Haus gehalten, wie es nimmer von den rohsten Feinden geschehen wäre. Was auf der Tafel stand, Becher, Schüsseln und Teller wurden in Stücken zerschlagen und durch die Fenster geworfen. Als die Betrunknen ihre Wuth an dem Speisesaal ausgelassen hatten, zogen sie durch die übrigen Gemächer des Schlosses. Prächtige Betten lagen in den Gastzimmern gerüstet,

wenn der Prälat von Petershausen einige Tage in der Statthalterei zubringen wollte. In die einen legten sich die Trunknen mit ihren schmutzigen Stiefeln, die andern nahmen und zerrauften sie, und ließen die kostbaren Pflaumfedern zum Fenster hinausfliegen. Die reichen Tapeten wurden von den Wänden gerissen, die bretternen Zimmerböden aufgehoben, und die Getäfer und Decken abgetragen. Schränke mit den schönsten gothischen Verzierungen wurden eingetreten, und alles was Zerbrechliches darinnen sich vorfand, an der Wand zerworfen. Eine schöne Bibliothek stand in einem der Zimmer, die an das Tafelzimmer gränzten; auch in dieses drangen sie. Die herrlichsten Werke aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst wurden herausgenommen und in Stücken zerrissen; Kaufbriefe und Urkunden aber, die in demselben Zimmer aufbewahrt wurden, warfen sie unter einander, die größern mit schönen Sigillen behängten Dokumente aber klappten die Bauern zusammen, und machten Kappen daraus, wie die Knaben zu thun pflegen. Hans Müller und sein nunmehriger Kumpan, Hans Maurer, den die Hilzinger Bauern, gegenüber dem großen Schwarzwälder, jetzt nur noch das Hänsle hießen, hielten lachend solche Kappen einander entgegen, und der eine suchte sie dem andern aufzusetzen. Hans Maurer hatte zuerst die Kappe auf dem Kopfe, die Hans Müller ihm mit einem derben Schlag auf die Stirne drückte. Fast wie eine Bischofsmütze saß sie auf seinem dicken Kopfe, und über seine Ohren hieng das große Sigill, wie eine Quaste.

Häusle, sagte der Schwarzwälder Müller lachend, du siehst mir aus wie ein Bischof, es fehlt dir nur noch der Mantel und Stab — wie wär's, wenn wir dich auf der Stelle zum hochwürdigen Bischof einkleideten.

Er taugt dazu, denn sein Kopf ist groß genug, riefen einige andere lachend, nur fehlt ihm das Bäuchlein, dem Hungerleider.

Wird schon kommen, lachte Hans Maurer, wenn ich's bin, aber statt zum Bischof macht mich zum hochwürdigen Herrn Statthalter, der ist doch zum Kukuk mit seiner Sippschaft.

Das soll seyn, riefen die Uebrigen — Häusle, du sollst der Statthalter seyn, und der Schwarzwälder Müller mag dich weihen. Da trat Hans Müller zum Häusle, nahm eine wichtige Miene an und sprach: sintemalen die Statthalterei allhier von selbsten vakant worden, so weihe ich dich anmit nach dem Willen der ganzen Bruderschaft zum Statthalter über Hilzingen, so unserm Konvent Petershausen zuständig; tritt näher mein Sohn.

Hans Maurer trat näher. Da nahm ihn der Müller beim Schopf, sprechend: sintemalen die Tonsur an dir noch nicht vollzogen, so thu' ich es anmit. Mit der Linken hielt er Hans Maurers Haarschopf, mit der Rechten ergriff er ein Messer, und schnitt ihm, trotz seines Widerstrebens, den größten Theil seiner Haare ab; dann nahm er einen Becher vom Tisch, und schüttete ihn über die nackt geschorne Stelle, daß der Wein auf allen Seiten herablief.

Die Weihe war beendigt, und nun kamen die Uebrigen herbei, und ein Jeder trug etwas in den Händen, womit sich früher der Statthalter geschmückt hatte. Einer hatte seinen Staatsrock aufgefunden, den der hochwürdige Herr Statthalter freilich selten mehr gebraucht hatte; der wurde nun dem Hänsle umgelegt. Ein Anderer hatte ein Paar Schuhe des Statthalters gefunden, aber es waren zufällig nur diejenigen, in denen er vor Schlafengehen zu wandeln pflegte. Vor Allem aber brachte ein Dritter einen Schlüsselbund, an dem mehrere große Schlüssel hiengen. Die hatte der Herr Statthalter, als er sich davon machte, in der Eile liegen lassen. Hans Müller hängte diesen Schlüsselbund an seinen ledernen Gurt, und zeigte eine so gravitätische Statthaltersmiene, daß die ihn umgebenden Kameraden sich beinahe zu einer Art von Ehrfurcht gegen ihn getrieben fühlten.

Aber nicht lange dauerte die Statthalterschaft bei Hans Maurer. Als er sich auf den Lehnstuhl des Statthalters setzte, auf dem dieser gewöhnlich sein Nachmittagsschläflein zu machen pflegte, da wandelte auch ihn solche Lust an. Seine Gesellen um ihn hatten sich da und dort auf dem Boden ihre Ruhestätte gewählt. Selbst Müller von Bulgenbach, der sonst am längsten auf den Füßen stand, wenn er sich auch noch so sehr der Unmäßigkeit hingab, lag mit halbem Leibe über den Tisch gebreitet, und schnarchte aus allen Kräften.

Sie ruhten von ihrer Arbeit, die heldenmüthigen Kämpfer zur Erhöhung des göttlichen Evangeliums,

und der Statthalter war mit seinen Geistlichen sammt seinem Hausmeister und dessen Frau bald bei Petershausen, denn er gedachte, besser, ich rette meine Haut, als das Haus, so mir an vertraut ist. Und er hatte auch klug gedacht, denn es wäre ihm übel ergangen, wenn er seinem Nachfolger Hans Maurer in die Hände gefallen wäre.

XVIII.

Hoch stand der Mond am Himmel, und blickte aus dem Kreise, der ihn umgab, gleichsam traurend herab auf das Schloßgebäude zu Hilzingen, in dem die wilde Horde lag, versunken in Schlummer, in den sie die Kraft des übermäßig getrunknen Weins gebannt hielt. Es war ruhig und stille im ganzen Gebäude, nur das Schnarchen der Schlafenden durchtönte widerlich die Säle und Gastzimmer. Da knarrte im Häuschen, das hinten an das eigentliche Schloß angebaut war, eine Thüre, aber nur ganz sanft, und ein Mädchenkopf mit blonden Zöpfchen blickte verstohlen durch die halbgeöffnete Thüre; sie sah sich lange um und lauschte. Als sie hörte, daß es im Hofe so mäuschenstille war, trat sie ganz aus der Thüre und wandelte über den Hof hin. Es war Annele, die von allen Bewohnern der Statthalterei allein zurückgeblieben war. Unter dem Vorwande, ihre nöthigen Kleidungsstücke zusammenzusuchen, war sie, als Frau Ursula und ihr Eheherr den Weg zur Flucht antraten, noch ein wenig zurückgeblieben. Aber es waren andere Gründe — sie wollte die Schlüssel suchen, welche den Kerker der Burg Staufen öffneten; aber ihr Suchen

war vergebens, denn der Hausmeister, der sie jeden Abend unter sein Kopfkissen legte, hatte sie mitgenommen — lieber wollte er seine Ehehälfte zurücklassen, als diese Schlüssel. Oft rief der Hausmeister mit rauher Stimme, daß Annele umkehre, denn er vermuthete Unrath; lange hatte ihr Fidelis Hager freundlich zugerufen, denn er wollte sie nicht zurücklassen, aber Annele hörte nicht darauf, bis die Bauernrotte schon im Hofe stand und ihr den Ausweg raubte. Annele hatte nun die Thüre des Häuschens fest verschlossen, und zufällig war die Rotte so eifrig im Schlosse selbst beschäftigt, daß sie nicht an das Häuschen des Hausmeisters gedachte. So stand jezt Annele doch der Erfüllung eines Wunsches nahe, den sie schon seit einigen Tagen, während sie gleichsam eingesperrt war, in sich getragen hatte. Wie ein leichtfüßiges Reh eilte sie über die Straße des Dorfs. Bald stand sie an der Wegscheide gen Staufen und Hohentwiel. Was soll ich thun, fragte sie bei sich — soll ich zuerst zu den Gefangnen, und ihnen ankünden, daß ihre Rettung nahe sey, oder soll ich gen Hohentwiel, und Hülfe herbeiführen? — Sie entschied für das leztere, denn ohne Schlüssel konnte sie doch Nichts für die Gefangnen thun. Zu dem hatte sie Eile, wenn sie noch auf Hohentwiel eingelassen werden wollte.

Rüstig stieg sie den Berg hinan, und lieblich leuchtete der Mond auf ihrem Pfade. Bald stand sie auf der Höhe des Berges, wo die Pappeln stehen, und die erste Wasserquelle fließt. Jezt gieng es einen steilen Felsweg hinan. Nach mühsamem Steigen er-

reichte sie das erste Hauptportal. Das Thor war schon geschlossen. Sie klopfte, und hörte bald darauf des Thorwächters Stimme, der nach der Loosung fragte. Glücklicherweise hatte ihr der alte Rechberger bei der letzten Unterredung, die Annele an der Kerkeröffnung bei Staufen gehalten hatte, das Loosungswort mitgetheilt. Hie in alweg gut Würtemberg! rief Annele mit heller Stimme, und sie wurde ohne Zögern von dem Thorwächter eingelassen. Jetzt gieng es an einer noch steilern Felswand vorüber. Ohn' Ermüden stieg Annele bis nahe zu der Zugbrücke, wo das zweite Thor und das Haus des Hauptmanns stand. Bisher hatte sie sich nicht umgesehen, denn nur Ein Gedanke beseelte sie, wie sie den Gefangnen so schnell als möglich Hülfe bringen könnte. Sie war gleichgültig vorübergegangen an den schönen Felsen, die sich auf der nördlichen Seite wie eine himmelhohe Mauer erheben. Aber als sie oben vor der Zugbrücke angekommen war, da konnte sie sich nicht wehren, all das Herrliche zu betrachten, das sie noch nie gesehen hatte.

Annele stand auf einem Bergvorsprung, der aus senkrechtstehenden Felsen bestand, über die sie in eine schauerliche Tiefe hinabblickte. Tief unten rechts von der Felsenwand lag in lieblicher Gruppirung eine kleine Meierei, in deren Hofe eine Linde ihre Aeste ausbreitete. Von der Höhe herab erschien die Linde wie ein kleiner Baum, und die Meierei wie Häuschen, mit denen die Kinder spielen. Nur durch kleinen Zwischenraum getrennt zeigte sich von Mauern umgeben ein geräumiger Platz — lieblich strahlte der Mond darüberhin. An den Kreuzlein, die da und

dort sich erhoben, und in deren Gold des Mondes Licht spielte, erkannte sie, daß der Ort ein Friedhof war. Sie richtete ihren Blick in die Höhe, und da zeigte sich erst die Gegend in ihrer vollen Herrlichkeit. Rings um die Burg, auf der sie stand, lagerte sich ein Kranz von Burgen, auf deren Zinnen das Licht des Mondes strahlte, — sie wußte nicht, auf welcher derselben ihr Blick länger weilen sollte. Eine in weitester Ferne, die Burg Herblingen, gegen Süden hin, fesselte am meisten ihre Aufmerksamkeit; denn diese ragte besonders schön hervor aus den sie umgebenden Wäldern. Ihr Blick schaute wieder herüber — sie sah die kleine Burg Staufen, und gedachte der Gefangnen; schnell wollte sie weiter, aber ihr Blick fiel noch einmal auf den lieblichen Friedhof zu ihren Füßen. Ein wehmüthiges Gefühl kehrte in ihrem Gemüthe ein: noch nie hatte Annele in so schöner Mitternacht auf die Gräber geschaut, — noch nie war ihr ein Friedhof so lieblich erschienen. Ach! dachte sie bei sich, wie wohl mag es einem seyn, hier unten zu schlummern an einem so anmuthigen Plätzchen. — Wie wohl wäre es mir, denn mein Glück ist doch nicht hienieden — mein liebster Wunsch bleibet ja ewig unerfüllt! Ein düsterer Augenblik stellte sich wieder ein, der schon manchmal wiedergekehrt war, seit sie sich von dem Gegenstand ihrer ersten Liebe hatte trennen müßen — sie gedachte an ihren fernen Freund.

Wir überlassen sie ihren düstern Gedanken, und besuchen, ehe Annele in den Hof der Feste tritt, einen Wohlbekannten, der auch nicht über diese

Brücke trat, und nicht zu den Glücklichen des Lebens gehörte — es ist Johannes Gailing, der Prediger auf Hohentwiel. In einem Hause, das sich an das kreisförmige Langgebäude der Burg anschloß, aber nur etwas höher lag, hatte er seine Wohnung. Noch in später Stunde saß Johannes Gailing an seinem Fenster, das gegen den See gerichtet war. Er sah, wie der Mond blutigroth hinter den Bergen des Ueberlinger-See's hervorstieg, er sah, wie er schon im vollen Lichte über dem Untersee strahlte, aus dem die Reichenau wie ein Feengarten emporsteigt. Wie ein Feuermeer leuchtete die ganze Fläche des See's bis gegen Kostniz hin, das nur wie ein dunkler Punkt sich darstellte. Aber hell war erleuchtet die liebliche Reichenau; man konnte einzelne Gebäude, besonders Hatto's uralte Münsterkirche, unterscheiden, und nahe dabei die herrliche Pfalz — die einst Könige und Kaiser beherbergte. So schön dieser Anblick war, so schenkte ihm Gailing doch nur wenig Aufmerksamkeit. Sein Auge war hauptsächlich auf die Gegend gerichtet, wo die Burg Rosenegg lag, die in den Zeiten des Schwabenkriegs unter den Händen der wilden Schweizerhorden in Trümmer zerfallen war. Nicht gedachte er diesmal der anmuthigen Geschichte, wie eine Frau aus diesem Geschlecht gleich den Weibern von Weinsberg gethan, und ihren Gemahl aus der von den Feinden umzingelten Burg, als ihre liebste Habe, hinaustrug; — nein, er gedachte an Einen, dem er mit ganzer Treue zugethan war, den man schon längst auf der Burg erwartete. Darum war Gailings Blick immer auf die Straße gerichtet,

die am Fuße des Rosenegger-Berges vorbei gen Schaffhausen führt. So oft er etwas sah, das sich bewegte, glaubte er, seinen geliebten Herrn und den alten Rechberger zu entdecken, aber es war vergebens.

Der dritte Tag war schon erschienen, seit Gailing mit Fritz von Schweinsberg und den übrigen Getreuen den Herzog auf Hohentwiel erwartet hatte. Schweiker von Sickingen war mit seinen Söldner-Schaaren schon eingetroffen, und dieser war ja erst von Schaffhausen abgezogen, nachdem der Herzog schon lange die Stadt verlassen hatte. Fritz von Schweinsberg sandte überall Boten aus; sie kamen bis Schaffhausen, aber keiner brachte nur die geringste Kunde von dem Herzog — nur so viel hörte man, daß er der Zeit nach schon lange müßte eingetroffen seyn. Bange Ahndung erfüllte jetzt Alle, die ihrem Herrn recht innig zugethan waren, und das war vor Vielen Johannes Gailing. Darum war er stets an der Spitze derjenigen, welche nach dem Herzog ausgiengen; darum wachte er noch bis in die späteste Nacht, und schaute von seinem Fenster hinab auf die Straße, auf welcher der Herzog kommen mußte.

Schon stand am heutigen dritten Tage der Mond hoch am Himmel — Johannes Gailing hatte längst alle Hoffnung aufgegeben, daß der so lang Ersehnte auf der Burg eintreffen könnte — er verließ das Fenster und begab sich an sein Tischlein, um sein Nachtgebet zu verrichten. Auf dem Tische lag die Bibel — sein liebstes Andachtsbuch — er schlug auf,

und der 91. Psalm lag vor ihm. Er faltete seine Hände und las mit lauter Stimme:

„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe; denn er errettet mich vom Strick des Jägers und von der schädlichen Pestilenz. Er wird dich mit seinen Fittigen decken, und deine Zuversicht wird seyn unter seinen Flügeln; seine Wahrheit ist Schirm und Schild, daß du nicht erschrecken müßest vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tags fliegen.“

Ein leises Pochen unterbrach Gailings Andacht; er öffnete das Fenster und schaute hinaus. Auf die Frage, wer unten stehe, bat ihn ein sanfte Mädchenstimme um Einlaß. Schnell eilte Gailing hinunter an die Thüre, um das Mädchen einzulassen. Wie erstaunte er, als Annele ihm entgegentrat. Um Gott, rief Johannes Gailing, was führt dich hieher, und warum so spät? Annele, die nicht minder verwundert war, erzählte in Kürze, wie sie ohne Hinderniß über die Brücke der Burg gekommen, und in den Hof-Raum getreten wäre, wie sie aber in keinem Hause, als in Herrn Gailings Stüblein noch Licht erblickt hätte, und diesem zugegangen wäre — und jetzt, fügte sie hinzu, bin ich hier, um schleunige Hülfe eurem Herrn zu erbittten, der unten in der Burg Staufen in Gefangenschaft schmachtet.

Mit Entsetzen hörte Johannes Gailing die Kunde. O Gott! rief er, so Etwas habe ich vermuthet von unsern schlimmen Nachbarn, — aber der Herr wird

dich erretten, mein unglücklicher Fürst, von dem Strick derer, die dich gefangen. Komm, braves Mägdlein, wir wollen sogleich zum Hauptmann der Burg, daß meinem geliebten Herrn noch in der Nacht Rettung werde.

Beide giengen zum Hause des Hauptmanns: schnell war er mit den Seinigen wach, und Annele bestätigte ihre Aussage vor ihm. In wenig Augenblicken war die Kunde durch die ganze Burg gedrungen, und das Haus des Hauptmanns war bald von einer Schaar getreuer Mannen umgeben, die im Augenblick für ihren lieben Herrn Rettung aus seiner schmählichen Haft verlangten. Auch der alte Leonhard Zeller hatte sich eingefunden; der hatte eine gewichtige Axt über die Schultern gelegt, denn er wußte, daß diese den besten Dienst leisten könnte. Jezt stellte sich Fritz von Schweinsberg an die Spize seiner Ritter und Mannen, neben ihm gieng Johannes Gailing und Annele, die am besten Kunde geben konnte über Ort und Stelle, wo der Herzog und sein alter Freund gefangen lag.

Es war eine schöne Schaar, die den Berg herabzog, bewaffnet mit blanken Gewehren, als gieng es in den Streit. Hell leuchteten aus den vordersten Reihen die brennenden Fakeln gegen die westliche Felsenwand hin, welche des Mondes Licht nicht bescheinen konnte. Bald war der Zug in der Nähe der Burg Staufen angekommen. Leise bewegte er sich um die kleine Anhöhe, auf der die Burg steht. Da schlug ein Hund an, daß es laut tönte durch die Todtenstille, die bisher über die Gegend verbreitet war.

Das ist des Fingals Stimme, riefen Mehrere aus der Schaar, die das treue Thier kannten. Noch redeten sie, da kam wirklich der treue Hund herbeigesprungen, und sprang freudig hinauf an seinen alten Bekannten, besonders an dem alten Leonhard Zeller, der neben dem Rechberger im Dienste des Herzogs ergraut war.

Hier ist jezt euer Führer, sprach Annele zu Johannes Gailing und Friz von Schweinsberg — folgt ihm, und ihr bedürfet nimmer meiner Leitung. Dieses sprechend lenkte sie in einen andern Weg ein, der Rechts von der Burg führte. Ehe sie das Wort noch recht ausgesprochen hatte, war sie verschwunden.

Während die Schaar der Befreier dem treuen Hunde folgte, der wie ein Führer der Schaar vorangieng, waren die beiden Herren im Burgverließ wach geworden. Fingal, der treue Wächter, der bisher noch nie so kräftig seine Stimme hatte erschallen lassen, hatte sie aufgeweckt zur guten Stunde.

Ist es schon Tag, rief der Herzog, der eben aus den Schlummer auffuhr. — O nein, mein Fürst, es ist nur des Mondes Licht, das falsche Tageshelle durch den Kerker verbreitet. Aber ich ahne, es wird bald Tag werden — ich hab' im Traume ein Engelein gesehen in frommer Mägdleins Gestalt, und das hat unsere Kerkerthüre geöffnet, und uns hinausgeführt.

Du guter Alter, das Engelein, von dem du geträumet, ist wohl das Mägdlein, das uns jüngst Rettung verheißen, aber es ist ein eitles Traumbild — das Mägdlein hat unserer gar vergessen. Aber horch,

alter Freund, ich höre Menschentritte den Gang her. Ich will der Thüre näher treten. Bleibt wegen euers Verbands, gnädiger Herr, sprach der Rechberger, ich will nachsehen; rüstig sprang er vom Lager der Thüre zu. Der treue Fingal strekte den Kopf durch das Schiebfenster, und winselte freudiger, als er sonst gewohnt war.

Freund oder Feind, rief der Rechberger, als viele Menschentritte der Thüre nahten. Hie in alweg gut Würtenberg, antwortete eine noch kräftigere Stimme — es war die Stimme des Hauptmanns Friz von Schweinsberg, und mit der Antwort ertönte ein kräftiger Schlag auf den Riegel der Thüre — es war Leonhards Zellers Streitart, die so kräftig traf, daß der Riegel zersprang, und die Kerkerthüre geöffnet war.

Durch die Schaar der Eintretenden hindurch hatte sich der treue Hund gedrungen, um der erste in der Begrüßung seines Herrn zu seyn, und er ließ keinen zuvorkommen. Auf den Herzog, der von dem Strohlager seine Arme gegen die Getreuen ausstreckte, eilten jezt alle zu. Kaum wußte er, wem er seine Hand zuerst reichen sollte, so viel theuere Männer waren ihm jezt nahe. Von allen Seiten ragten Hände herein, um den so lang ersehnten Herren nur zu berühren, und sich zu überzeugen, ob es wirklich der geliebte Herr wäre, zu dessen Befreiung sie gekom men waren.

Dank euch meine Getreuen, rief der Herzog innig bewegt über die Liebe der Seinigen, die sie so deutlich an den Tag legten. Mag die Zeit kommen, daß

ich es euch vergelten kann. Dieß sprechend wollte er sich aufrichten, um in die Mitte seiner Getreuen zu treten, aber der Verband seiner Wunden hinderte ihn. Bleibt, gnädiger Herr, rief der alte Leonhard Zeller — die Hände, welche Kraft hatten, die Thüre eueres Kerkers zu sprengen, und euch zu befreien, die mögen euch auch weiter bringen. Hab' noch gute Schultern, vertraut euch ihnen.

Schnell war eine Tragbahre aus Hellebarden zusammen gesetzt; des alten Rechbergers Strohlager wurde auf die Bahre gebreitet, und nun hoben sie ganz sanft ihren lieben Herrn darauf.

Leonhard Zeller war der erste, der die Bahre mit der theuern Last schulterte, noch 5 edle Ritter, worunter selbst Fritz von Schweinsberg war, stellten sich zu ihm, denn sie wollten keinen andern die Ehre gönnen.

Wer hat euch aber die Kunde gebracht von unserer Haft? fragte der Herzog, während sie ihn durch den Gang hinauf ins Freie brachten.

Ein Mägdlein, das von Hilzingen her kam, antwortete Johannes Gailing, der zunächst bei der Tragbahre gieng und den alten Rechberger am Arm führte. So hat mich doch mein Traum nicht betrogen, rief Philipp von Rechberg hinauf zum Herzog. Aber, wo ist das Mägdlein? fragte der Herzog. Die hat uns bis hieher begleitet, und als wir auf der rechten Spur waren, ist sie uns verschwunden, erwiederte Johannes Gailing.

So mög' ihrs Gott vergelten, wenn ich's nimmer

vermag. Aber sehen hätte ich mögen das brave Mägdlein, das uns Gott gesendet zur Rettung.

Wer weiß, bemerkte der alte Rechberger auf des Herzogs Wort, Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Leute.

Ehe noch der Herzog auf den Schultern seiner Getreuen das Burgverließ verlassen hatte, hatten schon Mehrere von der Hohentwieler Schaar an die Burg die Hand gelegt, die für ihren lieben Herrn zu einer so schmählichen Haft geworden war. Sie warfen ihre brennenden Fackeln in das hölzerne Gebäude der Burg.

Nur mit Mühe konnte der Herzog seine Leute abhalten, daß sie nicht gen Hilzingen zogen, um den Ursächer der Schmach, den Statthalter, zu züchtigen, und seinem Wohnsitz ein ähnliches Loos zu bereiten. Als die Schaar mit ihrem geliebten Herrn auf der Höhe des Hohentwieler Bergs ankam, stieg unten eine mächtige Flamme in die Höhe — und als des Mondes Licht am Himmel erbleichte, war Staufen ein Trümmerhaufen.

XIX.

Herr Jemine! rief Martin Weinmanns Hausfrau, als Annele, noch ehe der Tag graute, ihr Köpfchen zur Thüre herein streckte, und den Eltern einen guten Morgen wünschte. Wo kommst du her? Annele, fragte neugierig der Vater. Vor allem laßt mich ein wenig ausruhen, sprach Annele, und warm werden im lauen Stübchen, denn ich bin die ganze Nacht hindurch gegangen auf einem Wege, den ich kaum kannte, und es war eine kalte Mondnacht.

Als das fast erstarrte Mädchen sich wieder ein wenig erholt hatte, erzählte sie ihren Eltern alles, was sich am gestrigen Tage zu Hilzingen ereignet, und sie veranlaßt hatte, den Rückweg zu ihren Eltern anzutreten. Mit Verwunderung hörte ihre Mutter auf jedes Wort, und konnte kaum glauben, was Annele erzählte.

Das hab ich mir gedacht, sagte Martin Weinmann, als Annele geendet, die Hilzinger tragen schon lange ein unzufriedenes Gemüth in sich, und es ist auch kein Wunder, denn der Statthalter war ein harter Mann. Hans Müller aber versteht es, sich einen Anhang zu machen, wo er hin kommt, da geht's nach seinem Sinn, denn er hat ein gutes Mundstück. Das wußten die Herren zu Zell, darum haben sie so gütlich mit ihm gehandelt, und doch hat er sie nur an der Nase herum geführt, das wird man bald sehen. Aber aus allen dem folgt, daß wir uns an den Müller mit einem Haufen anschliessen müssen, denn er wird in Kurzem den Meister spielen.

Also meinst du, Märte, fragte Frau Weinmann, man werde nicht nach der Herren von Ueberlingen Wunsch entscheiden?

Keineswegs, man kennt die Herren. Sie haben gehört, wie dem Hans Müller alles zufällt, sie sehen, daß bald kein Dorf mehr ist, das nicht zu den Bauern hält. Darum wollen sie gütlich mit uns handeln, und lassen uns sagen, wenn wir nicht gemeinsame Sache mit den Bauern machen werden, so seyen sie geneigt, nachzulassen, was den andern

Bauern von ihren Herren nachgelassen würde. Darum lassen sie an uns so höflich das Ansuchen ergehen, wir zu Sernatingen möchten unsere Beschwerden, die wir hätten, schriftlich verzeichnen und eingeben. O ihr hochweise Herren! wenn euch der Müller nicht in Angst gejagt hätte, würdet ihr nicht so mit uns sprechen.

Aber, was wird jetzt geschehen?

Wir verzeichnen unsere Beschwerden, und wollen dann sehen, wie weit es den Herren Ernst ist. Thun sie nach unsern Wünschen, so ist es Recht, wo nicht, so halten wir uns zum Müller, und erzwingen von ihnen, was wir wollen.

Warum habt ihr es aber nicht schon gethan?

Erst gestern ist das Schreiben von Ueberlingen angekommen, und die Gemeinde hat beschlossen, ihre Beschwerden zu verzeichnen, aber das Ding erfordert Zeit, es erfordert einen verständigen Kopf, und einen Mann von der Feder. Da ist wohl keiner von der Gemeinde so geschickt, außer der Pfarrer, aber der ist ein eigensinniger Herr, und hat uns schon einmal mit einem Antrag abgewiesen. Er hält's mit den Herren, darum will er seine Hände zu Nichts bieten.

Es kommt nur darauf an, lachte die Frau — wie man die Sache angreift. Ihr fallt mit der Thür in's Haus, wenn ihr Etwas durchsetzen wollt. Da machen wir Weiber es klüger — fein sachte, fein sanft, ist unser Wahlspruch. — Also ihr wollet noch den Versuch machen, und euere Beschwerden an die Herren von Ueberlingen eingeben? Das muß ich wissen, daß ich mich darnach richten kann.

Es ist beschlossen, das kann ich dir für gewiß sagen, und es wär' schon geschehen, wenn einer unter uns wäre, der die Sache gehörig aufsetzen könnte. Ueber die Beschwerden selbst, welche man vorbringen will, ist man schon Eins geworden, und ich könnte sie an der Schnur hersagen.

Nun, so überlaßt mir die Sache, sprach Frau Salome, ich will für einen sorgen, der euch Kopf und Hand leiht: ich will der Haue einen Stiel machen.

Es wird etwas Geschicktes herauskommen, wenn du dich darein legst, bemerkte Martin, aber nur halblaut, denn, seinem Weib es frei in's Gesicht zu sagen, dazu hatte er es in den 20 Jahren seines Ehstandes noch nicht gebracht. Er gieng jetzt hinaus, trat sein Tagwerk an, und überließ die Beiden einer ungestörten Unterredung, die wir nicht belauschen wollen, da wir bald an einem andern Orte hören, was der Inhalt derselben war.

Es war ein wichtiger Gang, den Annele schon am ersten Tage gehen mußte, da sie ihr elterliches Haus wieder sah. Freudig war ihr der Gang, denn sie sollte ja den besten Freund wieder sehen, den sie auf Erden hatte, sie sollte den wieder sehen, von dem sie sich auf ewig getrennt wähnte. Aber traurig war ihr Gang, denn sie sollte ihren Freund nur unter der Bedingung wieder sehen, daß sie ihn in seinen Grundsätzen wankend mache, an denen er bisher so fest als Mann gehalten hatte — so war der Auftrag, so war der Befehl ihrer Mutter, alle jene Wege zu wählen, die ein liebendes Mädchen wählt, wenn sie bei ihrem Geliebten irgend einen Wunsch in Erfüllung bringen

möchte — kurz, sie sollte Johannes Heuglins schwache Seite benutzen, welche die Mutter leider schon früher aus Annele's eignen Worten erkundet hatte, um ihn dahin zu bestimmen, daß er Kopf und Hand den Bauren in ihren Angelegenheiten reiche. Ohne dies Versprechen von ihm erhalten zu haben, dürfte sie nicht nach Hause kehren — dies war die Drohung ihrer nicht sehr zartfühlenden Mutter.

Annele schlug sich das Traurige ihres Auftrags aus dem Sinne, nur der Freude des Wiedersehens gedenkend, und wandelte rüstig dem Hause des Frühmeßers zu. Gerade saß er an seinem Morgensüpplein, als Annele mit klopfendem Herzen eintrat. Vor freudigem Erstaunen konnte der Frühmeßer kein Wort hervorbringen. Er ergriff Annele's Hand, hielt sie lange festgedrückt, und in seinen Augen glänzten Freudenthränen. Ist es möglich, begann er endlich, daß du es bist, liebes Annele? ach! ich hätte es nicht geglaubt, dich so bald wieder zu sehen.

Ich auch nicht, Herr Pfarrer, sprach Annele, und Thränen drangen auch aus ihren Augen. So wird uns oft ein Wunsch erfüllt, während wir es am wenigsten glauben.

So war es also dein Wunsch, mich wieder zu sehen? fragte Johannes Heuglin.

Wie möget ihr noch fragen, lieber Herr, warum wollt ihr das Geständniß von mir hören, daß ich seit jener Zeit, da ich Sernatingen verlassen mußte, nimmer froh war? — Und doch habe ich Manches erfahren, wodurch mir mein Aufenthalt wichtig geworden ist: unter Anderm habe ich auch

jenen ehrwürdigen Herrn wieder gesehen, der einst bei euch eine Nachtherberge suchte. Er ist Prediger auf der Burg Hohentwiel, und der neuen Lehre zugethan.

So hat mich meine Ahndung nicht getäuscht, die ich hegte, als er uns wieder verließ. Mög' ihm Gott vergelten, was er an mir gethan, daß er das segensreiche Buch in meine Hand legte. — Aber, liebes Annele, ist der Saame, der durch jenes Buch in dein Herz gelegt wurde, auch in dir aufgegangen? hat das Wort unsers Heilandes auch seine Kraft an dir erzeiget?

Ja, lieber Herr, das Wort, das ich euch zu verdanken habe — ist mir Trost gewesen in mancher trüben Stunde, und immermehr ist seine Herrlichkeit mir kund geworden.

Nun, so sey es Gott gedankt — mög' es ferner dein Trost bleiben, mög' es ferner seine Kraft an dir erzeigen in diesen betrübten Zeiten.

Ja wohl betrübte Zeiten — ich habe schon einen Theil des Bittern davon erfahren. — Annele erzählte jetzt dem Frühmeßer die letzte Begebenheit auf der Kirchweihe zu Hilzingen.

Da sehen wir, bemerkte der Frühmeßer, wie die Bauern es machen, wenn sie Meister sind — das göttliche Evangelium ist ihnen nur das Mittel, zu ihrem Zweck zu gelangen, und der Deckmantel, womit sie ihre Rohheiten beschönigen, die sie ungestraft üben. Sieh, liebes Annele, die nämliche Rotte, von deren Rohheit du mir erzählst, unterhandelt auch mit den Sernatingern: sie haben sich ihr schon hingegeben, und wollten auch mich dazu zwingen. Aber nimmermehr wird es ihnen

gelingen, und wenn sie mir auch das Leben nehmen. Ich werde es nie mit denen halten, die gegen ihre von Gott eingesetzte Obrigkeit sich empören, — ich werde mich nie zu einem Werkzeug in ihren Angelegenheiten brauchen lassen.

Einen schmerzlichen Eindruck machten die letzten Worte des Frühmeßers auf Annele. Sie suchte ihn zu verbergen, und kehrte sich dem Fenster zu — lange schwieg sie, und suchte mit allem Fleiß die Thränen zu verhalten, die hervorbrachen. Da trat Johannes Heuglin zu ihr — er faßte liebevoll ihre Hand, und blickte forschend in ihr thränenerfülltes Auge. Annele, begann er endlich, warum weinst du? hab' ich ein Wort ausgesprochen, das dir wehe gethan? Gelt, ich habe dir wehe gethan, daß ich mich gegen diejenigen erklärt habe, zu denen auch dein Vater gehört? O, wie gern sähe ich es, wenn er nicht unter die unruhigen Gemüther gehörte.

Leider ist es nun so, — und es schmerzt mich im innersten Herzen, — und doch kann ich meinen Vater deswegen nicht verdammen — kann denn mein Vater allein gegen den Strom schwimmen? was kann der einzelne Bürger widerstreben, wenn es der Wille der ganzen Gemeinde ist? — Und doch könnte es jetzt noch eine bessere Wendung nehmen, so betrübt es auch steht. Unsere Bürger haben noch nicht förmlich den Aufrührern zugesagt, — sie schwanken noch in der Mitte, ob sie sich an sie anschließen oder dem Antrag der Herren von Ueberlingen Gehör schenken wollen. Ach! wenn sie doch Letzteres thun würden — und sie würden es gewiß thun, wenn ein rechtlicher

Mann mit seinem Rathe ihnen zur Seite stände, der ihnen ihre Beschwerden verzeichnen würde, die sie dann den Herren zu Ueberlingen vorlegten. Ach! wie viel des Traurigen könnte dadurch verhütet werden. — Und das könnte durch euch geschehen, Herr Pfarrer, ihr wäret der beste Rathgeber, eure Hand könnte Etwas vollbringen, was zum Heil der ganzen Gemeinde wäre.

Also, sprach Johannes Heuglin — kurz gesagt, liebes Annele, ich soll das Werkzeug werden bei ihren Verhandlungen — ich soll ihnen niederschreiben ihre Forderungen an die Herren, die sie ihnen nimmer gewähren können und nicht gewähren werden? das heißt mit andern Worten, ich soll mich unter die Aufrührer stellen, und am Ende ihnen gleichgeachtet werden. — Annele, gesteh' es nur, gelt dieses Wort kam nicht aus dir — ein Zweites spricht aus dir — etwa dein Vater?

Mein Vater ist es nicht — er weiß nichts davon, daß ich mit solcher Bitte jetzt vor euch stehe, sondern — ich bin es, die Solches von euch bittet.

Nein, mein liebes Annele kann dies nicht von mir bitten: sie kennt zu gut die Grundsätze ihres Freundes, als daß sie Etwas von ihm erbitten könnte, durch dessen Erfüllung er seinen Grundsätzen untreu würde.

O Gott, Herr Pfarrer, es ist ja nichts Unrechtes, ihr führet ja nur eure Feder zur Verhütung größeren Uebels.

Du meinst es nur, liebes Kind — jemand anderer hat dir die Sache so vorgestellt, die Sernatinger

halten doch zum Haufen, so lange er Meister ist. Gewähren die Ueberlinger, was sie wollen, so finden sie darin eine Nachgiebigkeit, die sie dann für Schwäche der Herren ausgeben, gewähren die Ueberlinger aber nichts, was der Fall seyn wird, denn sie können ihren Forderungen nicht entsprechen, dann wirst du sehen, liebes Annele, daß die Sernatinger nicht besser sind als diejenigen, welche in Hilzingen so schrecklich Haus gehalten. Dies weiß ich, und von dieser meiner Ueberzeugung kann mich Nichts abbringen; darum bleib' ich treu meinem Grundsatz: mit Aufrührern werde ich nie gemeinsame Sache machen.

Als Johannes Heuglin diese Worte gesprochen hatte, floßen wieder Annele's Thränen, und noch reichlicher als zuvor. — So darf ich also nicht hoffen, schluchzte sie, daß ihr meine Bitte erfüllen werdet?

Annele, bitte Alles von mir, nur dies nicht.

Und ihr werdet mir nicht willfahren, wenn ich auch den Haß meiner Mutter dadurch verdiene, daß ich meine Bitte bei euch nicht durchsetzte.

Das wäre ungerecht von deiner Mutter, wenn sie es dich entgelten ließe, daß ich mich von meinen Grundsätzen nicht abbringen lasse.

Und doch — sie will mir das Haus verschließen, wenn ich nicht zurückkomme mit der Antwort, daß ihr bereit seyd, in Gemeinschaft mit meinem Vater die Beschwerdeschrift nach Ueberlingen aufzusetzen; meine Mutter will mich nicht mehr für ihre Tochter halten, wenn ich ihr nicht solche Antwort bringe. Das waren ihre letzten Worte, mit denen sie mich zu euch entließ.

So kommt also doch der Antrag von deiner Mutter?

Ich bin die Tochter, und mußte gehorchen.

Auch wenn es gegen deine Ueberzeugung ist, liebes Annele? Spricht nicht das Buch, das du kennst: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. — Gottes Stimme ist dein Gewissen. —

O Gott, ihr kennt nicht, wie schwer es für eine Tochter ist — zwischen dem Wort der Schrift und einer Mutter, die es nicht kennt, den rechten Weg zu gehen.

Und dem Haß dieser Mutter wollet ihr mich aussetzen? o nein, da seyd ihr zu liebevoll, Herr Pfarrer — ihr seyd nicht auf einmal gegen das Mägdlein so hart geworden, dem ihr immer so gut gewesen seyd. — Oder hat die Trennung euer Wohlwollen mir entzogen? Meine Gesinnung ist ja dieselbe geblieben — nein, sie ist immer inniger geworden — ich könnte euch zu Liebe auch das Schwerste vollbringen. Nicht wahr, lieber Herr, ihr seyd mir noch eben so gut wie ehemals? — Dies sprechend faßte sie Heuglins Hand, und blickte ihm liebevoll in die Augen. Lange schwieg er — man sah wohl, daß es in seinem Innern mächtig stritt. — Annele drückte seine Hand inniger, sie preßte sie an ihr schlagendes Herz. — Da konnte auch Heuglin sein Gefühl nicht mehr zurückhalten. Er schlang seinen Arm um Annele's Nacken, er zog sie an sein Herz, und drückte einen feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen. Ja ich bin dir gut, liebes Annele, rief er, sie immer fester umschlingend, ich liebe dich inniger, als ich dich je

geliebt, und will aus Liebe zu dir auch das Schwerste Opfer bringen, ich will den Wunsch der Deinigen erfüllen, will meinen Grundsätzen untreu werden, und wenn ich auch schwer dafür büßen muß.

Noch hielt er Annele fest umschlungen, da öffnete sich die Thür — Annele fuhr aus Heuglins Umarmung — es war ihre Mutter, die eben mit einem freundlichen Morgengruß eintrat. Sie stellte sich, als ob sie beim Eintreten nicht bemerkt hätte, wie Heuglin den Arm um Annele geschlungen hatte, und wandte sich höflich gegen den Frühmeßer: einen freundlichen Gruß von meinem Märte, und er läßt den Herrn Pfarrer gehorsamst fragen, was er in der bewußten Sache zu thun gesonnen wäre. Es hat Eile, denn eben ist ein zweiter Bote von Ueberlingen eingetroffen, und der wartet jetzt auf Bescheid von der Gemeinde.

Ich habe mich besonnen, erwiederte Johannes Heuglin etwas verlegen, es soll nach eurem Wunsche geschehen — möge Martin Weinmann alsbald zu mir kommen und mit ihm einige der Verständigeren der Bürger, und die Sache soll ins Reine kommen.

Sogleich will ich es meinem Märte zu wissen thun — dieß sprechend winkte sie ihrer Tochter, sie machte einen höflichen Knix, und verließ mit Annele den Frühmeßer. Diese schaute an der Thüre noch einmal zurück, und ein Blick fiel auf Johannes Heuglin, der liebevoll und doch so schmerzlich war.

Frau Salome sprach im Gehen kein Wort mit Annele, sie trat in die Stube, und ihr froher Blick verkündigte ihrem Ehegespons, daß die Sache günstig

abgelaufen war. Sie gieng mit ihm in ein Nebengemach; jetzt, sprach sie, sag' mir noch einmal, du dummer Märte, daß nie etwas Gescheidtes heraus komme, wenn sich Weiber in die Sache legen. Wer anders hat es jetzt zuwege gebracht, als ich, daß der Pfarrer zu Allem ja sagt, was ihr wollt — er will jetzt euer Kopf und eure Hand seyn. Alsbald sollst du mit Einigen von der Gemeinde bei ihm seyn, — dann will er verzeichnen, was ihr wünscht. Kurz, er ist euer mit Leib und Seel' — und das habt ihr mir zu verdanken. Ich hab' ihn jetzt am Köder, wie das Fischlein im Wasser, und kann mit ihm anfangen, was ich will. Aber das Wie und Wann und Wo, das bindet man nicht einem jeden Esel auf die Nase, verstehst du mich Märte. — Lachend trat sie aus dem Nebengemach, aber Annele stimmte nicht ein in ihre Freude. Sie war traurig seit jenem Augenblick, — nicht darum, daß sie sich ihrem Gefühl hingegeben, sondern daß durch sie ein edler Mann seinem Grundsatz ungetreu geworden war.

Martin Weinmann that, was ihm sein Weib anbefohlen hatte. Es war noch keine Stunde vorüber, so stand er schon mit Einigen aus der Gemeinde im Hause des Frühmeßers. Da wurde ein großes Pergament auf den Tisch gelegt, und Johannes Heuglin verzeichnete in deutlichen Schriftzügen alle Beschwerden und Forderungen der Bauernschaft von Sernatingen an die Herren von Ueberlingen. Johannes Heuglin schrieb, was die Bauern ihm vorsagten — und er öffnete seinen Mund nicht, wenn auch die Forderungen, die sie ihren Herren von Ueberlingen

vorschrieben, noch so widersinnig waren — er schrieb so wie ein Schulknabe der nur den Buchstaben hinzeichnet, ohne zu wissen, was seine Bedeutung ist, — aber während er schrieb, zitterte seine Hand.

Freudig verließen die Bauern den Frühmeßer, als er ihren Wunsch so vollkommen willfahrt hatte, und noch vor Abend lag das Pergament auf dem Tisch im Rathhaus zu Ueberlingen.

Was Heuglin vorausgesagt, geschah auch. Die Bauern erhielten bald eine Antwort — aber eine kurze, und die hieß „Nein;" denn ihren vielen Beschwerden allen konnten die Herren nicht abhelfen, und ihre übergroßen Forderungen mochten sie nicht erfüllen. Also blieb es beim Alten.

Als Müller von Bulgenbach am zweiten Tag nach der Kirchweih' mit seinem Hilzinger Anhang vor Zell zog und es einschloß, da waren die Sernatinger die ersten aus der Gegend, die zu ihm stießen, um das Weh der Stadt zu mehren.

Die Belagerung der Stadt Zell dauerte 10 Wochen, in denen die Bewohner alle nur erdenklichen Drangsale zu erdulden hatten. Die Stadt Kostniz bot freundnachbarlich Alles, um das bedauernswerthe Loos der Stadt zu mildern. Sie schickte Salz, Munition und viele andere Gegenstände zur Vertheidigung, aber die Unterstützung hörte bald auf, denn die Bauern fiengen zu Wasser und zu Land den Transport auf. — Endlich erschien der Tag der Rettung.

Georg Truchseß von Waldburg, oberster Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, erhielt vom Bunde den Auftrag, ins Höhgau und an den See

zu ziehen, und die Aufrührer zu bestrafen. Kaum hatten die Belagerten zu Zell, unter denen die österreichischen Kommissarien sammt dem ganzen Höhgauer Adel sich befanden, diese trostreiche Nachricht vernommen, so wagte sich Georg von Frondsberg mit noch einigen Edeln heimlich aus der Stadt, und kam glücklich in das Lager des Truchsessen, dem er den traurigen Zustand schilderte, und die Entsetzung derselben dringend ans Herz legte. — Georg Truchseß willfahrte seiner Bitte, so weit es ihm möglich war. Er zog mit 300 Reisigen gegen die Bauern und lockte sie aus ihrer Stellung bei Steißlingen. Während er mit ihnen scharmuzirte, bekam Georg von Frondsberg Gelegenheit, 500 Reisige der Stadt zum Entsatz zuzuführen. Dieß und eine bald nachher anziehende Schaar Bündischer bestimmte die Bauern, die Belagerung der Stadt aufzugeben. — In Verbindung mit der Besatzung zu Zell giengen die Bündischen jetzt den Bauern zu Leibe, und jagten sie bis Hilzingen.

Hans Müller von Bulgenbach hatte sich schon bei Zell aus dem Staube gemacht, und seine Kameraden stecken lassen. Die Bauern wurden geschlagen, und mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Gedemüthigt kehrten die Sernatinger nach Hause, und es war jetzt wieder, wie zuvor.

Aber der Frühmeßer bereute schwer, daß er den Bauern seine Hand geboten. Auf dem Rathhaus zu Ueberlingen lag das Pergament, das gegen ihn zeugte. —

XX.

Jetzt entkommt er mir nimmer, rief Johannes Schlüpf, der Stadtpfarrer von Ueberlingen, und böse Freude leuchtete aus seinem Blicke. Er stand auf von seinem Tische, auf dem ein Papier lag, das er eben überschrieben hatte — und gieng mehrere male die Stube auf und ab. Jetzt entkommt er mir nimmer, rief er noch einmal, und rieb sich freudig die Hände — den Verhaftbefehl hab' ich von dem Ueberlinger Rath so gut als in Händen, denn er hat sich, ut scriptura propria docet, in den Bauernhändeln brauchen lassen, — er hat Kopf und Feder dazu geliehen — und mein Bericht an Seiner Hochwürden den Herrn General-Vikar hat Hände und Füße, denn ich habe meinen ganzen Verstand zusammengenommen, um die Anklage justa forma einzuleiten. Was anders kann als Gegenbericht von Kostniz kommen, als: Johannes Schlüpf hat sich um das hochwürdige Bisthum unsterbliche Verdienste erworben, daß er wieder einen Ketzer eingebracht, ja nicht nur um das Bisthum, sondern um den heiligen apostolischen Stuhl selbst — und die Domherrnstelle, welche der abtrünnige Hans von Botzheim wohl bald verlassen muß, kann keinen würdigern, als Johannes Schlüpf, treffen, wegen seines Eifers für die alleinseligmachende Kirche. — So wird es im Bericht heißen, und nicht anders.

Auf daß es ja nicht fehle, Euer Hochwürden Herr Canonikus, rief Salome, die bisher das ganze Selbstgespräch ihres verehrten Herrn mit angehört hatte, aber vor Allem Herr Stadtpfarrer, wollet euch beeilen,

daß der Brief fertig wird, denn draußen steht schon der Schiffmann, der gen Kostniz fährt.

Schon fertig, sprach Johannes Schlüpf, da hast du den Brief, liebe Salome, aber empfehle ihn ja recht dem Schiffmann, und eigenhändig soll er ihn Seiner Hochwürden dem Herrn General-Vikar, Herrn Dr. Speißer überantworten.

Salome nahm das Schreiben, und verließ die Stube.

Johannes Schlüpf begann wieder sein Selbstgespräch. Aber Etwas hab' ich vergessen in meinem Bericht, — habe wohl Punkte verzeichnet, aber noch keine Zeugen zur Erhärtung meiner Anklage, als das Pergament, das auf dem Rathhaus liegt. Nun, die sollen sich schon finden, und wenn es nur Einer wäre, so reicht es hin, denn gegen Ketzer hat man noch nie den streng gerichtlichen Weg eingeschlagen. An Ort und Stelle will ich meine Zeugen aufsuchen, wo der Abtrünnige den Saamen seiner Ketzerei ausgestreut hat, wo er das Volk zum Aufstand verleitete durch seine ketzerischen Vorträge. Jetzt tritt mir Niemand hindernd entgegen, sintemalen die Bauern von Sernatingen gedemüthigt von Zell zurückgekommen.

Dießmal trat Salome weniger hindernd entgegen, denn es war einer der November-Tage, in denen man wohl einen Gang von wenigen Stunden wagen durfte. — Rüstig gieng Johannes Schlüpf längs dem Ufer des See's — er kam nach Sernatingen und schritt auf ein Haus zu, das ihm wohl bekannt war.

Zum Glück war Martin Weinmann nicht anwesend, denn der hätte den Herrn Stadtpfarrer von Ueberlingen gar übel empfangen, — aber diejenige, welche er suchte, fand er; — nämlich Martin Weinmanns Hausfrau, — nur Schade, daß sie nicht allein war, sie, aus der er Nachrichten für seinen Zweck schöpfen konnte. Eine war anwesend, die ihm nicht in seinen Kram taugte. — Freundlich begrüßte er das Mädchen, aber bald gab er der Mutter zu verstehen, wie es sehr wohlgethan wäre, wenn Annele die Stube verließe, da er gar Wichtiges zu reden hätte. Auf einen Wink der Mutter verließ Annele die Stube, aber sie ahnte nichts Gutes von dem Gespräch des geistlichen Herrn, darum begab sie sich hinauf in das obere Stübchen im Hause. Das war ihr Schlafkämmerlein, und am Boden war eine kleine Oeffnung angebracht, wodurch in Winterzeit die Wärme der Wohnstube auch dem Kämmerlein mitgetheilt wurde. Noch nie hatte Annele die Lauscherin gemacht — aber dießmal hielt sie es für keine Sünde, sie ahnte, daß das Gespräch ihren lieben Freund betreffen würde. — Annele setzte sich leise über die Oeffnung am Boden, zog das darauf liegende Brettchen ein wenig zurück, und nun drang der Schall der Worte deutlich zu ihr herauf. Sie hörte folgendes Gespräch:

Ihr wisset, liebe Frau, welche Wendung die leidige Geschichte mit dem Aufstand genommen, — nun scheint die Sache zu Ende, und eine vollkommne Sühne zwischen den Herren zu Ueberlingen und den Dörfern. Nein, liebe Frau, dem ist nicht also — die Ueberlinger Herren gehen weiter in der Sache —

sie wollen auf die Spur kommen, wer die Rädelsführer dabei gewesen. Wer am meisten thätig war, beim Aufstand, das wisset ihr, liebe Frau, es ist euer Martin. Ihr dürft mir's glauben, mir ist's herzlich leid, daß dem so ist — aber noch schmerzlicher ist mir, daß man auch in Ueberlingen Solches weiß, wenigstens als sehr wahrscheinlich vermuthet. Ich befürchte, ich befürchte, es könnt' ihn ein Loos treffen, wie noch mehrere Andere — Einkerkerung auf lebenslänglich wäre das leichteste, so ihm widerfahren könnte. Darum bin ich hier, um euch einen Rath zu geben, wie das Traurige abgewendet werden könnte — ihr wisset ja, wo ich euch mit Rath und That beistehen kann, da laß' ich es nicht fehlen.

So rathet mir, hochehrwürdiger Herr Stadtpfarrer, rief Frau Salome, denn sie fühlte wohl, daß er nicht so Unrecht hatte, wenn er ihren Mann unter diejenigen zählte, die bei dem Aufstand hauptsächlich thätig waren, rathet mir, wenn dem so ist, was ihr sagt, daß die Herren zu Ueberlingen noch Rache nehmen wollen — ich bitt' euch um Gotteswillen.

Zwei sind im Spiel — der Eine muß den Hals hergeben, euer Martin oder der Frühmeßer, denn von ihnen sind die Beschwerden und Forderungen der Gemeinde verzeichnet worden. Sie theilen die Schuld mit einander: sollte nun auf den Einen die Schuld ganz gebracht werden können, so wird der Andere frei. Das letztere werdet ihr wohl eurem Martin wünschen.

Wie könnt ihr noch fragen, lieber Herr, — aber auf den Herrn Pfarrer allein die Schuld wälzen. —

Anders entgeht euer Martin nicht seinem traurigen Loos, als wenn ihr vor dem Rath zu Ueberlingen oder sonst bezeuget, daß der Frühmeßer es war, der nicht nur die Artikel niederschrieb, sondern, daß er die Gemeinde sogar aufforderte, solche Beschwerden und Forderungen rege zu machen; wenn ihr auftretet und bezeuget, daß er durch seine ketzerischen Vorträge in das Volk den ersten Saamen der Unzufriedenheit legte, kurz, wenn ihr so grell als möglich seine Schuld darstellet, dann ist die Schuld eures Martins gemindert, und er geht frei aus, — anders aber nicht.

Das ist ein fürchterlicher Rath, Herr Stadtpfarrer.

Und doch das einzige und letzte Mittel, um euren Mann zu retten. Wollt ihr euch dazu verstehen? — bestimmt euch, liebe Frau, und gebt mir Bescheid, daß ich zur Stunde weiß, was ich zu thun habe.

O so laßt mir nur Einen Tag zur Ueberlegung — ich bitt' euch.

Es kann nicht seyn, um eures Martins Willen — die Gefahr schwebt über seinem Haupte. Sehet, der Kürze wegen habe ich auf dieses Pergament verzeichnet, daß auf dem Frühmeßer solche Schuld hafte. Ihr schreibt nur euren Namen darunter, dann hinterbringe ich es den Herren zu Ueberlingen statt eurer, und berufe mich auf eure Aussage, daß ihr die Wahrheit dessen mit einem Eid erhärten wollet. Dieß sprechend zog er ein langes überschriebenes Pergament hervor.

Ich kann nicht, Herr Stadtpfarrer — es ist Gewissenssache.

Was Gewissenssache? das Weib soll um des Mannes Willen jegliches Opfer bringen. — Habt ihr denn mehr Verpflichtung gegen diesen Abtrünnigen, als gegen euren Martin? Gilt euer Mann euch weniger? Wenn ich eurer Tochter dies Ansinnen machen würde, und sie würde so sprechen, dann würd' es mich nicht wundern. Da hat es seine Gründe — die ist ihm zugethan mit Leib und Seel' — ihr seyd aber selbst schuldig, habt sie ihm ja wieder in die Hand geliefert.

Da habt ihr Unrecht, Herr Stadtpfarrer, sie ist ohne unser Zuthun wieder gekommen.

Das gerade mein' ich — sie kann von ihm nicht lassen. Und wenn dem so ist, so sollt' es euch ja lieb seyn, wenn dieser Ketzer von euch entfernt würde. — Nun, habt ihr euch besonnen, Frau? ich kann mich nicht so lange aufhalten — Geschäfte über Geschäfte erwarten mich zu Hause. — Unruhe darf es euch keine machen, wenn ihr meinem Rathe folgt — es ist ja besser, daß ein solcher Abtrünniger weggenommen werde, denn daß er noch länger seine ketzerische Lehre verbreite. Bedenket dieß — ihr rettet euren Mann, und thut Gott noch einen Dienst damit. Zur Verfolgung eines Ketzers beitragen, das heißt eine Staffel in den Himmel bauen, — und daß er ein Ketzer ist, das ist klar am Tage, hat er ja gelehret Alles, was der Lehre der alleinseligmachenden Kirche zuwider ist.

Die letzten Worte wirkten auf das Herz des Weibes — sie gab nach, und versprach, zu unterschreiben.

Schnell tauchte Johannes Schlüpf eine Feder, die er bei sich trug, in ein nahe stehendes Tintenfaß. Er legte den Pergamentstreifen dreimal zusammen, daß er nur wie ein kleines Blatt schien, und schob ihn vor Frau Salome hin. Er las ihr vor, was sie zu unterschreiben hatte, und darin täuschte er sie nicht, aber, was auf den beiden eingeschlagnen Blättern stand, das las er ihr aus guten Gründen nicht vor. Als Johannes Schlüpf vorgelesen, und Frau Salome nachgelesen hatte, reichte er ihr die Feder.

Frau Salome ergriff die Feder, aber ihre Hand zitterte, als sie ihren Namen unterschrieb.

So ist's Recht, sprach Johannes Schlüpf, als die Frau unterschrieben hatte. Nun ist euer Martin gerettet, da geb' ich euch mein Ehrenwort, liebe Frau, und der Johannes Heuglin ist die längste Zeit Frühmeßer gewesen. Unter uns gesagt, in der Nacht kommen die Schergen des Ueberlinger Raths und bringen ihn an seinen Ort, wo er sich verantworten mag. Ihr aber haltet reinen Mund in der ganzen Sache, bis wieder durch mich an euch Botschaft kommt.

Frau Salome sagte zu Allem Ja, was Johannes Schlüpf ihr vorsagte. Er verabschiedete sich von ihr, aber die war so in Gedanken versunken, daß sie kaum seinen „guten Abend“ erwiederte, viel weniger ihm bis zur Thüre hinaus folgte.

Wort für Wort hatte Annele in ihrem Kämmerlein das Gespräch mit angehört. Welchen Eindruck es auf das Gemüth des Mädchens machte, läßt sich wohl denken. Es war schwer zu errathen, ob sie sich

mehr über die Bosheit des rachsüchtigen Mannes, oder über die Gewissenlosigkeit ihrer Mutter entsetzte. — Besser, als ihre Mutter durchschaute sie die Absicht des bösgesinnten Mannes; sie sah deutlich, daß er nur darum eine Gefahr ersonnen hatte, die ihrem Vater drohe, weil er dadurch am besten ihre Mutter zur Unterschrift bringen konnte, wodurch ihres geliebten Freundes Untergang gewiß war. Den zu retten, war jetzt ihr einziger Gedanke. — Kaum hatte Johannes Schlüpf das Haus verlassen, da war schon Annele hinter ihm — und in wenigen Augenblicken stand sie im Hause des Frühmeßers. — Herr Pfarrer, sprach sie nach kurzem Gruße, fliehet von hier, — euer Todtfeind ist euch auf den Fersen.

Sie erzählte ihm nun, was sie vor wenig Augenblicken aus seinem eignen Munde vernommen hatte. Sie erzählte ihm, wie ihre eigne Mutter nach langem Widerstreben das Werkzeug habe werden müssen, um ihn seinem Verderben zu überliefern.

Kaum konnte der Frühmeßer glauben, was Annele ihm berichtete. Aber das plötzliche Erscheinen des Mädchens, die seit jener Stunde, da sie ihn zu einem unrechten Schritt überredet, nicht mehr seine Schwelle betreten hatte, bestätigte die Kunde als Wahrheit.

Aber wohin, liebes Annele, soll ich mich flüchten? fragte der Frühmeßer. Ich habe ja weder Eltern noch Verwandte mehr in der Welt.

Aber Freunde, erwiederte Annele, die es redlich mit euch meinen — und die sind auf Hohentwiel. Das ist der ehrwürdige Herr, den ihr einst beherbergt habt, der wird euch wohl noch kennen; und ein anderer, ein

vornehmer Herr, der wird euch aufnehmen und seinen Schutz verleihen, wenn ihr saget einen Gruß von dem Mägdlein, das ihm einst ein Tüchlein in den Kerker hinabreichte, um seine Wunden zu verbinden.

Ich will dir folgen, sagte Johannes Heuglin, du meinst es doch gut mit mir, liebes Annele. Besser, als die ganze Welt — und wenn ihr den Weg nicht recht wisset, so bin ich eure Führerin — darf ich es seyn? fragte sie mit liebevollem Blick und zärtlichem Tone. Johannes Heuglin sprach Nichts — in seinem liebevollen Blicke lag die Antwort.

Während Annele nach Hause gieng, und von ihrer Mutter, die sie immer noch in tiefem Nachdenken da sitzen sah, um Erlaubniß bat, einige Stunden sie verlassen zu dürfen, rüstete der Frühmeßer sein Reisebündel. Er hatte wenig Habseligkeiten; sein Hauptreichthum bestand in einer Büchersammlung, die doch aus einigen 100 Büchern bestand. Diese mußte er zurücklassen, und es war ihm schmerzlich — aber ein Buch nahm er zu sich — das hatte ihm bisher alle übrigen ersetzt — es war das Bibelbuch, welches ihm einst Johannes Gailing zurückgelassen hatte. Ueber seinem Schreibtische aber hiengen zwei Bildnisse, es war das Bild seines Vaters und seiner Mutter, was ihm stets so werth gewesen war. Als er diese beiden Bildnisse zu seiner Bibel gelegt hatte, trat er aus seiner Stube, und es war ihm, als ob er nie mehr über ihre Schwelle treten würde.

Unten an der Hausthüre stand schon seine Begleiterin. Johannes Heuglin gieng eine Strecke voraus — als er Sernatingen hinter sich hatte, gesellte sich

Annele zu ihm, und unter dem Arme trug sie seinen Reisebündel.

Sie wanderten durch Wahlwies und Steißlingen. — Annele trug immer noch das Bündelein, so oft es auch der Frühmeßer ihr abnehmen wollte; sie erreichten Friedingen. Da war es Abend, und die Sonne neigte sich hinter die Berge. Willst du noch nicht umkehren, liebes Annele, fragte der Frühmeßer — es will Abend werden.

Nur noch eine Strecke, lieber Herr, bat Annele. Sie erreichten den Bruderhof — nun aber ist es Zeit, daß du umkehrst, sagte Johannes Heuglin — sieh' es dämmert schon; ich mag deine liebevolle Gesinnung nicht so sehr mißbrauchen.

Annele kehrte nicht um, bis die Burg Hohentwiel vor ihnen lag. Am Aachbrücklein stand sie stille und sprach: jezt, lieber Herr, will ich umkehren.

Nein, liebes Annele, es ist zu spät — du mußt mich vollends nach Hohentwiel begleiten, und für mich Einsprache thun, daß ich Herberge finde.

Da bin ich nicht nöthig — ihr seyd ja nicht unbekannt denen, die dort wohnen.

Du lässest dich also nicht erbitten, und willst mich verlassen?

Ich muß, lieber Herr, ich darf euch nimmer weiter folgen, und wenn es mir auch noch so schmerzlich ist.

Gehe mit mir — wir Beide werden auf der Burg eine Zuflucht finden.

Ich kann nicht, ich darf nicht meine Eltern verlassen.

Annele, wo ist deine Liebe, von der du so viel gerühmt? du hast mich nicht so lieb, wie ich glaubte, sonst würdest du um meinetwillen deinen Vater verlassen können, und deine Mutter, die mich ja dem Verderben überliefern wollte, wenn du mich nicht gewarnt hättest.

Bei den letzten Worten brachen Thränen aus Annele's Augen. O lieber Herr, schluchzte sie, sprechet nicht von dem, was meine Mutter an euch verschuldet — wenn ich daran denke, würde mich ohnedieß der Schmerz zu Boden drücken. Ich möchte sie hassen, daß sie sich gegen euch so sehr versündiget, — aber doch ist es meine Mutter, und ich darf sie nicht verlassen. — Aber darum bin ich doch bei euch, wenn ich auch ferne von euch bin — mein Geist ist bei euch, wenn auch mein Körper bei den Meinigen weilet. Ich habe nichts Lieberes auf Erden als euch; aber doch muß ich euch verlassen. Lebt wohl, lieber Herr.

Sie reichte ihm die Rechte zum Abschied, während sie mit der Linken ihr Tüchlein vor die Augen hielt, aus denen die Thränen stromweis floßen.

Der Frühmeßer sprach kein Wort: er faßte die dargebotne Rechte und zog Annele an seine Brust. Lange weinte sie an seinem Herzen — da blickte sie auf — sein Mund begegnete ihrem Munde; lange ruhte Lipp' auf Lippe und Herz am Herzen. Lebe wohl Geliebte, rief Heuglin nach langer seliger Umarmung — du mußt mich verlassen, und ich will dir nicht weiter im Wege seyn. Nimm dieß zum Andenken, es ist das Beste, was ich habe — ich hab' es bisher als ein Heiligthum geachtet, das ich nur dir

gebe, die du mein Liebstes auf Erden bist. Dieß sprechend legte er die Bibel in Annele's Hand. Noch einmal schloß er das weinende Mädchen in seine Arme, und drückte den Abschiedskuß auf ihre Lippen.

Er riß sich loß von ihr, und schritt über das Brücklein. Als er den Berg hinanstieg, konnte er seine Thränen nicht mehr zurückdrängen — sie floßen reichlich, und es war ihm leichter ums Herz, als da er sie in sich gepreßt hatte. Noch oft sah er zurück — er sah noch Annele's Gestalt im Dämmerungsscheine, bis sie im Wäldchen bei Friedingen seinem Blicke verschwand.

Noch bei guter Zeit kam Heuglin auf die Burg; die Thore waren noch nicht geschlossen. Seine erste Frage war nach Johannes Gailing.

Eben war Gailing aus der Wohnung des Herzogs gekommen, bei dem er den größten Theil des Tages zugebracht hatte, als Heuglin in seine Stube trat, und ihn schüchtern begrüßte.

Woher des Wegs? fragte Gailing. — Vom See her, war Heuglins Antwort. Jetzt schien ihm die Stimme bekannter, er nahm seine Lampe, und hielt sie vor den Gast hin — so ihr seyd es, rief er hochverwundert — ihr, mein werther Amtsbruder? So seyd von Herzen willkommen, setzet euch zu mir, und nehmt vorlieb mit der kleinen Herberge, die ich euch biete, denn auf unsrer Burg hat man nur kleine Plätzlein.

Mit inniger Theilnahme hörte Johannes Gailing zu, als Heuglin seine Geschichte von jenem Tage an erzählte, da Gailing unter sein Dach getreten war. So

habt auch ihr Trauriges erfahren, lieber Bruder — nun ich danke Gott, daß ich jetzt einigermaßen vergelten kann, was ihr an jenem Tage mir Gutes gethan. Ein tröstender Freund steht euch zur Seite in mir, und ein edler Schützer wird euch werden in meinem Herrn und Gebieter, der jetzt, Gottlob! in unsern Mauern ist. — Aber mein Bruder, laßt uns nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit der That Gastfreundschaft üben.

Es erschien ein einfacher Abend-Imbiß auf dem Tische des Predigers — auch fehlte nicht der Labetrunk von edlem Berggewächs.

Bald war es dem Frühmeßer heimlich an der Seite seines Gastfreundes: es war ihm, wie wenn er im Stüblein des Predigers zu Hohentwiel schon viele Jahre zugebracht hätte. — Der Frühmeßer suchte bald das Lager — nicht sowohl der Weg, als das Schmerzliche des Tages hatte ihn ermüdet — er schlief, und Annele war das Bild seiner Träume. Als er nach erquickendem Schlafe des Morgens in das Stüblein seines Gastfreundes trat, da saß dieser schon längst an seinem Tische, und gegenüber ein Mann mit krausem Haar, dessen Schultern ein kostbarer Mantel deckte.

Gnädigster Herr, sprach Gailing, das ist mein Freund, Johannes Heuglin von Sernatingen, der euch Grüße bringt von dem Mägdlein, das euch einst einen Verband in den Kerker reichte. Nun der sey willkommen, erwiederte der Herzog, und reichte dem Frühmeßer freundlich die Rechte.

XXI.

Das Jahr 1524 war zu Ende gegangen — es war wegen seiner Nässe, die besonders den ganzen Sommer hindurch herrschte, für Kriegsunternehmungen sehr ungünstig gewesen. Darum hatte Herzog Ulrich diese ganze Zeit über den Zug zur Eroberung seines Herzogthums hinausgeschoben. Ein kaltes aber trocknes Jahr hatte begonnen, und jezt schien der günstige Zeitpunkt zu Kriegsunternehmungen heranzunahen. Mit der Mitte des Hornungs fühlte man schon wenig Schneegestöber mehr, und die scharfen Winde, welchen der Hohentwieler Berg vom See her besonders ausgesezt ist, hatten seit einigen Tagen auch mehr nachgelassen.

Es war ein heller heiterer Tag, die ganze Reihe der Eisberge von dem Vorarlgebirge bis zu den Savoyer Alpen lag vor den Blicken der Hohentwieler so deutlich, daß man jede Bergspitze, jeden Gletscher mit bloßen Augen unterscheiden konnte. Herzog Ulrich, der bisher die größte Zeit über wegen seiner langsam heilenden Fußwunde die Stube gehütet hatte, ergieng sich zum erstenmale wieder im Umfange der Burg, um frische Luft einzuathmen. Eben erlabte er sich an der schönen Aussicht gegen die Berge hin; da trat zu ihm der alte Leonhard Zeller, er trug einen Baumzweig in der Hand. Was trägst du hier, guter Alter? fragte ihn der Herzog.

Gnädigster Herr, antwortete Leonhard Zeller, es ist ein Reislein von einem Kirschbaum. Eben war ich in meinem Gärtlein — sehet dort unten liegt es auf dem Wege gen Hilzingen — da hab' ich einen

schönen Baum, der schwarze Kirschen trägt — vergangenes Jahr hat er herrliche Früchte getragen, und ich glaub' auch heuer sollt' es nicht fehlen. Sehet, gnädigster Herr, wie schon die Augen sich zeigen, das ganze Zweiglein ist voll — es ist aber auch schon Mitte Hornung, da dürfen wohl die Bäume voran seyn, absonderlich die Kirschen.

Schon Hornung? fragte der Herzog hoch verwundert, und noch Nichts gethan, was zu meinem Frommen ist. Guter Alter, du gemahnst mich zur rechten Stunde — jetzt an's Werk, ohne Zögern, wenn auch die Wunde noch brennt — eine andere will ich heilen, die noch tiefer klafft — und schon lange Zeit. Meister Leonhard, sind deine Geschütze gefertigt, daß ich sie in den nächsten Tagen vom Berg führen kann?

O Herr, die sind schon seit zween Monaten bereit — ich hätte sie seither wieder umschmelzen und andre daraus gießen können. Nur die Laffeten hat der Zimmermann erst in den verwichnen Tagen gefertigt. — Hat mich schon lange verdrießen wollen, gnädiger Herr, daß ihr meine Arbeit noch nicht einmal angesehen — freilich habt ihr bisher ja stets die Stube gehütet.

So will ich jetzt die Stücke sehen, sprach der Herzog.

Er folgte dem Meister — sie stiegen hinab in das Rondel. Da standen die Stücke im schönsten Metallglanze, wie wenn eben der Mantel von ihnen geschält worden wäre. Der Herzog betrachtete alle nach der Reihe. Jedes hatte ein Bild, unter dem ein

zierliches Verslein stand, was der alte Meister in Stunden der Erholung immer selbst verfertigt hatte; die darauf befindlichen Bilder, so war es des Meisters Wille, sollten allemal die Benennung des Stücks seyn. Da standen der Hahn, der Fuchs, der Bär, die Schlange, der Greif, der Wassermann, das Meerfräulein; — Herzog Ulrich las alle die Sprüchlein mit großem Wohlgefallen. Zwei Stücke standen etwas bei Seite, und die waren die schönsten.

Warum hast du diese beiden bei Seite gestellt? fragte der Herzog.

Sie sind zuletzt fertig geworden, erwiederte Leonhard Zeller — und die sind mir besonders lieb.

Der Herzog trat zu beiden, und betrachtete diejenige, deren Schilderei den Mann im Fürstenmantel darstellte; er las die Aufschrift. Was soll dieß bedeuten? fragte der Herzog.

Davon wäre viel zu sagen, gnädigster Herr, doch erlaßt es mir für dießmal — Herr Johannes Gailing mag euch bessern Aufschluß darüber geben, denn ich. Aber, leset hier, was die Aufschrift dieses Stücks ist.

Der Herzog trat zu dem andern Stück, das ohne Bild war, und las: Hie in alweg gut Würtemberg. — Brav Meister Leonhard, da hast du ein schön Sprüchlein gewählt. Ein schönes Loosungswort, wenn dieß Geschütz gegenüber steht den Feinden, die mir mein Land geraubt, wenn es das Zeichen zum Angriff gibt, wenn es, umgeben von treuen Würtembergern, Verderben sendet in die Reihen meiner Widersacher. Die Ehre, guter Meister, soll deinem

Geschütz werden, — und dann erst wird das Werk den Meister loben.

Wollt' lieber, gnädigster Herr, es bliebe dieß Geschütz mit den andern Stücken hier, und würd' ein Plätzlein finden auf den Thürmen dieser Burg, daß von hieraus sein Mund dem Feinde verkündete: Hie in alweg gut Würtemberg. — Und auch ihr bleibet hier oben, mein Früst, und laßt es euch wohl gefallen auf dieser schönen Burg. Tretet her, und schauet durch mein Fenster, wie schön es hier oben ist. Sehet die herrlichen Schneeberge — hier der hohe Säntis mit seinen sieben Churfürsten, dort der Glärnisch und Tödi, das Finsteraarhorn, die Jungfrau, der Mönch und der Eiger, — mit der Hand könnte man sie greifen — wie schön glänzen ihre Gletscher im Sonnenstrahl. Freilich das Thal zu unsern Füßen ist noch nicht schön, der Schnee ist ja kaum weg, aber wartet, mein Fürst, bis der Mai kommt, wo alles in Blüthe steht — da ist es unten wie im Paradies, und wir hier oben sind im Himmel.

Ei, lieber Meister, ich glaube, du willst mich verlocken von meinem Vorhaben; glaubst du, daß ich bisher Völker in der Gegend geworben habe, etwa, um auf meiner Burg die Zeit zu verträumen, oder die schöne Aussicht zu genießen, und zu warten auf die schöne Maizeit? da irrst du dich, mein Lieber. — Jetzt heißt es: vorwärts, vorwärts in's Land der Väter. Jetzt ist es Zeit. — Du hast mich selbst gemahnt, denn siehe, die Bäume haben schon Augen. — Aber, um Gott, was hat dich alten Haudegen mit einmal auf solche Gedanken gebracht?

Ich hab' allemal so eine Art Ahndung, wenn mir Etwas begegnet, was mich schmerzt — es ist mir wie einem alten Landsknecht, der in seinen Narben spürt, wenn schlecht Wetter einfällt — kurz, ich mein' eben, dießmal werd' euch's nicht glücken, — aber nichts für ungut, gnädigster Herr, es ist nur so eine Ansicht von mir. Und, was mich darin bestärkt, ist dieß, daß euch gerade jetzt ein mächtiger Gegner gegenüber steht. Die Macht, welche er aus Tirol zur Unterdrückung der Bauern erhielt, ist noch um ihn versammelt, es sind bei 8000 Mann, und das Schwert weiß er zu führen, er hat ja unter euch erst das Handwerk recht eingeübt.

Leider steht er jetzt gegen mich, der undankbare Truchseß von Waldburg, der einst mein Brod aß.

Der sitzt jetzt zu Engen, gnädigster Herr, und wird euch zu schaffen machen. Denkt an mich, er begleitet euch auf euerm ganzen Zuge ins Land, und wird euch nicht ungerupft lassen. Aber nichts für ungut, gnädigster Herr.

Nun sey dem, wie ihm wolle, es bleibt bei meinem Entschluß. — Willst du uns begleiten, Meister Leonhard, so ist mir's lieb — siehst du aber lieber die Berge an, oder willst du noch die Kirschenzeit abwarten, so mußt du eben hier bleiben.

Da sey Gott vor, gnädigster Herr! wo ihr seyd, da ist auch Meister Leonhard; es wäre eine Schande, wenn ich zu Hause säße, und nicht meine Stücke krachen hörte, die ich so freudig gegossen.

So sey bereit — in höchstens 8 Tagen beginnt der Zug ins Land.

Meister Leonhard sprach nichts mehr — er fuhr nur durch seinen grauen Bart, und sah vor sich hin.

Was der Herzog ausgesprochen hatte, gieng auch in Erfüllung. Am 20. Februar ließ er schon ein Manifest ergehen, in dem er den Reichsständen und dem schwäbischen Bund, so wie den Eidgenossen seine Berechtigung zur Selbsthülfe darlegte. Der 24. des gleichen Monats ward bestimmt, an dem der Zug beginnen sollte. Jeden Tag sah man es mehr Ernst werden. Im Gemach des Herzogs, wie in dem der Ritter, herrschte ein reges Treiben; nicht minder in den Söldner-Wohnungen, die, wie noch nie, mit Bewohnern angefüllt waren; denn gar mancher herrenlose Landsknecht hatte auf Hohentwiel Dienste gesucht und gefunden. Die Rüstkammer wurd aufgethan, und manch blankes Waffenstück an die Söldner vertheilt. Manche brachten schon ihre Waffen mit, aber in der Zeit der Ruhe waren sie rostig geworden. Das Alles wurde jetzt in Ordnung gebracht. Hier sah man einen Söldner, der eine Blechhaube sich zurecht machte, dort puzte ein Knecht den Harnisch seines Herrn, hier saß einer, und schärfte die Spitze seiner Lanze, dort stand einer, und fegte sein Schwert blank, das schon lange nicht mehr aus der Scheide gekommen war. In den Ställen aber wieherten die Pferde, und es war, als ob sie ahnten, daß es bald in's Feld gehe.

Der Morgen des 24. Februars war erschienen. Im blanken Harnisch trat der Herzog in das Stüblein des Predigers Johannes Gailing. Der hatte eben mit seinem Freunde Heuglin die Morgen-Andacht verrichtet, welche im gemeinschaftlichen Lesen

eines Abschnittes aus der Bibel bestand. Wie steht's, Meister Johannes, fragte der Herzog, nachdem er beide freundlich gegrüßt hatte — habt ihr noch Lust, mich zu begleiten?

Die gleiche, mein Fürst, antwortete Gailing, die ich hatte, als ich es euch zusagte.

Und ihr scheuet nicht die Mühe des Wegs, und Alles das, was das Leben im Felde mit sich bringt?

Mein Fürst, darum bin ich in eure Dienste getreten, um Noth und Gefahr mit euch zu theilen — darum folg' ich mit Freuden. Und um so mehr, da mir Gott diesen würdigen Freund, Herrn Johannes Heuglin, zugeführt.

Das heißt, der jetzt eure Stelle versehen kann, bis ihr wiederkehret.

So ihr mich dessen für würdig haltet, gnädigster Herr, bemerkte Johannes Heuglin.

Wüßte keinen Bessern — seyd ja auch ein Leidensbruder und gehört demnach zu unserm Orden. Verkündiget das Wort, wie euer Freund, dann werden meine Hohentwieler, die zurückbleiben, sich freuen; und ich, so ich wiederkehre, werd' es euch vergelten. Noch sprach der Herzog, da erschien Philipp von Rechberg und Fritz von Schweinsberg an der Thüre des Gemachs. —

Man verlangt mich — ich muß euch verlassen, meine Freunde, fuhr der Herzog fort — also seyd bereit, Meister Johannes, wenn an euch der Aufruf ergeht.

Zur Stunde, mein Fürst, antwortete Johannes Gailing.

Und ihr, mein Freund — der Herzog wandte sich zu Johannes Heuglin — lebet wohl, auf Wiedersehen. Dieß sprechend, reichte er ihm freundlich die Hand.

Gottes Segen sey bei eurem Unternehmen, gnädigster Herr, sprach Johannes Heuglin — und sollt' ich euch nimmer sehen im Erdenleben, so nehmet jetzt den Dank meines Herzens für all das Gute, das ihr an mir gethan. Er drückte des Herzogs Hand an seine Brust, und schmerzlich blickte sein Aug' auf ihn.

Der Herzog folgte den Beiden, die an der Thüre ihn erwarteten.

Aber, um Gott, mein Bruder, begann Johannes Gailing zu Heuglin, als der Herzog das Stüblein des Predigers verlassen hatte — was für ein Wort habt ihr ausgesprochen, als der Herzog euch die Hand zum Abschied reichte?

Ein Wort, erwiederte Johannes Heuglin, das ich euch zur Stunde noch deutlicher erklären will. Jetzt, mein Bruder, da die Abschiedsstunde nahe ist, mag ich euch nimmer verhehlen, was ich schon seit mehreren Tagen in mein Inneres verschlossen, um euch, meinem lieben Freunde, keinen Schmerz zu bereiten. Vor 3 Wochen — es war der 3. Hornung, der Todestag meines einzigen Bruders — da legte ich mich zur Ruhe in gar seltsamen Gedanken. Ich gedachte seiner, wie er, der kräftige Mann, aus seinem Leben gerissen wurde, gerade, als er ein nützliches Glied der Welt hätte werden können — und ich, ein Schwächling, der ich mit meinen geringen Kräften nur so wenig der Welt leisten kann,

zurückbleiben mußte, nur um einsam, freudelos und hoffnungsleer im Leben zu stehen. Solche Gedanken zogen hin und her in meiner Seele, und kein Schlaf wollte sich auf meine Augenlieder senken. Auf einmal öffnete sich die Thüre meines Kämmerleins, und eine Helle, wie von der Sonne, wenn sie des Morgens in das Zimmer scheint, füllte den Raum. Ich blickte auf, und im Strahle dieses Lichtes erschien mein Bruder, so wie er auf Erden zu gehen pflegte. In seinen Händen hielt er eine Dornenkrone, wie die Märtyrer Gottes tragen auf den Heiligenbildlein. Sehnsuchtsvoll streckte ich meine Hand nach ihm aus, da nahte er mir; er legte die Dornenkrone auf mein Haupt, und sprach: durch Leid zur Freude. Da faltete er die Hände, und neben ihm stand auf einmal mein Vater und meine Mutter mit gefalteten Händen, und sie blickten freundlich auf mich. Ich streckte die Hände nach ihnen aus — aber sie verschwanden vor meinem Blicke, und es war dunkel um mich, wie zuvor.

Sehet, mein Bruder, so schloß Johannes Heuglin seine Erzählung — solches Gesicht ist mir worden, darum glaube ich fest, daß ich mich bald zu meinen Lieben reihen werde — und ich will auch von euch Abschied nehmen.

Thränen traten in Gailings Augen, als Heuglin so redete, und er sprach: laßt derlei Gedanken, mein Bruder! wohl wissen wir, daß jede Stunde unsre letzte seyn kann, und darum sollen wir uns bereit halten; aber laßt uns hoffen, daß uns noch län-

ger vergönnt sey, zu wirken zur Verherrlichung dessen, dem Ehre sey von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Noch nicht hatte Gailing ausgesprochen, so klang ein lauter Trommetenstoß.

Das ist das Zeichen zum Aufbruch, rief Gailing. Nun lebt wohl, mein Bruder, Gott mög' euch stärken in der Verkündigung seines Wortes! Er schlang seine Arme um Heuglin. — Auf Wiedersehn! dieß war sein letztes Wort, das er vor Weinen kaum hervorbringen konnte. Jenseits, rief Heuglin, und riß sich weinend aus Gailings Armen.

Als Gailing auf den Platz vor der Wohnung des Herzogs kam, war schon Alles in größter Ordnung. Schon saß der Herzog zu Pferde, das ledige Roß neben ihm bestieg Gailing. Bis an das untere Thor begleitete der Hauptmann der Burg, Fritz von Schweinsberg, die Ziehenden; dort verabschiedete er sich. Nun erst trat der Zug in die rechte Ordnung. Voran ritt der Herzog im silberblanken Platten-Harnisch, auf seinem Haupt den silbernen Helm mit wogendem Federbusche. An seine rechte Seite schloß sich Gailing; ein leichtes Barret mit schwarzer Feder bedeckte seinen Kopf, um seine Hüfte lag ein langer Reitermantel, unter dessen Saum das Ort des Schwertes ragte. Zu des Herzogs Linken ritt Philipp von Rechberg, in seiner Hand schwang er das Panner von Würtemberg; unter den Füßen seines Rosses lief der treue Fingal. Hinter ihnen folgte die Schaar der übrigen Ritter und Leonhard Zeller mit seinem Geschütz. Wie ein junger Kriegsmann ritt der alte Meister Leonhard in voller Rüstung

neben seinen Geschützen, deren jedes von vier Pferden gezogen wurde. Oft lächelte er so recht selbstgefällig, wenn einer der Knechte und Söldner, welche das Geschütz umgaben, auf ihn deutete und sprach: sehet, das ist Meister Leonhard, der die schönen Stücke alle gegossen. Der Zug bewegte sich auf der Höhe, die sich allmählig gegen das Dorf Hilzingen hinabzieht. Hier wollte der Herzog mit allen den Söldnern zusammentreffen, welche fortwährend aus Schaffhausen und der Umgegend zusammen kamen. Auch das Geschütz, das Herzog Ulrich von Mümpelgard gen Basel hatte bringen lassen, war über Schaffhausen in Hilzingen angekommen. Beim Schlosse des Statthalters sammelten sich die Schaaren. Dieses bewohnte jetzt ein Nachfolger des Vertriebenen. Das war aber nicht Hans Maurer — dessen Herrschaft hatte nur so lange gedauert, bis seine Kameraden wieder nüchtern geworden waren — sondern Fidelis Hager, ein Geistlicher von biederm Sinne. Der empfieng den Herzog sehr freundlich in seinem Schlosse, und er gab manchen Krug Wein und manches Laiblein Brod unter die Schaaren der Neuangekommnen. Er suchte das wieder gut zu machen, was sein Vorfahr, der bösgesinnte Herr Lorenz, gegen den Herzog verschuldet hatte.

Der Herzog zählte sein Heer, und es fand sich, daß er 6000 Mann Fußvolk und 600 Reiter beisammen hatte. Er theilte die Schaar des Fußvolks in 30 Fähnlein, über die er meistens Ritter setzte, die ihn bisher umgeben hatten. Der alte Rechberger befehligte die Reiter. Noch am Abend vor Matthias

verließ der Zug das Dorf Hilzingen. Es war ein hübscher raisiger Zug, und ein großer Troß, bei dem sich das Geschütz, die Wagen mit Pulver und Steinen, und alle Rüstung, die dazu gehörte, befanden.

Und nun begann der Herzog den Zug zur Eroberung seines Stammlandes.

XXII.

Manche unruhige Stunde hatte Annele seit jener Zeit, da der Frühmeßer aus Sernatingen entwich. Man wußte, daß sie vor seinem Verschwinden noch in seinem Hause war; einige Leute des Dorfs wollten sie gesehen haben, wie sie ein Bündelein aus dem Hause trug und durch das Dorf gieng. Man sprach sogar davon, wie sie mit dem Frühmeßer, der um dieselbe Zeit sein Haus verließ, und den gleichen Weg vor ihr gieng, vor dem Dorfe müße zusammengetroffen seyn. Aber Niemand kam auf etwas Gewisses. Annele wich allen Fragen aus, die an sie gerichtet wurden, am Ende hörte man ganz auf, fragend in sie zu dringen, denn man sah wohl, daß sie ungern antwortete. Nach und nach war die Sache mit dem Frühmeßer kein wichtiger Gegenstand des Gesprächs mehr, und zuletzt schien sie so ziemlich vergessen.

Aber bei einem, bei Johannes Schlüpf, war die Sache nicht in Vergessenheit gekommen. — Er wähnte, sein Opfer schon in Händen zu haben; doch wie ärgerte er sich, als er noch an jenem Abend, da er von Sernatingen zurückkam, und die Schergen des Raths

aussendete, von diesen die Antwort zurück erhielt, daß der Vogel ausgeflogen sey.

Daran ist die elende Dirne Schuld, war sein erstes Wort, als er die böse Botschaft vernahm, oder die Mutter selbst, die vielleicht bereut hat, daß sie sich zum Werkzeug meiner Absicht hingegeben. — Im ersten Augenbick wollte er nach Sernatingen, um seinen ganzen Unmuth durch Vorwürfe gegen beide auszulassen, aber er besann sich, und schlug einen klügern Weg ein. Der Aufenthalt des Entwichenen mußte erkundet seyn — wer konnte ihn wohl besser auf die Spur bringen, als diejenigen, die ihm vielleicht zu seiner Flucht verholfen hatten? War es die Mutter, die mit dem Entflohenen einverstanden war, nun — er kannte ihre Schwäche, darum war es ihm nicht bange, von ihr den Aufenthaltsort Heuglins zu erfahren — war es aber die Tochter, die dem Frühmeßer zur Flücht gerathen hatte, so hoffte er es von der Mutter auf jeden Fall zu erkunden, vor der Annele noch nie Etwas verborgen gehalten hatte, ausgenommen den Zweck ihres Ganges an jenem Abend. Seine Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, stellte er der Mutter Himmel und Hölle vor, und er brachte es wirklich dahin, daß sie unter allen Androhungen mütterlicher Strenge der Tochter das Geheimniß zu entlocken suchte. Lange widerstand Annele — aber, als ihr die Mutter Tag und Nacht keine Ruhe ließ, als sie ihr sogar drohte, sie würde sie als ungehorsame Tochter verstoßen, da konnte Annele das Geheimniß nicht länger mehr verbergen, welches bisher Niemand im

Dorfe, trotz allen möglichen Nachforschungen, von ihr zu erfahren im Stande gewesen war.

Hocherfreut war jetzt Johannes Schlüpf, als er doch einmal den Aufenthalt Heuglins wußte. — Gerne hätte er jetzt ferner seine Rolle fort gespielt, um seines Opfers, das er wieder aufgespürt hatte, habhaft zu werden; aber Einer stand ihm im Wege, von dem er wußte, daß der seine Schützlinge in guter Hut zu halten pflegte — Herzog Ulrich, der, wie er hörte, noch nicht die Burg verlassen hatte. Eine Ewigkeit schien ihm die Zeit, bis die Stunde erschien, in welcher der Herzog seinen Zug ins Land antrat. Kaum war die Kunde davon zu seinen Ohren gekommen, so griff er wieder zu seinen Praktiken, und das Weib, das ihm bisher im Wahn, einen Gott gefälligen Dienst zu thun, als Werkzeug gedient hatte, wurde es jetzt wieder. Wie Johannes Schlüpf es einleitete, und wie weit ihm sein Unternehmen gelang, werden wir bald sehen.

Es waren noch nicht 8 Tage verflossen, seit der Herzog Hohentwiel verlassen hatte, lieblich strahlte die Mittagssonne über dem Berge, da begab sich Johannes Heuglin, der bisher meistens im Umfange der Burg sich zu ergehen pflegte, herab in den untern Theil derselben, um sich auf der großen Fläche eines längern Spaziergangs zu erfreuen. Er trat auf den Weg, der zu den Rebbergen hinabführt. In der Mitte derselben angekommen, wandte er sich wieder links, und folgte einem Wege, der bald immermehr sich verengend um die Mitte der Felsen führte. Er blickte hinab auf die Straße, die zum Dorfe Singen

führt: ein Knabe stieg eilend den Berg hinan. Johannes Heuglin gieng weiter, und da, wo der Felsenweg mit der Straße zusammentrifft, begegnete er dem Knaben.

Zu wem willst du, mein Sohn, fragte ihn Johannes Heuglin? —

Schüchtern antwortete der Knabe: wisset ihr nicht, lieber Herr, wo ich einen gewissen Mann treffen kann, der seit einiger Zeit auf der Burg wohnen soll — man heißt ihn nur Johannes Heuglin?

Ja, wohl weiß ich es, aber was willst du von ihm?

Eine junge Dirne sendet mich von Friedingen, die kommt vom Ueberlinger See her, und möchte, daß dieser Herr Heuglin herunter komme; sie heißt Annele und ihr Vater Martin Weinmann. Bei dem Bruderhaus, sagte sie zu mir, wolle sie auf den Herrn warten.

Nun, so darfst du nicht mehr weiter, lieber Knabe, sprach Heuglin — ich bin derjenige, den du suchst, und will mich sogleich auf den Weg machen, daß ich dem Annele sagen kann, wie du deinen Auftrag gut ausgerichtet.

Der Knabe kehrte, froh, daß er den Gang auf die Burg nicht mehr zu machen hatte, wieder den Weg zurück, den er gekommen war, und Johannes Heuglin gieng auf der andern Seite den Berg hinunter, dem Bruderhaus zu. Die Freude, das geliebte Mädchen wieder zu sehen, ließ ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, warum wohl Annele diesen Weg machte,

warum sie nur bis zum Bruderhaus kam, und nicht weiter. Er eilte, und war bald in der Nähe des Orts.

Gewöhnlich war das Bruderhaus die Wohnung eines Waldbruders; oft aber, besonders in strenger Jahreszeit, war es verlassen, und erst mit dem Frühling kehrte der Waldbruder wieder in die Klause. Neben dem Bruderhause stand eine kleine Kapelle, und Alles war von einem dichten Tannenwäldchen umgeben.

Als Johannes Heuglin nahe bei der Kapelle war, sah er wirklich ein Mädchen, das kniete gerade in Andacht vor dem Christusbilde, welches in der Kapelle hieng, und neben ihr stand ein kleines Körbchen. Ganz leise nahte ihr der Frühmeßer, um sie nicht in ihrer Andacht zu stören. Aber Annele, wie wenn sie die Nähe des Geliebten gefühlt hätte, blickte auf, und freudig streckte ihr Johannes Heuglin die Arme entgegen.

Lange sprachen beide kein Wort in der Freude des Wiedersehns. — O wie ist mir wieder so wohl, rief Annele, als ihr Haupt lange an Heuglins Brust gelehnt hatte. Sie blickte auf, und sah, daß Heuglins Blick nicht heiter war, wie sonst. Ach! fragte sie, seyd ihr denn böse, lieber Herr, daß ich euch so innig liebe? Gelt es ist nicht recht — ich soll euch nur als meinen Lehrer und Freund achten, aber nicht lieben — und hier an dieser Stelle, die so heilig ist — gelt es ist nicht recht?

Nein, liebes Annele, sprach Heuglin, darum ist mein Blick nicht trübe — bei dem, vor dessen Bilde

du eben knietest, will ich es verantworten, daß ich dich liebe. Er hat dieß Gefühl in mein Herz gegeben, warum will die Menschheit aus mir reißen, was Gott in mich gelegt? Darum bin ich nicht traurig, das ist es nicht warum mir so schwer ums Herz ist, wie noch nie. Aber sag' mir Annele, warum bist du nicht auf den Berg gekommen? du weißt ja, daß du zu keinen Fremden kommst.

Ich war zu schüchtern, erwiederte Annele; ach! ich möchte nicht, daß man sagte, Annele sey euch nachgelaufen, lieber Herr, und meine Mutter hat es mir verboten, weiter, als bis hieher zu gehen.

Also weiß deine Mutter meinen Aufenthalt?

O Gott, werdet nicht böse, lieber Herr, sie hat so lange in mich gedrungen, bis ich es ihr gestanden habe.

Annele, was hast du gethan? jetzt ist mir der Untergang gewiß.

O glaubt das nicht, meine Mutter hat sehr bereut, daß sie so Unrecht an euch gethan, und, um dieß zu beweisen, hat sie mir erlaubt, euch heimzusuchen — aber nur bis hieher.

Johannes Heuglin schwieg, er saß nieder an der Kapelle — sein Blick wurde immer düsterer, und senkte sich auf den Boden. Da langte Annele nach dem Körblein, und zog etwas hervor. — Ei, warum wieder so düster, lieber Herr? Dieß sprechend hob sie mit ihrer Linken sein gesenktes Haupt in die Höhe, mit der Rechten hielt sie Etwas vor seine Augen. Sehet, das hab' ich euch mitgebracht—ich habe keine goldne Kette, die ich euch schenken kann, denn ich

bin ein armes Mädchen, aber das nehmt zu einem Andenken — es ist eine Kette von meinen Haaren, die ich selbst geflochten, und manche Thräne ist darein gefallen.

Dank dir, liebes Annele, sprach Heuglin, und sein Blick wurde wieder heitrer — ich will es nehmen als einen Beweis deiner Liebe. Aber wie soll ich es dir ersetzen? ich habe ja Nichts mehr, seit ich Flüchtling bin, doch, ich seh' es eben, ich habe noch etwas recht Kostbares, und das soll dein seyn. Er zog den Ring vom Finger, den ihm einst Ambrosius Blarer an den Finger gesteckt hatte. — Das ist mein Vermächtniß für dich, liebes Annele — wenn du je einmal wieder nach Kostniz kommst, und den Ring zeigst, so wirst du freundliche Aufnahme finden. Aber du darfst ihn nur dann dort zeigen, wenn ich nimmer lebe — ich habe gelobt, ihn nur dann vom Finger zu geben, wenn ich bald sterbe.

O Gott, rief Annele, dann ist es ein trauriges Geschenk, lieber Herr, wenn ihr mir auf diese Weise den Ring gebet. — Johannes Heuglin steckte den Ring an Annele's Finger — aber jetzt war auch ihr Blick trübe, und sie konnte kaum die Thränen bergen. Noch saßen Beide an der Kapelle, da senkte sich die Sonne schon gegen die Berge.

Du verspätest dich, liebes Kind, rief Heuglin — sieh, die Sonne neigt sich schon zum Untergange.

Ja wohl, lieber Herr, und mein Weg ist weit — sie stand auf, um zu gehen. — So lebet wohl, sprach Annele, vielleicht darf ich euch bald wieder besuchen.

Ich begleite dich noch eine Strecke — mein Weg ist der kleinste. —

O nein, ihr habt ja auch eine gute Strecke, und noch einen Berg zu besteigen.

Laß mich dich begleiten, liebes Annele, ich meine, es sey das Letztemal — drum will ich mich noch freuen deiner Nähe.

Sprechet nicht so, lieber Herr — seufzte Annele — sie redete ihm jetzt Nichts mehr dagegen.

Etwa eine halbe Viertelstunde waren sie gegangen — sie sahen schon den Kirchthurm von Friedingen — Annele stand stille — jetzt, sprach sie, jetzt kehret um, lieber Herr.

Nur noch eine kleine Strecke, rief Heuglin, er drückte fest ihre Hand, die er während dem Gehen in seiner gehalten hatte. Sie giengen noch einige Schritte — er preßte Annele's Hand an sein Herz — jetzt lebe wohl, Geliebte, rief er. Er zog Annele an sein Herz, schlang seine Rechte um sie, und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. Noch hielt er sie umschlungen, da rauschte es in dem nahen Walde, und zwei vermummte Männer stürzten auf Beide zu. O Gott! schrie Annele, und sie schlang noch fester ihren Arm um Heuglin.

Lange widerstand Heuglin den Angreifenden — mit der Linken hielt er Annele umfaßt, mit der Rechten suchte er die Männer von sich ferne zu halten. Da griffen sie ihn von hinten, und warfen eine Binde über seine Augen.

Jetzt fühlte Annele auch eine Hand, die sie faßte — es war keine Männerhand, aber doch kräftig genug,

um sie aus dem Arme Heuglins zu reißen, der jetzt Nichts mehr um sich erblickte. Annele schaute hinter sich, ihre Arme wurden schlaff, und sie sank ohnmächtig zurück, denn sie erblickte ihre Mutter. —

Zu Sernatingen im elterlichen Hause erwachte Annele — sie lag auf ihrem Bette — nicht weit von ihr saß ihre Mutter, und sie schien in tiefes Nachdenken versunken, wie in jener Zeit, da sie ihren Namen unterschrieben hatte.

Mutter, rief Annele, und blickte mit starren Augen um sich, die Wahnsinn verriethen — seyd ihr ein Ungeheuer, oder habe ich schwer, recht schwer geträumt — sie blickte auf den Ring an ihrem Finger, und weinte.

XXIII.

Was Leonhard Zeller dem Herzog in Hinsicht seiner Unternehmung ins Land vorausgesagt hatte, gieng in Erfüllung. Als der Herzog aus Hilzingen zog, war es sein erster Gedanke, den Truchseß Georg von Waldburg in Engen zu überfallen, und so seinen Hauptgegner mit Einem Schlag von sich zu entfernen. Aber er täuschte sich: der Truchseß vernahm des Herzogs Abzug von Hohentwiel, und zog ihm entgegen, ehe dieser noch vor das Städtchen rückte. Während der Herzog zwischen Engen und Möringen lag, schickte ihm der Truchseß schon einen Absagebrief zu, den derselbe freilich sehr übel aufnahm. Von nun an folgte der Truchseß dem Herzog stets zur Seite, er hütete sich aber immer, mit seiner Hauptmacht zusammenzutreffen. Nur Einmal brachte er in der Nähe des

Lochensteins bei Bahlingen dem Herzog eine kleine Schlappe bei, die doch so viel Schrecken ins Heer brachte, daß in der Nacht eine große Anzahl der Schweizer-Söldner ausriß, und der Heimath zulief. Während der Herzog Bahlingen einnahm, zog der Truchseß in einem Eilmarsch nach Rottenburg am Neckar. Dort vereinigte er sich Georg mit dem Heere, das der würtembergische Statthalter von Stuttgart aus ihm zugeführt hatte. Beide zogen vor das Städtchen Herrenberg, wo der Truchseß Georg dann den Oberbefehl über das ganze Bundesheer übernahm. Nicht lange war er dort, so traf auch schon Herzog Ulrich bei Herrenberg ein. Er beschoß die Reiterei des Bundesheers, aber ohne großen Schaden. Von den würtembergischen Fußknechten bestimmt, zog sich der Truchseß nach Tübingen und Rottenburg, um einen ferneren Operationsplan zu entwerfen. Nach seinem Abzug nahm der Herzog Herrenberg auf die ersten Kanonenschüsse — desgleichen die beiden Städtchen Böblingen und Sindelfingen. Im letztern Orte blieb er drei Tage. Warum er dort so lange liegen blieb, läßt sich nicht bestimmt angeben. Vielleicht, weil hier von allen Seiten das Landvolk herbeiströmte, um dem Herzog wieder zu huldigen, oder, weil es den Söldnern so wohl gefiel im Städtchen, besonders im Chorherrenstift in der Vorstadt, wo sie viel Wein und Bier fanden.

In dieser Zeit beriethen sich die Bündischen, wie dem Herzog Widerstand zu leisten wäre. Der Truchsesse rieth, daß man alle Mittel und Wege wählen sollte, um eine Besatzung in die Stadt Stuttgart zu

bringen, welche, so sie sich tapfer vertheidige, den Herzog, wenn er vor den Thoren erscheinen würde, eine Zeit lang hinhalte, da es ihm ohne dieß an Belagerungsgeschütz fehle. Der Rath des Truchsessen gieng durch. Sogleich wurde Graf Ludwig von Helfenstein mit 1600 Mann Fußvolk und einer hinlänglichen Anzahl groben Geschützes nach Stuttgart abgeschickt, und kam, ohne auf die Leute des Herzogs zu stoßen, daselbst an.

Jetzt rückte auch der Herzog vor Stuttgart. Er besetzte bald die Vorstadt, in welcher er keinen andern Widerstand fand, als zwei Rotten Nürnberger Fußvolk, die der Graf Helfenstein darein gelegt hatte. Nun aber fühlte der Herzog den Mangel seines Belagerungsgeschützes, das er noch bei Bahlingen hatte stehen lassen, weil es ihn im Eilmarsch hinderte — mit seinem Feldgeschütz konnte er nur wenig ausrichten. Desto mehr hoffte er von seinen Freunden in der Stadt. Zu dem Ende ließ Herzog Ulrich aus dem Lager vor Stuttgart alle Städte, Flecken und Einwohner von Würtemberg auffordern, sich ihm, als ihrem rechtmäßigen Erbherrn zu ergeben, und ihm wieder zum Besitze seines väterlichen Landes zu verhelfen. Der Aufruf des Herzogs blieb nicht ohne Erfolg; denn bald fand Ludwig von Helfenstein eine zweideutige Gesinnung bei einem großen Theil der Stuttgarter Bürgerschaft. Diese zweideutige Gesinnung wurde immer deutlicher und ließ bald befürchten, daß eine Unzufriedenheit unter den Einwohnern ausbrechen würde, und am Ende weder auf Bürger noch Knechte mit Zuverläßigkeit zu rechnen

wäre. Das war für den Truchsessen eine unangenehme Kunde, als er es erfuhr; aber noch verdrießlicher war es für ihn, daß sich auch unter seiner Mannschaft jetzt wenig Lust zeigte, gegen den Herzog etwas zu unternehmen. Er setzte nun seine Hoffnung hauptsächlich auf das Fußvolk, das gegen 6000 Mann stark im Anmarsch war, um sich mit ihm zu vereinigen. Damit vertröstete er auch den Grafen von Helfenstein. — So war auf einmal für die Bündischen die Lage ungünstig, für den Herzog aber wieder günstig geworden, doch nur für kurze Zeit. Schon freute sich der Herzog, daß seine Unternehmung von Glück seyn würde, da machten die Schweizer wieder einen Strich durch seine Rechnung.

Es war den 12. März am Sonntag Nachmittag. So eben hatte Johannes Gailing seinen Gottesdienst auf freiem Felde nicht weit von dem Eßlinger Thore vollendet. Der Herzog, welcher dem Gottesdienste auch dießmal, wie immer beigewohnt hatte, begab sich, begleitet von Philipp von Rechberg und Meister Leonhard, auf sein Zelt. Die Herren setzten sich, und bald gesellte sich auch Johannes Gailing zu ihnen. In solcher Gesellschaft pflegte der Herzog gewöhnlich seine Sonntage zuzubringen, an denen all sein Volk vom Waffenwerk ruhen mußte. Höchstens der Berathung über ferneres Unternehmen waren die Stunden gewidmet.

Nun, was hast du mir für Kunde aus der Stadt, alter Meister? begann der Herzog, sich zu Leonhard Zeller wendend.

Die mag euch baß freuen, gnädigster Herr, erwiederte Meister Leonhard.

Darum hättest du sie mir auch früher mittheilen können.

Ich hab' es deswegen gethan, damit ihr doch noch mit Andacht auf die heutige Predigt gerichtet wäret; denn leicht hättet ihr auf solche Nachricht keinen Gedanken mehr für Herrn Gailings Predigt gehabt. — Also höret mein Fürst. Ihr wisset, wie ich in der gestrigen Nacht auf jenen Theil der Stadtmauer klomm, der am steilsten, und daher als solcher von der Besatzung unbewacht geblieben ist. Glücklich kam ich in das Haus meines alten Freundes, des Waffenschmids Konrad Haueisen. Er ist euch mit Treuen zugethan, und noch sehr Viele mit ihm. Dessen nahm ich mit großer Freude wahr; denn kaum war ich im Hause meines Freundes, so war in wenig Stunden die Stube mit Männern angefüllt, die es alle redlich mit euch meinen, wie nur einer. Im Schlosse, so hieß es, sey für euch schon ein prächtiges Bette bereitet gewesen, aber der Graf von Helfenstein sey zu früh angekommen, und der habe es einstweilen in Beschlag genommen.

Dafür hätten wir seyn können, unterbrach Philipp von Rechberg Leonhards Rede, wenn wir nicht 3 Tage umsonst in Sindelfingen liegen geblieben wären, — hätte man nur mir gefolgt, der ich zum Abmarsch rieth.

Wenn man Alles wüßte, sprach der Herzog, dann alter Freund, würden wir nie etwas Schmerzliches erfahren — aber Meister Leonhard, mach' fort.

Nun, sagte man, wenn auch ein Andrer das Bette im Schloß in Beschlag genommen — es wird nimmer so lange anstehen, bis unser lieber Herr wieder auf immer in unsrer Mitte eines ruhigen Schlafes pflegen kann.

Mein gutes Volk, rief der Herzog, und Freudenthränen traten in seine Augen

Nun höret noch das Beste, mein Fürst! einen Auftrag, den mir mein Freund im Namen der Versammelten gegeben. Heute Nacht, wenn auf dem Thurme der Stiftskirche eine Laterne erscheint, so nahet euch dem Eßlinger-Thore, der alte Haueisen steht dann mit seiner Schmidzunft vor dem Riegel — für die Thorwachen werden ihre Hämmer schon ein Schläflein auswirken, und wenn die Riegel klirren, so brechet entgegen mit euren Schaaren. Die Spieße der jungen Bauern, die vom Lande herein aufgeboten wurden, und bei diesem Thore die Besatzung ausmachen, werden euch nicht stechen, aber in den übrigen Theilen der Stadt werdet ihr noch starken Widerstand finden. Darum, so ist die Bitte eurer treuen Würtemberger, laßt euer ganzes Volk anrücken, damit euch die Bündischen nicht zurücktreiben, wenn ihr schon in der Stadt stehet. — Das ist mein Auftrag, gnädigster Herr, und als ich das gehört, verließ ich die Versammelten, und bin, Gott sey Dank, ungesehen wieder über die Mauer gekommen, aber es war eine halsbrechende Arbeit.

Nun, lieber Meister, sprach Herzog Ulrich, möge die Zeit bald kommen, wo ich diesen deinen Dienst lohnen kann. — Es soll geschehen, wie du gesagt.

Sogleich ertheilte er dem alten Philipp von Rechberg seine Befehle, und dieser sollte sie wieder den übrigen Rittern mittheilen.

Während die Herren noch im Zelte sich über die Anordnungen für die kommende Nacht besprachen, ertönte auf einmal nicht ferne vom Zelte des Herzogs ein Trommelschlag, und der Ruf eines Herolds. Auf einen Wink des Herzogs verließ Meister Leonhard das Zelt, um zu sehen, was es gäbe. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß ein gewisser Onuphry Setzstab von Schaffhausen so eben ins Lager gekommen, und durch Trommelschlag und Herold habe verkündigen lassen, daß er da seye, um Aufträge an seine Landsleute auszurichten. Wer solche persönlich vernehmen wolle, der sollte sich einfinden im Zelte, wo Herr Onuphry Setzstab seinen Abstand genommen.

Das mögen wieder angenehme Neuigkeiten seyn, bemerkte Philipp von Rechberg. Hätte große Lust, und begäbe mich auch hin, um den kauderwelschen Vortrag des Schaffhauser Junkers mit anzuhören.

Es würd' euch gehen wie mir, ich hab' auch geglaubt, ich gehöre zu den Geladenen, aber, als ich in das Zelt trat, wurd' ich zurückgewiesen, mit der Bemerkung, daß die Neuigkeiten nicht für die Schwaben seyen. Doch hineingeguckt hab' ich ins Zelt, und bei dem sogenannten Herrn Onuphry Setzstab stand ein Mann in des Truchsessen Farbe.

Vielleicht, bemerkte Philipp von Rechberg, hatte der Truchseß ihm diesen zum Führer mitgegeben, denn über Eßlingen hat der Herr von Schaffhausen

doch den Weg genommen. — Ich traue den Schweizerknaben nichts Gutes zu.

Immer noch das alte Mißtrauen, bemerkte der Herzog in halb fragendem Tone.

Bis in Ewigkeit, antwortete der Rechberger — und es wird sich zeigen, setzte er bedeutungsvoll hinzu.

Philipp von Rechberg ahnte Unrath von Seiten der Schweizer, und nicht ohne Grund.

Der Herzog traf alle Anordnungen, um genau dem nachzukommen, was Leonhard Zeller aus der Stadt berichtet hatte. Auch an die Söldner-Häuptlinge ergiengen die Befehle des Herzogs, sich in der Nacht bereit zu halten, ohne daß ihnen ausdrücklich benannt wurde, wie und wann die Sache ausgeführt werden sollte. Diese vernahmen aufmerksam die Befehle, und versprachen pünktlich nachzukommen — auf allen Mienen las man, wie wenn es ihr voller Ernst und Wille wäre, die Unternehmung der heutigen Nacht mitzumachen.

Die Nacht nahte heran — der Herzog stellte auf den Rebbergen, die nicht ferne von den Zelten lagen, seine Posten aus, die das Zeichen, welches vom Thurme der Stiftskirche aus gegeben würde, genau beobachten, und gleichzeitig durch den Schuß eines Falkonetts verkünden sollten. — Die Mitternacht war erschienen — der Herzog rückte in die Nähe des Eßlinger-Thors, ohne daß er von der Besazung auf der Mauer beobachtet wurde. Neben ihm ritt Philipp von Rechberg, Leonhard Zeller, Sebastian Dunz von Schorndorf, Hans Thump von Neuburg, Schwiker von Sikingen: ihnen folgten die Söldnerschaaren mit ihren

Hauptleuten. — Da ertönten auf einmal von mehreren Seiten Falkonettsschüsse, denn die Laterne auf dem Thurme war erschienen. Schnell bewegte sich der Zug bis vor das Thor — bald klirrten die Riegel — der Herzog ritt mit den Seinigen an das Thor, und die Flügel öffneten sich mit dem Rufe: Hie in alweg gut Würtemberg. Der Herzog war in der Stadt unter seinen Getreuen, die ihm die Thore geöffnet hatten. Hinter ihm her drangen seine Söldner — die steckten das Thor in Brand, daß es bald lichterloh in Flammen stand. Bisher hatte der Herzog keinen Widerstand gefunden, ein kleines Gefecht mit der Besatzung des Thors war bald vorüber — aber so leichten Kaufs sollte die Stadt nicht gewonnen werden. Das flammende Thor strahlte in die Straßen der Stadt, von allen Seiten zogen die Schaaren der nun wachen Besatzung dem Herzog entgegen. Auf allen Flanken wurde er mit seinen Rittern angegriffen — laut rief er den Söldnern zu, daß sie vorrücken, aber die waren, statt ihm zu folgen, zurückgeblieben — hinter dem brennenden Thore hörte man bald die Trommel, welche am Nachmittag ertönt hatte, die ließ wieder Onuphry Setzstab rühren, und sie galt zum Rückzug. Herzog Ulrich war verlassen mit seiner Ritterschaar — er wurde von der Uebermacht zurückgedrängt, da gab er dem Pferde die Sporen, und jagte mit seinen Rittern zurück durch das in Flammen stehende Thor. In den hellen Flammen sah er noch, wie die ganze Söldnerschaar ihm den Rücken bot. Ihr elenden Schurken, rief er den Fliehenden nach, schade, daß ich nicht mit mei-

nem Schwert den rückständigen Sold euch zahlen kann. Mit den Zähnen knirschend vor Zorn kam er vor seinem Zelte an — die Stadt war in seinen Händen gewesen, nur durch die schändliche Treulosigkeit der Schweizer hatte er sie wieder verloren. — Im Zelte trafen ihn seine Ritter; er lag in seinem Stuhle und sprach kein Wort; nur zuweilen seufzte er. Da trafen auch die Ritter ein — der Herzog blickte auf, er sah, daß keiner von der Schaar fehlte — so sei Gott gedankt bei all dem Schmerz! die Stadt ist verloren — die Treulosen sind entronnen, doch diese sind noch alle mein. — Und wir werden es auch bleiben, sprach Philipp von Rechberg.

XXVI.

Da, wo der Bodensee anfängt, seinen langen Arm gen Nord-West auszustrecken, ist die alte Stadt Meersburg gelegen. Auf einem von der Stadt getrennten Felsen lag die alte Burg mit dem hohen viereckigen Thurme, den nach der Sage noch der fränkische König Dagobert als einen Leuchtthurm für die Schiffer auf dem See erbauen ließ. Im Jahr 1508 erweiterte Bischof Hugo von Kostniz, ein Geborner von Breitenlandenberg, diese Burg, und versah sie mit vier Rundellen. Es war, wie wenn er vorausgesehen hätte, daß diese Burg dereinst sein Wohnort werden sollte. — Zehn Jahre nachher kam das erste Licht der evangelischen Lehre nach Kostniz. Anfangs neigte sich ein großer Theil der Stadtbewohner nur im Stillen zur neuen Lehre; aber bald erklärte sich sogar der Rath der Stadt dafür, und die Reformation fand vollkommen Eingang. Die erste Folge davon war, daß der

Bischof Hugo die Stadt verlassen mußte. Für sein Domkapitel und geistliches Gericht suchte er zu Ueberlingen und Radolphzell ein Obdach, er selbst wählte das schön gelegene Schloß Meersburg zu seinem Wohnsitz. Schmerzhaft mußte es ihm seyn, eine Stadt zu verlassen, die er seit dem Jahre 1496 als ein in jeder Hinsicht wackrer Bischof regiert hatte, doch war ihm ein Trost. Der Genuß einer schönen Natur ist so oft das einzige, was dasjenige uns vergessen lehren kann, in dessen Besitz wir uns so lange glücklich fühlten; aber oft erinnert sie, während sie uns Trost giebt, nur durch einen Gegenstand, auf den sich der Blick richtet, wieder an das Verlorne — und ihr ganzer Trost wird wieder zu nichte. Wenn Bischof Hugo von den Erkern seines Schlosses zu Meersburg herabsah, er konnte sich nichts Herrlicheres wünschen, als diesen Wohnsitz. Unter ihm der liebliche See in seiner ganzen Ausdehnung bis hinauf nach Lindau, über dem See das gesegnete herrlich gebaute Thurgau mit seinen niedlichen Dörfern und Weilern, und im Hintergrunde die mit Schnee bedeckten Berge der Schweiz. Ein wunderschöner Anblick, und doch wurde des Bischofs Auge trübe, wenn sein Blick sich auf jene Bucht des See's richtete, wo der Rhein seinen Ausfluß sucht. Dort lag ja sein liebes Kostnitz, das er so tief im Herzen trug. — Schmerzlich sah es im Innern dieses Mannes aus, bei all der Ehre, die er auch in Meersburg genoß — denn gerne sahen die Meersburger den braven Herrn in ihrer Mitte. — Einer, der noch unglücklicher war, befand sich in seiner Nähe.

Im Verließ des uralten Thurmes schmachtete ein Gefangner, und der hatte nicht einmal den Trost des Tageslichts, vielweniger jenen Genuß, bei dem sich der Bischof noch unglücklich fühlte. — Der Kerker, in dem er schmachtete, war ein Ort, der in Hinsicht seiner Festigkeit nicht seines gleichen hatte in der ganzen Umgegend. Darum hatte man ihn bisher nur für Verbrecher bestimmt, an denen viel gelegen war. Wer diesen Kerker betrat, der war dem Henker verfallen, und wer lange darin schmachtete, war dessen gewiß, daß er zuvor vermoderte, ehe er noch unter die Hand des Henkers fiel. Dieß fühlte der Gefangene, dem dießmal das traurige Loos geworden war. — Schon die ersten Tage seiner Haft wirkten verzehrend auf sein Leben, und er sehnte sich nach der Stunde, die ihn seiner Verurtheilung entgegenführen würde. Bisher hatte er noch keine lebendige Seele erblickt, denn das Wasser und Brod, das nur für Hungersterben ihm gereicht wurde, ließ der Gefängnißwärter dem armen Manne von der obern Oeffnung des Kerkers herab. Des Wassers hätte er nicht bedurft, denn es floß in dicken Tropfen an den Wänden seines Kerkers herab, und befeuchtete das Strohlager, auf dem er ausgestreckt lag. Und doch klagte er nicht gegen seinen Verfolger, den er wohl kannte, der in der Ferne mit teuflischer Freude des Opfers gedachte, das endlich in seine Hände gefallen war, der jetzt Tag und Nacht brütete, wie er den Unglücklichen einem martervollen Tod entgegenführte. Johannes Heuglin, der unglückliche Mann, dachte nicht mit Haß seines Verfolgers zu Ueberlingen, aber mit

Wehmuth der Worte seines Amtsbruders zu Bodmann, wie nun diese im vollsten Sinne jetzt ihrer Erfüllung entgegengehen — er gedachte mit Schmerz an diejenige, die ohne ihren Willen ein Werkzeug zur Ausführung der rachsüchtigen Plane seines Verfolgers geworden war. Der Gedanke an Annele wirkte noch schmerzlicher auf sein Gemüth, als der schreckliche Kerker auf sein äußeres Leben. Nicht, daß er Annele anklagte als diejenige, welche die Hand zu seinem Verderben hatte bieten müßen, sondern weil er jetzt erst seine Liebe zu ihr als mißfällig vor Gott anerkannte; der Gedanke marterte ihn, daß nur wegen seiner Liebe zu Annele solche Strafe von oben über ihn verhängt worden wäre.

Acht Tage brachte Johannes Heuglin in solch schmerzhaftem Zustande hin, am neunten des Nachts hörte er über ihm Tritte von mehreren Menschen; durch die Oeffnung des Kerkers kam eine Maschine herab, an welcher er in der verhängnißvollen Nacht seiner Gefangennehmung herabgelassen worden war. Auf das Geheiß des Gefängnißwärters ergriff er das an der Maschine befestigte Seil mit entkräfteter Hand — er wurde hinaufgezogen. Als er oben war, konnte er in der Finsterniß Nichts unterscheiden — er hörte nur Athemzüge von mehreren Männern in der Nähe — der Gefängnißwärter, welcher auf einige Augenblicke das Gemach verlassen hatte, kehrte wieder zurück, und trug eine düstre Lampe in seiner Hand. Jetzt erst erkannte Johannes Heuglin, wo er sich befand. Es war ein geräumiges Gemach, in dessen Mitte ein mit schwarzem Tuche bedeckter Tisch stand.

Um den Tisch saßen 7 Männer in schwarze Mäntel gehüllt. Nur zwei davon waren dem Frühmeßer kenntlich; der eine, des Bischofs Generalvikar, Dr. Speißer, der andere Anton Pirata, der Prediger Mönch; beide hatte Johannes Heuglin einmal in Ueberlingen gesehen. Die übrigen waren Geistliche des Domkapitels. Man stellte dem Frühmeßer einen Sitz gegenüber dem Generalvikar und Anton Pirata. Lange Stille herrschte im Zimmer — unerschrocken blickte der Frühmeßer seinen Richtern ins Angesicht, und sein Blick änderte sich nicht, wenn er manchmal hinüber fiel in den Winkel des Gemachs, wo ein mit schwarzem Tuch bedeckter Tisch stand, von dem man wohl ahnen konnte, zu welchem Zweck er bestimmt war. Nur zu deutlich sah man im düstern Lampenscheine die Werkzeuge schimmern, die unter dem Tuche hervorragten.

Johannes Heuglin, Frühmeßer zu Sernatingen, so unterbrach der Generalvikar die lange Stille — im Namen des hochwürdigsten Bischofs Hugo von Kostniz fragen wir dich auf dein Gewissen, ob du wirklich der verderblichen Ketzerei zugethan seyest, welche in den Gränzen des Bisthums um sich gegriffen. Darum hat dich unser eifriger Mitarbeiter zur Ausrottung der Ketzerei, den du wohl kennst, in unsre Hände und diese Haft überantwortet.

Den kenne ich wohl, erwiederte der Frühmeßer, mög' es ihm Gott verzeihen, was er Unrecht an mir gethan. Hochwürdige Herren! was ihr mich fraget auf mein Gewissen, das will ich euch beantworten mit gutem Gewissen. Ja, ich bin zugethan der Lehre

vom wahren und lautern Evangelium, die wie ein Licht so manches finstere Herz erleuchtet hat, und noch erleuchten wird. Ich werde ihr zugethan bleiben bis an mein Ende.

Auch hast du nach diesen ketzerischen Grundsätzen gelehrt? fragte der Generalvikar weiter.

Was ich denke, was mir mein Gewissen sagt, daß es Wahrheit sey, das auch zu lehren, verpflichtet mich der heilige Beruf, dessen mich Gott gewürdiget hat.

Dessen du zur Stunde unwürdig geworden bist, rief Anton Pirata, denn du verkündigest die Lehre des Antichrists, die der alleinseligmachenden Kirche zuwider ist, deren böse Folgen unser hochwürdigster Bischof und alle hier Versammelten fühlen; denn darum sind wir vertrieben aus dem Hause, in dem wir so lange dem Herrn dienten.

Ihr habt Unrecht, erwiederte der Frühmeßer, wenn ihr diese Lehre verdammet, und sie eine ketzerische Lehre, eine Lehre des Antichrists nennet. Sagt ihr nicht, daß die alleinseligmachende Kirche dadurch Noth leide, daß ihr die Folgen davon empfindet? sehet darin einen Hauptbeweis, daß es eine wahrhaftige Lehre, ein Wort von Gott ist, das dem Unrechten entgegen tritt — sehet, daß sie ein Licht ist, vor dem die Finsterniß weichen muß. Von oben ist dieser Lehre solche Kraft gegeben — das Böse geht im Entstehen zu Grunde, aber, was Gotteswerk ist, muß bestehen, das muß siegen über das, was Menschensatzung ist.

Mit diesen letzten Worten gab Johannes Heuglin seinem Gegner Veranlassung zu einem langen theolo-

gischen Streite, in dem Anton Pirata, einer der gewandtesten Polemiker seiner Zeit, alle Kraft aufbot, um seinem Gegner den Sieg abzugewinnen. War er durch seine feine Dialektik dem Frühmeßer überlegen, so widerlegte ihm dieser durch Stellen aus der heiligen Schrift, die freilich der Predigermönch bisher wenig zum Gegenstand seiner Forschungen gewählt hatte.

Also du bleibst bei dem, was du ausgesprochen? rief der Generalvikar, nachdem er lange dem Streite der Beiden über die Lehre der alleinseligmachenden Kirche und über die Irrthümer der neuen Lehre zugehört hatte — du beharrest bei deiner Ketzerei, und wirst sie nicht wiederrufen als gottlos und verdammlich?

Nein, hochwürdiger Herr, erwiederte Heuglin — ich beharre bei der einzig richtigen Wahrheit; es ist Ueberzeugung meines Herzens, darauf will ich leben und sterben — das kann ich, das werd' ich nimmer wiederrufen. —

Schreibt es nieder, sagte Dr. Speißer zu einem ihm zunächst sitzenden Geistlichen, was der ketzerische Mann so eben ausgesprochen, auf daß wir Schwarz auf Weiß vorlegen unsrem hochwürdigsten Bischof. Nun aber zum Zweiten — er wandte sich wieder zu Heuglin — was sagst du dazu, wenn wir dir beweisen, daß du deine Gemeinde zu Sernatingen gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit aufgewiegelt, indem du das Wort des Aufruhrs geprediget — was sagst du dazu, wenn wir dir beweisen, daß du dein gethanes

Gelübde gebrochen, und mit einem Mägdlein in verbotener Ehe gelebt?

Johannes Heuglin erhob sich von seinem Sitze, und trat dem Generalvikar näher. Er sprach mit entschlossener Stimme: ehe ich euch beweise, daß ich dessen unschuldig bin, was ihr mich beschuldiget, muß ich euch bitten, hochwürdiger Herr, mir zu eröffnen, wo die Beweise, wo die Zeugen sind, die Solches gegen mich aussagen.

Eitler Mensch, lachte Speißer, wie wagst du es, Beweise und Zeugen zu verlangen, sintemalen du so deutlich zugegeben, daß du ein Ketzer bist. Doch sollst du die Beweise sehen, wenn es auch keine redende Zeugen sind. Kennst du diese Schrift? er hielt ihm einen langen Pergamentstreifen hin, der auf beiden Seiten überschrieben war.

Die Schrift kenne ich, sprach Heuglin — sie ist von meinem Feinde und Verfolger.

Und die Unterschrift, fragte Dr. Speißer, er hielt ihm das Pergament noch einmal hin.

O Gott, rief der Frühmeßer schmerzlich, das sind die Schriftzüge einer Wohlbekannten.

Ja, lachte der Generalvikar, die Unterschrift der Mutter deiner Buhldirne.

Beim letzten Wort des Generalvikars hob der Frühmeßer sein Haupt in die Höhe, das er bei den Fragen seines Gegners bisher ruhig gegen die Brust gesenkt hatte. Sein zuvor blasses Antliz war auf einmal wie mit einer Feuerflamme überzogen, und auf seiner Stirne hob sich die Zornader; krampfhaft drückte er seine Hand, die bisher ruhig niederhieng, auf den

Tisch, um den die Männer saßen. — Das letzte Wort mög' euch Gott verzeihen, war das einzige, was er sprach. Er trat an seinen Sitz zurück, ließ sich nieder, und beantwortete keine Frage mehr, die der Generalvikar an ihn richtete.

Nun, man kann den Menschen zum Sprechen bringen, begann Anton Pirata zum Generalvikar — hochwürdiger Herr, ihr habt ja die Mittel in der Nähe, die auch Stumme zum Reden bringen, ey, probiert einmal ein solches. Die Rede des Predigermönchs war nicht umsonst an den Generalvikar gerichtet. Er gab ein Zeichen mit einem Glöcklein, und es traten zwei Männer, ähnlich den Henkersknechten, in das Gemach.

Noch einmal frage ich dich, Johannes Heuglin, den in dem Irrthum der Ketzerei Befangnen, bist du geständig dessen, was vorliegende Klagschrift enthält? Siehe dort hin, da sind Werkzeuge, die dich zum Geständniß bringen — mit diesen Worten deutete er auf den Foltertisch in der Ecke des Gemachs.

Ich bin unschuldig dessen, was ihr mich zuletzt beschuldiget, sprach Heuglin, so wahr mir Gott helfe. Durch keine Marter und Leiden werdet ihr mich zu einem andern Wort bringen, als was ich euch auf mein Gewissen betheure.

Vielleicht doch, lachte der Predigermönch, der in Johannes Heuglin, welcher ihn im Disputiren überwunden, jetzt schon seinen Gegner faßte. Er winkte dem Generalvikar mit den Augen — dieser verstand den Wink, und gab zum zweitenmal ein Zeichen mit

dem Glöcklein. Da nahten die beiden wild aussehenden Männer dem Frühmeßer — der stand auf und folgte ihnen, wie ein geduldig Lamm, zur Folterbank; nur ein schmerzvoller Blick fiel auf die um den Tisch Sitzenden. Willig ließ er sich von den Knechten auf der Folterbank ausstrecken und Hände und Füße binden. An seinen Fingern und Fußzehen wurden Schrauben angesetzt, und eine jener Marterscenen begann, in denen das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert so erfinderisch war. Die Schrauben wurden gespannt, bis das Blut aus Fingern und Zehen quoll — der Frühmeßer gab keinen Laut des Schmerzens von sich. Wenn man ihn lange so gemartert hatte, wurden die Schrauben wieder abschraubt, und der Predigermönch, der mit den Uebrigen zur Folterbank getreten war, fragte höhnisch: wirst du gestehen? Aber Heuglin richtete sich auf von der Bank, und sprach mit fester Stimme: ich bin unschuldig. Die Martern wurden wiederholt; man schritt zu noch schrecklicheren, aber keine war vermögend, ihm einen Schmerzenslaut zu entlocken, vielweniger ihn zu einem Geständniß dessen zu bringen, wessen er sich nicht schuldig fühlte. Richter und Henker wurden ermüdet durch seine Hartnäckigkeit; der Generalvikar befahl, ihn loszubinden, und an seinen Platz zurückzuführen. Ermattet ließ sich Heuglin nieder: jetzt erst fühlte er seine Schmerzen an aufgeschwollnen Händen und Füßen, aus denen fortwährend sein Blut quoll.

Ihm gegenüber saßen seine Richter — aus keinem Blicke konnte man nur die Spur einigen Mitleidens

finden, so sehr auch der Anblick des Unglücklichen hätte zum Herzen dringen sollen.

Gleichgültig begann nach langem Stillschweigen Dr. Speißer seine letzte Rede: Ehrwürdige Herren, wir haben dessen genug, was den Ketzer vor uns verdammet, und ihn des Todes schuldig erkärt — wir bedürfen keiner weitern Schuld, die er gestehe. Wir laden euch auf ein weiteres Gericht, das uns zum Zwecke führen mag — für heute wäre genug gethan.

Der Generalvikar verließ seinen Sitz — ihm folgten die Uebrigen.

Als Johannes Heuglin aus seinem Schlummer erwachte, in den ihn die Schmerzen der Folter versenkt hatten, war er ganz allein in dem Gemach. Bald erschien der Gefängnißwärter und verband die Hände und Füße des Frühmeßers mit grober Leinwand. Den Unglücklichen befiel von neuem ein tiefer Schlaf; als er erwachte, lag er wieder auf seinem feuchten Strohlager, und ein Schein von Morgenhelle fiel von oben in den Kerker.

XXV.

Herzog Ulrichs Unternehmung auf die Hauptstadt seines Landes war durch die Treulosigkeit der Schweizer für ihn ohne Erfolg geblieben. So bald er vernahm, daß die Treulosen abgezogen waren, gab er, so gut als verlassen von aller Mannschaft, da die Schweizer den Haupttheil derselben ausmachten, seine Hoffnung auf die Eroberung der Hauptstadt auf; schmerzvoll wandte er sich von der Stadt, in welcher der Thron seiner Väter stand, und

trat den Rückzug an; er folgte seinen treulosen Söldnern. Diese hatten von ihrem Abmarsch die Bündischen schon in Kenntniß gesetzt, und sicher Geleit von ihnen verlangt. Auf dieß gab Georg Truchseß von Waldburg einem seiner Hauptleute, Rudolf von Ehingen, den Auftrag, dafür zu sorgen, daß der Herzog sein schweres Geschütz nicht von Bahlingen wegbringe; durch eine Abtheilung Reiterei und Fußvolk aber ließ er den Marsch des Herzogs und der Schweizer beobachten, um seine eigenen Plane darnach zu ordnen. Die Schweizer zogen ruhig über den Neckar, stets von der Reiterei des Rudolf von Ehingen flankirt, wodurch sie genöthigt wurden, nach Rothweil zu ziehen. Dadurch gewann ein von dem Truchseß beordneter Hauptmann Zeit, nach Bahlingen zu ziehen, und sich daselbst des groben Geschützes zu bemächtigen, das dem Herzog gehörte. Bei seinem Zug ins Land hatt' er es müßen in Bahlingen stehen lassen, um desto eiliger vorrücken zu können: er hatte es wollen nachführen lassen, und es wäre ihm bei der Unternehmung auf Stuttgart von großer Wichtigkeit gewesen, aber er hatte es, während er vor Stuttgart lag, nie dazu bringen können, es herbeizuschaffen. Jetzt ward es eine schnelle Beute der Feinde. So manches schöne Stück, das von Leonhard Zellers Hand gegossen worden war, gieng verloren, und der alte Meister konnte kaum die Thränen verhalten, als die Kunde kam, daß seine Lieblinge in die Hände der Feinde gerathen wären. Für den Herzog war es ein unersetzlicher Verlust — doch was konnte ihm Solches als Verlust schmerzen, wenn er der Stadt seiner

Väter gedachte, die gleichsam schon in seinen Händen gewesen war.

Auf dem Wege gen Rothweil traf der Herzog mit seinen treulosen Söldnern zusammen — ihr Marsch war kein so eilfertiger gewesen, besonders, als sie sahen, daß der Herzog ihnen auf dem Fuße folgte. Ohne viel Widerstreben schlossen sie sich wieder an ihn, aber nicht aus Treue, sondern, um ihn noch mehr zu kränken. Dem Gebot ihrer Obern waren sie gefolgt, und hatten den Herzog im wichtigsten Zeitpunkt verlassen — aber ihren Sold wollten sie darum nicht aufgeben. Sie zogen mit dem Herzog in die Stadt — man gestattete ihnen mit Willen freien Durchzug; der Herzog stellte jetzt sein noch übriges leichtes Geschütz, das er von Stuttgart mit sich geführt hatte, im sogenannten Haingarten auf, das Volk aber verlegte er in die Umgegend; er selbst wollte sein Quartier in der nur eine viertel Stunde von der Stadt gelegenen Cisterzienser-Abtei Rothenmünster aufschlagen.

Es war ein heiterer Märzabend, als der Herzog auf der Straße zur Abtei ritt. Nicht vermochte es der schöne Tag, das Gemüth des Herzogs zu erheitern, der nur Schritt für Schritt sein Roß traben ließ, und das von Schmerz niedergebeugte Haupt fast auf die Mähne des Rosses senkte.

Johannes Gailing ritt neben dem Herzog: er blickte manchmal hinüber auf seinen unglücklichen Fürsten, und Thränen traten in seine Augen: so gerne hätte er ein Wort des Trostes hinübergesprochen, aber er unterließ es, denn er wußte, daß nicht zu jeder

Zeit die Rede im Gemüth des Herzogs Eingang fand, und statt ihn zu erheitern, im Gegentheil oft niederschlagender auf ihn einwirkte. Bald waren sie nahe an der Abtei. Der Herzog richtete sich auf, und unterbrach die Stille, die bisher zwischen ihm und seinem Gefolge geherrscht hatte. Ach! rief er, da sind wir schon an unserm Quartier — das ist doch ein hübsches Gotteshaus, wenn auch nicht von großem Umfange.

Auch im kleinen Hause kann man finden, was man sucht, sprach Johannes Gailing. Dem Unglücklichen, setzte der Herzog hinzu, ist jede Stätte angenehm, wo er Zuflucht findet.

Darum, mein Fürst, hat die edle Hemma von Wildenwerk dies Gotteshaus gestiftet, daß es ein Port sey für diejenigen, welche Ruhe und Frieden suchen — möge der edle Zweck der Stifterin sich nur an euch recht erweisen, dann ist der innigste Wunsch eures Dieners erreicht.

Werden wir aber, fragte der Herzog, auch willige Aufnahme in der Abtei finden?

So viel ich weiß, erwiederte Gailing, hat Aebtissin und Konvent noch nie den edlen Zweck ihrer Stifterin aus den Augen verlassen — man rühmt alles Gute von ihnen — und sehet, mein Fürst, dort kommt uns ja unser werther Marschall Herr Philipp von Rechberg entgegen. Sein heiteres Gesicht kann nur Gutes verkünden.

Philipp von Rechberg war dem Zug nahe gekommen — Glück auf, rief er dem Herzoge zu — wir bekommen gut Quartier. Hab's auch nicht anders gedacht; ich habe mich in meiner hochwürdigen Baase

der Frau Aebtissin, nicht geirrt. Verzeiht, gnädigster Herr, daß ich mich etwas verweilt habe. Die Frau Aebtissin entließ mich nicht so bald wieder — ihr wißt, alte Leute plaudern gerne, so haben auch wir Beide, ich und die alte Jungfrau, nicht so schnell fertig werden können, denn bei St. Görgen, wir haben uns auch schon Jahr und Tag nicht mehr gesehen.

Nun zur Sache, heitrer Freund, sprach der Herzog — ist also unserm Einzug kein Hinderniß im Wege?

Im Gegentheil, erwiederte der Rechberger, die hochwürdige Frau Aebtissin rechnet es sich noch zur großen Ehre, euch in ihren Mauern zu beherbergen.

Was Philipp von Rechberg gesagt hatte, war wirklich auch der Wahrheit gemäß. Als der Herzog mit Johannes Gailing und seinem übrigen Gefolge in den Hof der Abtei ritt, stand schon ein Abgeordneter der Aebtissin zum Empfang bereit, der dem Herzog den Gruß von der hochwürdigen Frau vermeldete, und sämmtliche Herren in das geräumige Haus führte, das zur Beherbergung der Fremden bestimmt war. — Sie fanden es wider Erwartung wohl bereitet. Reinliche Betten standen in den Ecken der Zimmer — das Getäfel und die Böden waren blank gefegt und gereiniget, und auf den in der Mitte stehenden Tischen waren Erfrischungen jeder Art aufgestellt, wie man sie den Winter hindurch noch aufbewahrt hatte. Darin hatte die hochwürdige Frau des Konvents das Lob in der ganzen Gegend, wenn nirgends mehr etwas aufzutreiben war an Obst zur Labung für Kranke oder etwas der Art — man durfte

nur nach Rothenmünster, da war es noch zu finden, und Frau Williburg schlug selten eine Bitte ab. — Heute wurde alles Seltene, was sich in der Speisekammer des Konvents vorfand, für die Gäste aufgetragen; kein Wein von den besten Jahrgängen wurde in den Kellern zurückgelassen, und die Schaffnerin war den ganzen Nachmittag nur damit beschäftigt gewesen, den 12 Schwestern die Hände voll zu geben, damit nichts fehle, um den erlauchten Herrn aufs Beste zu empfangen.

Bei einem solchen Empfang und solcher Aufwartung konnte es dem Herzog wohl behagen, und er ließ sich leicht bewegen, statt Einem Tage, mehrere in der Abtei zuzubringen.

Aber sein Aufenthalt sollte ihm auch hier, wo er einige Tage Ruhe von den Strappazen des unglücklichen Feldzugs gehofft hatte, verbittert werden. Noch nicht war er einen Tag im Quartier zu Rothenmünster, so kam schon durch den alten Leonhard Zeller, der beim Geschütz im Haingarten, umgeben von einem Theil der Schweizer-Söldner sein Quartier aufgeschlagen hatte, die Kunde, wie ein allgemeines Murren unter den Söldnern herrsche, des rückständigen Solds wegen, und wie nächst dem ein starkes Ansuchen deshalb an den Herzog geschehen werde.

Eben war der Rechberger auf des Herzogs Zimmer, als der alte Meister Leonhard diese Kunde brachte.

Was ist zu machen, mein alter Freund, fragte der Herzog, als Leonhard Zeller das Zimmer verlassen hatte.

In einen sauren Apfel müssen wir beißen, erwiederte Philipp von Rechberg, in den wir schon einmal gebissen haben; das heißt, wir müßen Geld entlehnen. Gut, daß wir so nahe bei einer Stadt sind, die es hat — und, so viel ich merkte, sind die Rothweiler euch hold — man hat's beim Durchzug wohl sehen können.

Nun so thu' es, wenn dir's keine Bürde ist, sprach der Herzog. —

Eine Bürde? rief der Rechberger — und man sah, daß das Wort ihm tief ins Herz griff — was zu eurem Wohl ist, mein Fürst, wird mir nie eine Bürde seyn.

Noch nicht war der andere Morgen angebrochen, so war Philipp von Rechberg schon in Rothweil; er wurde von dem Rath der Stadt freundlich aufgenommen, brachte seine Bitte an, und es hatte keinen Anstand. Ehe man noch zum Imbiß gieng, stand er schon wieder vor dem Herzog und gab Meldung, wie die Sache keinen Anstand hätte. Aber das, fügte er hinzu, haben mir die Herren von Rothweil noch anbefohlen, das Geld legen sie erst in eure Hände, wenn ihr euch in der Stadt zeiget: es wollte sie fast verdrießen, daß ihr nicht bei ihnen Quartier genommen.

Herzog Ulrich nahm die Einladung an; in des Rechbergers und seines Feldpredigers Begleitung ritt er Nachmittags in die Stadt, und nahm seinen Abstand in der Herberge zur goldnen Sonne. Kaum hatte man von seiner Ankunft vernommen, so erschien schon ein Rathsdiener vor dem Gemach, das der Herzog bezogen hatte, und brachte einen schweren

ledernen Beutel, in dem 500 Goldgülden waren, die der Herzog verlangt hatte: er übergab sie ihm mit dem Vermelden, daß die Rathsglieder der Stadt sämmtlich erscheinen würden, um ihn zu einem Ehrentrunk im Rathhaus einzuladen.

Der Herzog war sehr erfreut über die Bereitwilligkeit der Rothweiler; sogleich sandte er den Rechberger ab, und ließ ihnen mehrere seiner Geschütze und andere Kriegsbedürfnisse, welche ihm auf seinem Rückzug nach Hohentwiel nur hinderlich waren, zum Geschenk anbieten. Sie nahmen dieß Geschenk mit gebührendem Dank an, und nach wenigen Stunden erschienen sämmtliche Rathsglieder, so wie der Bürgermeister der Stadt, und statteten den Dank in eigner Person ab.

Kaum hatten die Rathsherren von Rothweil den Herzog verlassen, so traten andere Gäste ein — für den Herzog keine erfreuliche Erscheinung — es waren die Oberen der Schweizer-Söldner, unter ihnen auch der Sergeant Rudi, den wir schon früher nicht von der besten Seite hatten kennen lernen. Wie ein Lauffeuer war es durch das Lager der Söldner gegangen, daß der Rechberger den Rathsherren einen Besuch gemacht habe, daß der Herzog selbst nach Rothweil gekommen sey, und der Rathsdiener einen großen Geldbeutel in seine Herberge getragen habe. Wie der Hund des Wildes Spur verfolgt, so waren die Schweizer-Söldner dem Gelde in die Herberge nachgezogen. Sie traten ein bei dem Herzoge, mit jener Unbehülflichkeit, die bei den Oberen, wie bei den gemeinen Soldaten, im Schwange war. Wie in früherer

Zeit der Sergeant Rudi wegen seiner besonderen Gabe meistens zum Redner erwählt worden war, so war ihm auch jetzt das Loos geworden, für die Andern zu sprechen. Guata Obig, Herr Herzech, begann er seine Rede, die er vielleicht schon lange vorher eingeübt hatte — weil iar grad do sind, so went mar no froga, wias mit uiserem Sold stoht: uisere Lüt hent as g'schickt, um ui z'mahne, as er au namol zahlet, 's wär numme z'früah — und miar wents eizia, as miars den Andre uszahla chönnat.

Es soll geschehen, sprach der Herzog in gleichgültigem Tone, ohne seine Blicke auf sie zu richten, weil sie seit jener Stunde, da sie ihn verlassen, ihm nur ein widerlicher Anblick waren. Philipp von Rechberg thue, was deines Amts ist.

Der Herzog stand auf von seinem Sitze, und gieng im Zimmer auf und ab; Philipp von Rechberg rief die Schweizer an einen besondern Tisch, wo das Geld lag, welches zur Ausbezahlung des Soldes bestimmt war. Gierig schauten die Schweizer auf das Geld, das der Rechberger ihnen hinzählte — es traf jeden Söldner des Tags 6 Kreuzer.

Sechs Chrüzer, bemerkte der Sergeant Rüdi, als die Summe beinahe vorgezählt war — da cha nit si — für de Ma sechs Chrüzer, und mer hent müassa 's Leba woga — da cha nit si — im Frid sechs Chrüzer, aber nit im Chriag. Miar mant 's Doppelt ha für dia Zit, wo mar sind im Feld gsi.

Der Herzog trat herzu, als Rudi so redete, blickte ihn verächtlich an, und sprach mit aufgeregter Stimme: so Söldner, du verlangst noch einen dop-

pelten Lohn für deine Untreue? Wa Utreu, sagte in etwas ironischem Tone Rudi — miar hent thua, wa mer seya schuldig gsi.

Habt ihr da eure Schuldigkeit gethan, rief der Herzog mit steigender Hitze, als ihr mich verließet in jenem wichtigen Augenblick, habt ihr da treu gehandelt, als ihr durch euern Abzug dazu halfet, daß meine Feinde gewonnenes Spiel hatten?

Nünt für uguat, Herr Herzech, entgegnete Rudi — miar hent müaßa azia, denn vo uisere Obern ist der Befehl cho.

Ja, fuhr der Herzog fort, indem er immer heftiger wurde — von Obern, die eben so wenig das Worthalten verstehen, als ihr treulosen Söldner. Nicht sechs Kreuzer Sold habt ihr verdient, sondern, daß man euch mit auf den Rücken gebundenen Händen in die Heimath geschickt, und einen Herold vorangesendet hätte, um auszurufen: da kommen die Getreuen!

No gmach, Herr Herzech, lachte Rudi — wenn iar hitzig sind, chönnet miar's au si, und miar bleibet druf — miar went's Doppelt ha.

Der Herzog wandte sich zu dem Ritter von Rechberg — ich befehle dir, daß du Alles, was hingezählt ist, wieder in den Säckel legst — treulose Söldner haben gar nichts verdient.

Da went miar sea, riefen die sämmtlichen Söldner, und sie fielen mit den Händen über das gezählte Geld und den Geldsäckel her.

Rüstig sprang der Rechberger vom Sitz — er griff nach seinem Schwerte, das an der Wand hing, zog es aus der Scheide, und fuhr zwischen die

Hände der Söldner und den Geldsäckel — weg! ihr Halunken, rief er, weg, wem seine Finger lieb sind.

Schnell stand auch der Herzog neben dem Tische. Hinaus ihr Diebe! schrie er mit fürchterlicher Stimme — wild rollte sein Auge, seine Linke fuhr durch das krause Haar, seine Rechte zog das Schwert aus der Scheide — hinaus ihr treulosen Wichte!

Die Söldner-Hauptleute zogen sich vom Tische zurück — Rudi sprach lachend: Herr Herzech, miar went sea, wer vo eus da Weg zua der Thür zeigt — miar went sea, wear Meister sey — passet uf, Herr Herzech. Er that einen Pfiff durch seine Finger, der gellend durch das Zimmer drang, es entstand ein Lärmen auf der Straße — er pfiff noch einmal — da hörte man Tritte durch den Hausgang, beim dritten Pfiff sprang die Thüre auf, und in wenigen Augenblicken war das Gemach mit Söldnern angefüllt.

Der Herzog bewegte sich nicht von der Stelle — neben ihm, eben so unbewegt, wie sein Fürst, stand der Rechberger.

Wa geit's Ruadi? rief einer der Angekommenen.

Dear do will as naus keia, erwiederte Rudi — des Herrle ohne Land. — Kaum hatte er noch dieß Wort gesprochen, so sauste des Rechbergers Schwert über des Sergeanten Kopf — nur die dichte Blechhaube hielt den Hieb auf. Der Söldner wollte dem Rechberger seinen Hieb erwiedern, aber des Herzogs Schwert fuhr dazwischen und fing ihn auf.

Das war das Zeichen zum Angriff von beiden Seiten — alle Söldner hatten ihre Schwerter blos, und bedrohten den Herzog und seinen alten Freund.

Zur glücklichen Stunde öffnete sich die Thüre, und der Bürgermeister von Rottweil an der Spitze seiner Rathsknechte trat zwischen die Streitenden. — Johannes Gailing, zu jener Stunde um den Herzog, als die Söldner eintraten, hatte bald bemerkt, zu welchem Ende des Herzogs Heftigkeit führen könnte; er war in der Stille weggegangen und hatte den Bürgermeister herbeigeholt. — Sein Erscheinen konnte den Herzog nur für den Augenblick schützen, aber nicht die Wuth der erhitzten Söldner stillen. Während seine Leute die Söldner vom Herzog trennten, nahm er ihn, trotz seines Widerstrebens, beim Arme, drängte ihn und den Rechberger zur Thüre hinaus, und brachte die Herren in Sicherheit. Unten stand schon Johannes Gailing, wo die Pferde für die Herren bereitet waren: auf dringendes Bitten des Bürgermeisters saß der Herzog und der Rechberger auf ihre Rosse, und die drei Herren ritten zur Stadt hinaus; neben des Rechbergers Pferd lief der treue Fingal.

Gnädiger Herr, begann der Rechberger, haltet ihr jetzt noch so viel auf die Schweizer?

Laß es gut seyn, sprach der Herzog, ich hab' genug an ihnen — will nichts mehr wissen von den Wichten. Wir dürfen froh seyn, daß wir noch mit heiler Haut davon gekommen. Die Kuhmäuler hätten uns bald zusammengehackt, wenn der edle Bürgermeister uns nicht zu Hülfe gekommen wäre. —

Gnädiger Herr, bemerkte der Rechberger, wir sind noch nicht außer Gefahr — es ahndet mir, wir haben noch etwas mit ihnen auszufechten. Wir wollen uns sputen, daß wir bald bei meiner hochwürdigen Base

unter Obdach kommen — da sind wir sicher. — Aber nichts für ungut, ihr reitet zu langsam, gnädiger Herr.

Meinst du, erwiederte der Herzog, ich werde vor den Schweizersöldnern davon reiten? es wäre das erstemal in meinem Leben, daß ich dem Feinde den Rücken kehrete.

Doch, gnädiger Herr, möchtet ihr auch nicht von den Kuhmäulern zusammengehauen werden. 's wär' Schade für einen edlen Herren, unter den Händen eines solchen Bauernvolkes zu fallen — und das könnte —

Noch nicht hatte der Rechberger seine Rede geendigt, so schlug Fingal an. Er hielt eine kleine Strecke hinter den Pferden der Herren; der Rechberger gab seinem Pferde die Sporen, es streckte sich im Laufe, und des Herzogs, so wie Gailings Roß, folgten in gleichem Laufe. Aber es schien wenig mehr zu nützen, bald tönte Pferdegetrapp in die Ohren der Herren, bald sah man blinkende Helmkappen und Blitzen der Gewehre.

Es waren die Schweizer-Söldner, welche sich nicht damit begnügt hatten, zu Rottweil gegen den Herzog ihre Rohheit ausbrechen zu lassen, sondern ihn auch bis Rottenmünster verfolgten, um ihn ihrer unbändigen Wuth zu opfern. Eben waren sie den Herren im Rücken, da öffnete sich das Klosterthor, um die Verfolgten aufzunehmen. — Kaum hatten die schirmenden Mauern den Herzog und seine Begleiter aufgenommen, so standen schon die wilden Söldner vor dem Thore, das der Pförtner hinter den Herren schnell verriegelt hatte. Der Herzog war mit den Seinigen in Sicherheit, aber nur auf kurze Zeit.

Bald hörte man das Gelärm der Söldner vor dem Klosterthore; es ertönten die Morgensterne der einen auf den Thorriegel, und die Streitärte der andern hieben gewaltig auf die eichenen Dielen des nicht gar fest gezimmerten Thors.

Mit Schrecken erfüllte dieser Auftritt die Bewohnerinnen des Convents: alle liefen der Kirche zu, und suchten Schutz hinter dem Altar. Der alte Rechberger begegnete der zitternden Schaar der Nonnen auf dem Kreuzgange; bleibet doch in euern Zellen, ehrwürdige Frauen, rief er ihnen zu — es ist ja nicht auf euch abgesehen — meinen Herrn und uns suchen die Tobenden — euch werden sie nichts anhaben; zudem ist das Thor ja feste, und wird wohl ihren Hieben widerstehen; und, so sie auch eindringen, wir sind Männer genug, um ihnen mit der Faust zu begegnen, oder uns durchzuhauen — aber euch soll kein Haar gekrümmt werden, bei St. Görgen. — Doch die Nonnen hörten nicht auf des Rechbergers Trostwort. Sie folgten, ohne sich umzusehen, ihrer Vorsteherin, der klugen Frau Willibürg.

Bisher hatte der Herzog von den Fenstern seines Gemachs dem Lärmen der vor dem Thore tobenden Söldner zugehört — er hatte es kaum für nöthig gehalten, mit den Seinigen nur einigermaßen Widerstand zu leisten, vertrauend auf die Festigkeit des Thors, an dem sich wohl zuletzt die Wuth der Söldner brechen würde. Aber es wurde auf einmal bedenklicher. Die Riegel krachten, und durch die klaffenden Dielen sah man schon das Eisen der Aexte blinken. Jetzt ist es Zeit, rief der Herzog, um den Wichten

zu begegnen — kommt, wir wollen sehen, ob wir sie nicht zurücktreiben. Eben wollte er mit Johannes Gailing, dem alten Rechberger und den beiden Rittern Hans Dunz und Sebastian von Schorndorf durch die Thüre gehen, da trat Leonhard Zeller ein — flüchtet euch, ihr Herren, rief er, sonst seyd ihr verloren; die Thore sind erbrochen, und viele Hunderte der elenden Wichte sind in den Hof gedrungen — bis sie die Hausthüre erbrechen, die ich fest verriegelt, rettet ihr euch in den Klostergarten, und dort wird sich schon ein Ausweg finden. Eure Pferde will ich nachbringen, dafür laßt mich sorgen. — Nur mit Mühe konnte der Herzog dazu bewogen werden, die Flucht zu ergreifen. — Es war wirklich dem so gewesen, wie Leonhard gesagt hatte. Kaum waren die Herren die Treppe hinabgestiegen, so tönte schon die Hausthüre von den Schlägen der Söldner. Noch zeitig kamen die Herren in den hinteren Hofraum, und von da in den Klostergarten, der von einer ziemlich hohen Mauer, ohne Ausgangspforte umgeben war. Der untere Theil der Mauer war an einigen Orten ein wenig schadhaft, und so war es den Fliehenden möglich, hier etwa sich einen Ausweg zu bereiten. Bald hatten sich die beiden Ritter Sebastian von Schorndorf und Hans Dunz auf die Mauer geschwungen — sie wollten dem Herzog die Hand geben, um ihm hinauf zu helfen, er wies sie zurück und rief: nicht mich, sondern diese meine beiden Getreuen rettet zuerst, ich will mir selbst durchhelfen. Er ließ sich nicht davon abtreiben, dem alten Rechberger und Johannes Gailing mit eigner Hand auf die Mauer

zu helfen, während die beiden Ritter von oben ihre Hülfe leisteten. Philipp von Rechberg und Johannes Gailing waren glücklich auf die Mauer gekommen; der Herzog war noch im Garten, und mit ihm der treue Fingal. Zur nemlichen Stunde drangen die Söldner, nachdem sie die Hausthüre erbrochen, auch in den Garten. Gebt die Hand, gnädiger Herr, sehet dort die Feinde, riefen die Ritter auf der Mauer dem Herzog zu, der sich gerade hinaufschwingen wollte — aber ein Steinchen an der Mauer trennte sich los, der Herzog war wieder auf dem Boden, und nur eine kleine Strecke von ihm mehrere Söldner, die mit ihren Waffen auf ihn zu eilten, und ihn schon als Opfer ihrer Wuth betrachteten. Als der treue Hund sah, daß Feinde auf den Herzog losrannten, sprang er wüthend ihnen entgegen, und hielt sie lange ferne von ihm. In dieser Zeit gewann er Gelegenheit, sich noch einmal die Mauer hinan zu schwingen; es gelang, die Ritter boten ihm die Hand, und er war gerettet. Aber noch von der Mauer herab sah er, wie das treue Thier von einer Streitaxt getroffen niedersank. Seinen sterbenden Blick richtete der treue Hund gegen die Mauer, um die noch zu suchen, denen er im Leben so treu gedient hatte. So rettete eigentlich Fingal den Herzog, der wohl ohne des Hundes Dazwischentreten ein Opfer seiner rohen und blutgierigen Feinde geworden wäre. Die standen racheschnaubend unter der Mauer, welche die Geretteten und die Verfolger trennte. — Was Meister Leonhard verheißen, das hatte er auch geleistet — die Pferde standen schon jenseits der Mauer, gesattelt und gezäumt. Die Herren schwangen sich

rasch hinauf und gaben ihnen die Sporen. Als die Feinde gleichfalls die Mauer erstiegen, hatten sie nur den Aerger, die Reitenden schon in bedeutender Ferne zu erblicken.

Die ganze Nacht hindurch ritten die Herren; als die Sonne aus dem See stieg, da waren sie schon eine gute Strecke durch den Höhgau geritten — bald standen sie am Fuße des Kräherbergs, und hinter ihm bot ihren freundlichen Willkomm die herrliche Veste Hohentwiel.

Sey mir gegrüßt! rief der Herzog, als er sein liebes Hohentwiel erblickte — du meine erste, du meine letzte Zuflucht. Am Fuße des Hohentwieler Bergs traf auch Meister Leonhard sammt dem Reste der Mannschaft des Herzogs mit den Herren zusammen.

Während sie den Berg hinanritten, kehrte des Herzogs trübe Stimmung wieder; er neigte sein Haupt fast gegen des Pferdes Mähne — sie kamen zur ersten Pforte: Hie gut Würtemberg alweg! tönte die Losung — wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch den Herzog — er richtete sein Haupt wieder in die Höhe, und blickte heiter umher, der zuvor so düster Gestimmte. Hie gut Würtemberg allweg — so riefen Ritter und Knechte, während man einzog, und freudig empfing Fritz von Schweinsberg die Zurückkehrenden.

XXVII.

Auf Freitag Jubilate, das ist auf den zehnten Tag des Maien, so berichtet die Urkunde, aus der wir unsere Geschichte entnommen, da ward zu Mörsburg

auf offenem Markt eine Brücke (ein Gerüst) aufgerichtet, darauf ist gesessen der Weihbischof, Melchior Fattlin, mit seinem Meßgewand angethan, links und rechts neben ihm die Aebte von Petershausen und Kreuzlingen, sodann der Generalvikar, Dr. Speisser, mit andern geistlichen und weltlichen Richtern, die dazu gehörten. Eine Menge Volks umgab das Gerüste in dichtgedrängten Reihen. Die Vornehmeren hatten sich in Häusern eingefunden, die den Marktplaz umgaben — alle Fenster waren angefüllt, und man sah wohl, daß ein wichtiges Schauspiel vor sich gehen sollte. — Lange Stille herrschte unter der Volksmenge, die das Gerüst umstand; Alles war mit gespannter Aufmerksamkeit gegen das Gerüste hin gerichtet, auf dem die Herren saßen, ohne ein Wort unter einander zu wechseln, wie steinerne Bildsäulen, die man zur Schau ausstellt. Auf einmal wurde es laut unter der Menge — aller Köpfe drehten sich gegen die Hauptstraße, welche auf den Marktplaz führt. Ein langer Zug bewegte sich von jener Seite her, Schergen machten Bahn durch die Volksmenge, der Kreis öffnete sich, und man erblickte die Reihe der langsam Einherschreitenden. Voran zogen Knechte mit Hellebarden; hinter ihnen ging derjenige, ob dem sich am heutigen Tage so viel Volks versammelt hatte — Johannes Heuglin, angethan mit einem schwarzen Rocke. Seine Schritte waren kräftig, in die Höhe gerichtet sein Haupt; nur zuweilen neigte er es gegen einen Mann im Priesterkleide zur Rechten, und man sah, daß er begierig auf seine Worte hörte — es war sein Freund und Nachbar, der Pfarrherr von Bod-

mann, der mit vieler Mühe es erlangt hatte, daß er seinen Freund auf diesem schweren Gange begleiten durfte. Seine Schritte waren wankend, auf seinem Gesichte lag der Ausdruck des tiefsten Schmerzes — leicht hätte man glauben können, er seye derjenige, der den schweren Gang machte, und Johannes sey der Tröstende. Des Priesters zur Linken achtete Johannes Heuglin gar wenig — er war immer von ihm abgewandt, und schien auf sein Geplauder wenig zu hören. Hinter diesen dreien folgte wieder eine Schaar von Knechten — viele, um den einzelnen zu bewachen, in dem gewiß kein Gedanke an die Flucht war, der sich vielmehr freute, vor so vielem Volke seine Unschuld darzuthun. Als der Zug am Gerüste ankam, traten die Knechte rechts und links, und stellten sich im Kreise rings um das Gerüste auf.

Johannes Heuglin trat vor auf die Treppe, die zum Gerüste führte, der Pfarrherr von Bodmann und der andere Geistliche blieben zurück. Oben angekommen auf dem Gerüste stand er hin, und sein Auge blickte frei und offen über die Menge; er trat vor den Stuhl des Weihbischofs und machte eine tiefe Verbeugung — die andern Herren schien er wenig zu beachten. Bald standen zwei der Herren von ihren Sitzen auf, und traten nahe zu Johannes Heuglin — den einen hatte Heuglin noch nie gesehen, es war der Notar, welcher die Anklage-Schrift in den Händen hielt, der andere war ihm nur zu wohl bekannt — Johannes Schlüpf, sein Ankläger, lehnte sich an die Seite des Notars, so daß der Frühmesser nur ein wenig anf sein tückisches Gesicht schauen konnte.

Das Gericht über Johannes Heuglin nahm seinen Anfang, während die Versammelten in ihrem Herzen schon längst das Urtheil über ihn gefällt hatten.

Vor diese hochwürdige Versammlung, so begann der Notar mit lauter Stimme, haben wir dich, Johannes Heuglin, gestellt, und klagen dich an, als einen Ketzer.

Mit kräftiger Stimme antwortete Heuglin: hier steh' ich, aber es soll sich nimmer erfinden, daß ich ein Ketzer, wiewohl ich als solcher angeklagt bin, denn ich habe nichts gelehret noch anders gehalten, denn die Lehre Christi und des Apostels Paulus; so ich aber darin irre, will ich mich durch göttliche Geschrift eines Besseren berichten und weisen lassen.

Johannes Schlüpf flüsterte dem Notar etwas in die Ohren, der entfaltete sein Pergament und verlas die Anklagepunkte in deutscher Sprache. Als er geendet, sprach Heuglin: nun, so erlaubt mir, daß ich mich verantworte auf alles das, dessen ihr mich anklaget, und lasset mich reden in deutscher Sprache, damit Jederman mich verstehen möge.

Da trat Dr. Speisser hervor, und rief: nicht also, es gebühret sich nicht, vor den Laien davon zu reden; darum sind wir auch nicht da, sondern du sollst antworten kürzlich: auf jeden Artikel: ich glaub's oder ich glaub's nicht.

Es geschehe der Wille Gottes, sprach Heuglin, und ihm will ich meine Sache empfohlen haben.

Nun verlas der Notar die Artikel der Urgicht zum zweitenmal auf folgende Weise.

Johannes Heuglin hat gelehrt, man soll keine Obrig-

keit haben; alle Christen seyen frei, und nicht schuldig, weder Fall noch Laß zu geben.

Heuglin antwortete: ehrwürdige, hochgeehrte Herren, das hie verlesen worden ist, wie ich eine weltliche Obrigkeit verworfen, ist nicht wahr; da ich nie anders geglaubt noch gelehrt habe, denn daß man einer Obrigkeit soll gehorsam seyn, welches die ganze Schrift voll ist. Ich habe auch bis auf diese Stunde eine Obrigkeit gehalten, wie ein Christenmensch soll, und habe meinen gnädigen Herrn von Kostniz als für meinen Obern erkannt. Wahr ist es, und ich halte dafür, daß alle Christen frei sind: allein ihr müßt mich recht verstehen, ich rede nemlich hier von der Freiheit des Gewissens, wie denn ihr Gelehrte das wohl wisset, wenn ihr es je wissen wollt.

Heuglin wollte weiter reden von christlicher Freiheit, aber der Generalvikar verbot ihm, weiter über diesen Gegenstand zu sprechen. Der Notar las weiter in seinem Pergament.

Johannes von Lindau hält und glaubt, es seyen nur zwei Sakramente, nemlich das des Altars und der Taufe, die andern fünf verachtet und verwirft er.

Heuglin antwortete: ich halte die Lehre von den 7 Sakramenten, aber mit dem Unterschiede, daß nur zwei zur Seligkeit nothwendig seyen, denn wir sehen Viele sterben, ohne das heilige Oel, so sind nicht alle geweiht oder verheurathet, und doch ist Niemand dawider, daß solche Leute auch selig werden ohne diese Sakramente.

Diese Antwort mißfiel dem Vikar. Schweig, schrie er, des Disputirens wegen sind wir nicht hier, sondern

du hast nur zu sprechen auf den Artikel: ich glaub's oder ich glaub's nicht.

Heuglin wandte sich zum Generalvikar und sprach: o lieber Herr, übereilet euch nicht an mir, ich sage euch, es steht ein groß Urtheil von Gott darauf. Es steht geschrieben: ihr Menschenkinder richtet gerecht — diesen Worten fügte er noch viele schöne Sprüche bei, worin er sie ermahnte, sie möchten ihn unterrichten, so er irre, indem er sich gerne wolle zurecht weisen lassen. — Diese letzten Worte sprach Heuglin mit so bewegter Stimme, daß alle, die um das Gerüst herumstanden, zu Thränen gerührt wurden. Aber der Generalvikar ließ sich nicht bewegen, er wiederholte sein früheres Wort, daß der Angeklagte nichts weiter thun soll, als auf jeden Artikel sprechen: ich glaub's oder ich glaub's nicht.

Auf dieß erwiederte Heuglin: es ist doch noch nie erhört worden von Christenleuten, daß sie sich unterstunden, eines Menschen Glauben zu richten. Da greifet ihr Gott in sein Urtheil, dem es allein zusteht, über die Gewissen der Menschen zu urtheilen. Ach! barmherziger Gott! lasset mich doch bei dem bleiben, dabei die schnöden Juden unsern Herrn Christum bleiben ließen. Denn als er vor den Bischof Anna geführt wurde, da fragte man ihn nicht, was er glaubete, sondern was er gelehret habe. Darum steht euch nicht zu, über meinen Glauben zu urtheilen. Nun hab' ich doch solches nicht gelehrt, und so ich es gelehrt hätte, so gebet Zeugniß, daß es übel gelehrt sey.

Der Notar las weiter: Johannes von Lindau hält

und glaubt, daß die guten Werke weder ersprießlich noch verdienstvoll seyen zur Seligkeit.

Heuglins Antwort lenkte sich dahin: die guten Werke sind nichts, wenn sie nicht aus rechtem Glauben geschehen, sonst sind sie nur eine Gleißnerei, darum einst Christus die Juden strafte.

Es wurden die übrigen Anklagepunkte verlesen.

Johannes von Lindau hält keinen Feiertag noch Unterschied der Tage, denn allein den Sonntag und unserer Frauen Tag.

Auf dieß erwiederte Heuglin: Wider dieß habe ich nie viel geredet oder davon gelesen, ich sage aber, es wäre viel besser, werken (arbeiten) denn die ganzen Feiertage tanzen, springen, trinken, spielen und dergleichen; das ist auch Augustins Meinung. Ich habe keinen Feiertag abgethan, lasse hierin die Obrigkeit walten, und rede nicht wider eine gute Satzung, sondern nur gegen die Mißbräuche, so damit geübt werden.

Nun ging man zu den Hauptanklagen über — der Notar verlas: Johannes von Lindau hat lutherische Bücher gelesen.

Heuglin bejahte es, und fügte bei: ich habe vermeint, es wäre nicht wider die Obrigkeit, was einer liest, weil geschrieben steht: prüfe alle Dinge. Mit guter Meinung darf man doch wohl Alles lesen.

Ein anderer Klageartikel: er hat lutherische und unlutherische Predigten gehört, doch haben ihm die lutherischen besser gefallen, denn die unlutherischen.

Heuglin antwortete: ihr möget ein Ding nehmen, wie ihr wollet — das Wort Gottes ist mir nicht

lutherisch: mir gefällt keine Lehre wegen Luther, sondern deßwegen, daß es mich herzlich bedünkt, es sey Wahrheit. Luther ist ein gelehrter Mann, und ich ein armer Mensch, darum ich weder dem Luther noch keinem Anderen seine Lehre beschirmen kann. Allein ich will nur das verantworten, dadurch ich begehre, mein Gewissen vor Gott frei zu halten. Das, hoff' ich, sey meinem Leben kein Nachtheil.

Weiter: Johannes Heuglin hat ein neues Testament bei sich gehabt, das er an hundert Orten verfälscht hat.

Dagegen Heuglin: es ist wahr, ich habe ein neues Testament gehabt, aber ich habe nichts Falsches in der Dolmetschung bemerkt, vielweniger habe ich es selbst verfälscht.

Der Notar fuhr fort: Johannes von Lindau hält dafür, daß man den Laien das Sakrament unter beiderlei Gestalt geben soll.

Heuglin bejahte es — also hat Christus es eingesetzt, und Paulus hatte es auch im Brauch: dabei will ich bleiben — es geschehe recht der Wille Gottes.

Nun schritt der Notar zu einem Anklagepunkt, der den Frühmesser leicht aus der Fassung bringen konnte, während er bei den übrigen kräftig und entschlossen sich verantwortete. Der Notar las: weiter lehrt Johannes von Lindau und glaubt, daß die Pfaffen, ohne um Erlaubniß einzukommen, Weiber nehmen dürfen, und wo er die weltliche Obrigkeit nicht mehr dann Gott gefürchtet hätte, so hätte er selbst auch eine Ehefrau genommen.

Johannes Heuglin bekannte sich zu diesem Artikel

und sagte: er hoffe, es möge ihm nicht schaden. Seine Stimme bebte, während er sich rechtfertigte, und er schlug die Augen nieder, da er doch bei den übrigen Anklagen über die Versammlung so wie die Volksmenge so frei und offen hingeblickt hatte. Dem Generalvikar entging es nicht, wie Heuglin bei dieser Anklage so betroffen war. Er lachte voll Freude, als er sah, wie diese Anklage auf einmal eine so große Aenderung seines Wesens herbeigeführt hatte. Heuglin blickte auf, und sah sein spöttisches Lachen; er wandte sich zu dem Generalvikar und sprach mit so beweglicher Stimme, daß es Allen durch Herz und Seele drang: Lieber Herr! warum lachet ihr über mich? Ich bin ein verlassener, elender Mensch, der das Auslachen nicht verdient. Lachet über euch selbst! Gott verzeihe euch, ihr wisset nicht, was ihr thut. — Darob war Dr. Speisser, der sich sonst vor bösen Sachen nicht schämte, verlegen und schamroth. Das Volk aber zeigte sein Mitleid mit dem armen Heuglin. Johannes Heuglin faßte sich wieder in seinem wehmüthigen Gefühl, und sprach: Hochwürdige Herren, nicht meine Lehre ist die Ursache, daß ich in das Gefängniß gekommen bin, daß ich unschuldigerweise so viele Martern ausstehen mußte — habe ich ja nichts anders gelehrt, als daß der Mensch verbunden sey, das zu halten, was in der Schrift seinen Grund hat — habe ich ja nie gesagt, daß man Satzungen verachten müsse, doch sollen die Gewissen nicht dadurch gebunden werden — nein, es ist der Haß und Neid eines Mannes, der mich schon seit Jahren verfolgt, und nun Alles aufbietet, um mich zu verderben. Ihr werdet seinem

Wunsche entgegenkommen — jedoch ihr könnet und möget mich nicht mit Recht zum Tode verurtheilen, da ich erbötig bin, von dem, was ich glaube, abzustehen, wie mich Jemand eines Besseren berichten will. Liebe Herren, übereilet euch doch ja nicht im Urtheil gegen mich, sondern besinnet euch wohl, was ihr thut, und gedenket, daß ihr auch einen Richter in Gott dem Herrn haben werdet. Doch möget ihr thun, wie ihr wollet — ich habe mich ganz Gottes Willen ergeben, er allein soll meine Hoffnung und Zuversicht seyn.

Nachdem sich Heuglin verantwortet hatte, wurden zwei Zeugen gegen ihn verhört. Als der Notar ihnen den Eid abnehmen wollte, sprach er: das möge Gott verhüten, daß diese Leute von meinetwegen einen Eid ablegen; ich traue, daß sie die Wahrheit sagen werden, und erlasse ihnen den Eid. Diese Zeugen sagten aus, diese und jene Aeußerung von Heuglin gehört zu haben, wie sie in den Anklagepunkten enthalten sind. Hierauf las der Generalvikar in lateinischer Sprache das Urtheil, welches auf deutsch also lautet:

Aus Vollmacht des allerehrwürdigsten Herrn Hugo Bischof von Kostnitz, verdammen, verwerfen und zertreten wir diesen Menschen als einen Ketzer und Feind der heiligen Mutter, der Kirchen, und einen Zerstörer des Glaubens, und gebieten, daß er, als ein Unwürdiger, der heiligen Weihe beraubt und entsetzt werden soll. — Nun sprach der Generalvikar zu den weltlichen Richtern: nehmet ihn, und verurtheilet ihn nach kaiserlichen Rechten, dieweil uns an Statt unseres gnädigen Fürsten und Herrn, des Bischofs

von Kostnitz, als der geistlichen Obrigkeit, weiter gegen ihn zu handeln nicht gebühret.

Ehe dieß geschah, stellte der Notar den Frühmesser noch einmal vor den Weihbischof und sprach: man soll ihn anlegen mit priesterlichem Gewand, und darnach wieder zugegen stellen. Das geschah. Als sich Heuglin anlegte, sagte er: Gott sey gelobt, daß ich mich bisher gehalten habe, wie ein frommer Priester vor der Welt; denn vor Gott rühm' ich mich keiner Sache. Er kniete nieder und betete einige Verse des Psalmen: Herr! ich hoffe auf dich. Nun zog ihm der Weihbischof seine priesterlichen Kleider ab, und entweihte und verwarf ihn mit so scharfen Worten, als wäre Heuglin der größte Verbrecher gewesen. Auf dieß schor man ihm ganz und gar das Haupthaar, und schabte den Chrisam von seinen Fingern ab. Nachdem dieß geschehen war, wurde er dem weltlichen Gericht förmlich übergeben. Kilian Reichlin von Meldegg, der Vogt von Mörsburg, nahm ihn, und fällte folgendes Urtheil über Heuglin:

Auf Johannes Heuglins von Lindau, des armen Mannes Verhandlung, Bekenntniß, Klag' und Widerred', erkennen die Herren, meine Richter, auf ihren Eid zu Recht, daß der arme Mann Johannes Heuglin besser todt, denn lebendig sey, und soll demnach dem Nachrichter zu Handen befohlen, und mit dem Feuer vom Leben zum Tod gebracht, sein Gebein und Fleisch zu Pulver und Aschen verbrannt werden, und so das geschehen, sey damit den kaiserlichen Rechten genug geschehen. — Als Johannes Heuglin dieses Urtheil hörte, sah er auf gen Himmel und sprach:

ach! möge es euch Gott verzeihen, ihr wisset doch nicht, was ihr thut; dir aber sey Lob und Dank, ewiger Gott, daß du mich gewürdiget hast, um deines heiligen Namens willen, auf diesen Tag Tod und Marter zu leiden.

Er stieg jetzt herab vom Gerüste; unten empfingen ihn wieder seine Wächter. In ihrer Mitte wandelte er bis an den nicht fernen Ort, wo der Holzstoß aufgerichtet war. Dicht gedrängt folgte die Menge, welche bisher den Gerichtsplatz umgeben hatte. Als Heuglin auf dem Richtplatz ankam, und den Holzstoß erblickte, sprach er mit lauter Stimme einige geistliche Lieder: Ehre sey Gott in der Höhe — Herr Gott dich loben wir — und mehrere andere. Er fiel nieder auf seine Kniee, und betete lange. Als er aufstand, nahte sich ihm der Priester, welcher bisher zu seiner Linken gegangen war; er sprach lange mit ihm, und es schien, als wollte er ihm etwas Wichtiges ans Herz legen. — Heuglin wendete sich von ihm weg, und hörte gar nicht auf ihn. Desto liebevoller blickte er auf seinen Freund und Nachbar, den Pfarrer von Bodmann, der ihn immer noch nicht verlassen hatte. Sie sprachen wenige, aber wichtige Worte miteinander. Erst als der Vogt Reichlin mit ernsten Worten mahnte, riß sich der gute Frommann von seinem Freunde — er drückte ihm zum letztenmale fest die Hand, und ein schwerer Seufzer preßte sich aus seiner Brust. Gott stärke dich, war sein letztes Wort — er wandte sich von Heuglin und verschwand unter der Menge. — Jetzt nahten die Henkersknechte und legten Hand an Heuglin; er zog selbst seine Kleider

aus, und ließ sich willig an den Pfahl binden. Um seine Füße wurde jetzt Reisig mit Stroh vermischt gelegt, dann umgab man ihn ringsum bis unter das Kinn mit Holz. Auf das Geheiß des Vogts wurde jetzt der Holzstoß angebrannt. Heuglin betete mit lauter Stimme mitten in den Flammen: Jesus Christus, du Sohn Gottes, in deine Hände befehl' ich meinen Geist. Schnell war das Holz vom Feuer ergriffen; man sah bald die Flamme über Heuglins Haupt, und seine Stimme erstickte. Durch die Flammen hindurch sah man nur noch ein wenig seinen Körper sich bewegen, in Kurzem aber hatte ihn die Flamme verzehrt. Kaum eine halbe Stunde war vorüber, so fiel der Pfahl, an den Heuglin gebunden war, zusammen, und man erblickte bald nur einen großen Kohlenhaufen und den verbrannten Leichnam des frommen Märtyrers.

Gaffend stand noch das Volk um die rauchende Stätte, eine lange Stille war eingetreten; auf einmal entstand ein Lärmen, der Kreis des Volkes öffnete sich schnell, und eine glänzende Ritterschaar trabte durch die leere Gasse. Voran ritt ein Führer im silbernen Helmschmuck, auf seinem Schilde prangten die 3 Hirschgeweihe von Würtemberg; wie mit einem Blitzschlag hatte die Schaar die Volksmenge getrennt, die jetzt auf allen Seiten auseinander stäubte. Eben fielen die Kohlen mit Heuglins Leichnam in Asche, als der Herzog mit seinen Rittern auf dem Richtplatz ankam. O Gott, rief Johannes Gailing, unsere Hülfe kommt zu spät — dort liegt die Asche meines Freundes — ach! warum sind wir nicht sogleich zu

seiner Rettung geeilt, als des Mägdleins Mutter, von Gewissensbissen gefoltert, uns anzeigte, wie unser theurer Freund in Gefahr schwebe. Er breitete schmerzvoll seine Arme über den Gluthaufen, und reiche Thränen fielen auf die Asche des vollendeten Freundes. Was hilft das Klagen, rief der alte Rechberger — er ist im Frieden unser Freund — er starb wie die frommen Märtyrer der Vorzeit, darum sey uns heilig sein Andenken. Ja, heilig sey uns sein Andenken, setzte der Herzog hinzu — das Andenken des frommen Märtyrers.

Der Herzog stieg herab von seinem Rosse und knieete nieder vor dem Aschenhaufen. Seine Begleiter folgten dem Beispiel. Er nahm den Helm ab, und sprach mit lauter Stimme: durch Marter und Leiden Vollendeter — zu spät kam unsere Hülfe — du bist jetzt gerettet zum bessern Leben; so war es Gottes Wille — unsere Hand sollte dich nicht retten, auf daß du uns wärest ein Vorbild, was das Christenthum in seiner Reinheit für eine Kraft wäre in dem Herzen seiner Bekenner im Leben, Leiden und Sterben. Drum wollen wir fest halten an dieser Lehre, die sich in deinem Martertode verherrlichet hat — bei deiner Asche, du durch Marter und Leiden Vollendeter, gelob' ich es, ich will geben dieses theure Kleinod der evangelischen Lehre meinem armen Volke, das noch irret in der Finsterniß des Aberglaubens, zur Stunde, wenn es Gottes Wille ist, mich zurückzuführen in das Erbe meiner Väter. — Amen, betete Johannes Gailing und alle übrigen, die um die Asche knieeten.

Schon hatte der Herzog mit seinen Rittern wieder

die traurige Stätte verlassen, und war seiner Veste Hohentwiel zugezogen. Der Platz, zuvor von Menschen angefüllt, war auf einmal ganz still und öde geworden, nur ein einziges Wesen erblickte man noch auf der Richtstätte. Es war ein Mägdlein mit aufgelösten Haaren, die unmittelbar nach dem Abgange der Ritterschaar zu dem Aschenhaufen geeilt war. Sie knieete mit gefalteten Händen auf der verglommenen Asche — in ihren rothgeweinten Augen waren die Thränen versiegt, nur ein schweres Stöhnen, kaum vernehmbar, preßte sich aus ihrer Brust. Lange lag sie so auf den Knieen — die Sonne sendete schon ihre letzten Strahlen herab, da raffte sie sich auf; sie zog ein Kästchen hervor, füllte es mit der Asche, an der sie geknieet hatte. Sie eilte hinab an das Ufer des Sees, und stieg in einen Nachen, der eben mit mehreren Andern vom Lande stieß, und nach Kostnitz fuhr. — Eben war Margaretha Blaarer zu Kostnitz mit ihrem Hausvölklein versammelt — so nannte sie die frommen Jungfrauen und Wittwen, die sich oft in ihrem Hause einfanden, um gemeinschaftlicher Andacht zu pflegen — da öffnete sich die Thüre, und Annele trat herein mit bleichen Wangen — sie trug unter dem Arme ein Kästchen, und in der Rechten einen Ring. Schüchtern trat sie vor Margaretha Blaarer, und reichte ihr den Ring dar. Sey mir willkommen, rief Margaretha, als sie den Ring erblickte, ich kenne den Ring — mein Bruder gab ihn dem, der ihn errettete von seinen Verfolgern. Dessen Reste dies Kästchen birgt, schluchzte Annele — der mein Theuerstes war im Erdenleben. So will ich durch Freundschaft dir ersetzen, was du verloren, rief Margaretha, und schloß die Weinende in die Arme — tröste dich bei dem, der da spricht: kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken, bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seele.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herzog Ulrich von Würtemberg oder der Märtyrer am Bodensee Ein Gegenstück zu 'Lichtenstein' von Wilhelm Hauff

Freiburg i. Br. 1837

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.825-m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723008-5